[illegible]

Literaturkunde

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von

Dr. [illegible]

Zweite, verbesserte Auflage

von

Dr. Joh. [illegible]

[illegible]

München, 1863.
Verlag der J. [illegible] Buchhandlung.
[illegible]

Kleine Literaturkunde

mit

Proben aus den Meisterwerken der alten und neuen Literatur.

Zum Unterrichte

für

Töchter der gebildeten Stände

von

Dr. Alexander Schöppner.

Zweite, revidirte Auflage

von

Dr. Joh. Nep. Ascholb,

Professor der Philosophie am kgl. Lyceum in Amberg.

München, 1863.

Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung.

(Schöpping.)

Dem

Andenken

des

hochwürdigen Herrn

Beda Weber,

Domkapitular's und Stadtpfarrer's zu Frankfurt a. M.

verehrungsvoll geweiht vom

Verfasser.

Vorwort.

Vorliegende Skizzen der Literatur sind bereits vor mehreren Jahren beim wirklichen Unterrichte entstanden. Die Genesung von einer schweren Krankheit gebot Enthaltung von anstrengenden Arbeiten: so wurde jener Entwurf vorgenommen, gefeilt und vollendet. Das Buch darf wohl eine nachsichtsvolle Beurtheilung in Anspruch nehmen, da es der erste Versuch ist, die gesammte Literatur in ihren Haupterscheinungen schulmäßig für Mädchenunterricht darzustellen. Es soll, wie der Augenschein lehrt, nur für das nothwendigste Bedürfniß dienen. Die Grundsätze der Bearbeitung waren folgende:

1. Eine Frau soll gebildet, nicht gelehrt sein. Ignorant oder Blaustrumpf — beides ist vom Uebel. Welches ist aber die rechte Mittelstraße? In keinem Theile der Pädagogik sind die Grundsätze so wenig festgestellt. Es gibt höhere Töchterschulen, wo die künftigen Hausfrauen sehr ausführliche Vorträge über deutsche Literatur anhören; es gibt andere, wo sie das Nibelungenlied kaum dem Namen nach kennen lernen. Ich für meine Person will mich lieber dem Vorwurfe des „Zuwenig" aussetzen, als jener verkehrten Mode huldigen, die da dickleibige Lehrbücher jeder Wissenschaft für Frauen verfertigt. Viele Frauen haben weder Zeit noch Lust, sich ein größeres Maß von Wissen anzueignen, als z. B. in unserem Buche geboten wird. Wer sich weiter belehren will, findet in den Anmerkungen hinreichende Winke und Angaben der besten Hilfsmittel dafür. Des „Zuviel" wird mich wohl Nie-

mand beschuldigen, der das unermeßliche Gebiet überschaut, das ein Unterricht der Literaturgeschichte zu durchlaufen hat, und der erwägt, welche Forderungen der Bildung das gesellige Leben heutzutage an Frauen der höheren Stände macht.

2. Der Unterricht in der Literatur setzt den Unterricht in der Weltgeschichte voraus oder geht Hand in Hand mit demselben. Daher sind alle Belehrungen über Geschichte — und was dazu gehört — Religions- und Staatswesen, ausgeschlossen.

3. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Poesie eine höhere Bedeutung für weibliche Gemüthsbildung hat, als die Literatur der Prosa. Wenn daher die Dichter weit ausführlicher, als die Geschichtschreiber, Redner, Philosophen behandelt sind, so wird das pädagogisch keiner Rechtfertigung bedürfen.

4. Nur die hervorragendsten Erscheinungen der Literatur sind geschildert, diese aber in einer gewissen Ausführlichkeit, während von vielen minder bedeutenden Schriftstellern sogar die Namen vermißt werden. Großer Unfug wird in dieser Hinsicht getrieben. Man zählt selbst in Compendien die Namen einer Legion von Schriftstellern auf und geht an dem Inhalte der Hauptwerke flüchtig vorüber. Der Gewinn aus solchem Verfahren ist Bücherkenntniß, aber nimmermehr Gemüthsbildung.

5. In der Darstellung der einzelnen Literaturen herrscht eine gewisse Ungleichmäßigkeit; einmal weil die pädagogische Bedeutsamkeit einer Literatur größer ist, als die einer andern; dann, weil eine bekannte und leicht zugängige Literatur, wie z. B. die neudeutsche, wohl kürzer gefaßt werden kann, als z. B. die altclassische oder altdeutsche. Hier ist es nicht genug, Namen aufzuführen, man muß mit dem Inhalt bekannt machen, auch thunlichst Proben mittheilen; außerdem bleibt jene Literatur für Frauen ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Man denke nur an das Nibelungenlied und Gudrun; gewiß sehr wenige Frauenzimmer lesen sie, sehr wenige kennen auch nur den Inhalt dieser herrlichen Dichtungen. Und so verhält es sich auch mit den Meisterwerken der griechischen und römischen, spanischen, theilweise sogar italienischen und englischen Literatur. So sehr es nun wünschenswerth schien, nicht nur eine

Anleitung zur Lectüre zu geben, sondern auch mit den Stoffen der Lectüre bekannt zu machen, so mußte doch in der Mittheilung von Proben das größte Maß gehalten werden, wollte man nicht das Lehrbuch zu einem bändereichen Lesebuch angeschwellt sehen.*) Ich habe daher nur bei jenen Literaturen Proben mitgetheilt, welche für die größere Zahl von Leserinnen nicht leicht zugängig sind. Schon bei der neuern französischen Literatur sind diese Proben sparsamer ausgefallen, weil die Kenntniß des Französischen ohnedem einen Hauptbestandtheil heutiger Frauenbildung ausmacht. Bei der neueren deutschen Literatur ist vollends auf alle Proben verzichtet, weil es zahlreiche Lesebücher gibt, weil selbst die vollständigen Classiker in den wohlfeilsten Ausgaben verbreitet sind, weil der Verfasser ein diesem Lehrbuche entsprechendes deutsches Lesebuch zu bearbeiten Willens ist. In den meisten Fällen ist meine Absicht erreicht, wenn die mitgetheilten Proben einen Vorgeschmack classischer Werke gewähren und zur weiteren Lectüre anregen.

6. Bei der Wahl von Uebersetzungen wurde mehr auf fließende, verständliche, als auf wortgetreue Ausdrucksweise gesehen. Eine Thiersch'sche Pindarübersetzung ist nicht Jedermanns Sache; nicht einmal Simrock ist für Frauen allezeit verständlich genug.

7. Ohne christlich-sittliche Grundlage hat das Studium der Literaturgeschichte für weibliche Bildung keinen Werth. Ich habe mich bemüht, einem Vorbilde, wie Vilmar, nachzustreben. Daß ich als Katholik nicht stumm und dumm an den gröbsten, namentlich durch Gervinus aufgekommenen, Vorurtheilen und Entstellungen vorüber gehen konnte, werden auch einsichtsvolle Protestanten natürlich finden.

Hinsichtlich der Behandlung so vieler sittlich bedenklichen Literaturerscheinungen hoffe ich, auch den strengsten Anforderungen genügt zu haben, so daß diese Literaturkunde selbst jüngeren Mädchen in die Hand gegeben werden kann. Wer in diesem Punkte noch mit mir markten wollte, der müßte überhaupt auf allen Literaturunterricht verzichten.

---

*) G. Weber's literar-historisches Lesebuch, sonst ein verdienstliches Unternehmen, wird sich eben seines großen Umfanges willen (5 starke Bände) schwerlich Eingang in die Schule verschaffen.

Es wäre wohl hier der Ort, die Namen meiner Vorarbeiter auf dem Felde der Literaturgeschichte aufzuzählen; indessen ziehe ich vor, statt einer Menge von Namen die Versicherung zu geben, daß ich nicht gedankenlos nur Lehrbücher benützt habe, sondern in den meisten Fällen auf Haupt- und Quellenwerke zurückgegangen bin. Nur Einen Namen kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen — Vilmar — dessen Buch unter allen ähnlichen Literaturwerken pädagogisch noch immer das werthvollste ist.

Der Herausgeber dieser Literaturkunde, deren durch die Vorzüge seines Geistes und Gemüthes gleich ausgezeichneter Verfasser in der Blüthe der Jahre das Zeitliche segnete, erlaubte sich nur kleine Ergänzungen und Veränderungen im Ausdrucke, weil ihm dieselbe ihrer Bestimmung ganz zu entsprechen scheint und ihm die besondern Wünsche der Anstalten, an denen sie eingeführt ist, nicht bekannt sind. Die verehrlichen Vorsteherinnen derselben würden den Herrn Verleger und ihn zu gleich großem Danke verpflichten, wenn sie die Abänderungen, welche sie für zweckdienlich erachten, der Verlagshandlung mit einigen Zeilen gütigst andeuteten, damit das Buch durch gewissenhafte Berücksichtigung derselben bei einer allenfalls nothwendigen dritten Auflage die ihm nach ihrem Ermessen entsprechende Gestalt erhalten könnte.

Die neuesten Erzeugnisse der Literaturen zweiten Ranges und zum Theil auch der deutschen wurden nur soweit berührt, als dieselben die weibliche Bildung zu fördern vorzüglich geeignet zu sein scheinen.

Amberg, den 6. März 1863.

Der Herausgeber.

Inhaltsübersicht.

IV. Christliche Literatur.

V. Italienische Literatur.

VI. Spanische Literatur.

VII. Französische Literatur.

VIII. Englische Literatur.

IX. Deutsche Literatur.

X. Literaturen zweiten Rangs: der Niederländer, Skandinavier, Slaven, Ungarn und Neugriechen.

Einleitung.

Was Literatur ist. — Wissenschaftliche und schöne Literatur. — Poesie und Prosa. — Epische, lyrische, dramatische Poesie. — Das Nothwendigste von der Verskunst.

Literatur heißt der Inbegriff der geistigen Erzeugnisse eines Volkes wie sie in gedruckten Schriften vorhanden sind, mit andern Worten, das Schriftwesen einer Nation.

Die Literatur wird gewöhnlich in die wissenschaftliche und in die schöne getheilt. Unter wissenschaftlicher Literatur begreift man die Schriften über Wissenschaften, wie Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, Medizin u. s. w. Zur schönen Literatur dagegen gehören Gedichte, Märchen, Erzählungen, Schauspiele u. s. w. Die schöne Literatur führt auch den Namen Nationalliteratur, weil man aus ihr ganz besonders Charakter und Denkungsweise einer Nation kennen lernt. Unsere Literaturkunde hat es vorzüglich mit ihr zu thun. Sie enthält zweierlei Arten von Schriftwerken, solche, welche der Prosa und solche, welche der Poesie angehören. Der Unterschied zwischen beiden liegt in der Form und im Inhalte. Die **Poesie** (Dichtkunst) bedient sich zu ihrer Form der Verse. Der Dichter, welcher in Versen schreibt, ist an eine bestimmte Form gebunden, daher heißt die Poesie auch gebundene Rede. Das Gegentheil davon ist die **Prosa** oder ungebundene Rede, in welcher die Worte frei, ohne jene Regelmäßigkeit der Form aufeinander folgen. Die prosaische Darstellung hat ihre Anwendung im gewöhnlichen Verkehr der Menschen; die poetische hingegen dient dazu, edlern Sinn und höhere Stimmungen der Seele auszudrücken. Vieles, was in Versen geschrieben ist, verdient noch nicht den Namen „Poesie“, wenn es ordinäre, gemeine Gedanken sind; hingegen ist mancher schöne Gedanke wahrhaft poetisch, wenn er auch in Prosa ausgedrückt ist,

wie z. B.: „Laß Rosen und Lilien auf deine Grabstätte pflanzen, laß ein Denkmal von Marmor deine Thaten verkünden, laß ein goldenes Kreuz über deinem Gebein errichten, — was frommt dir Alles, wenn deine Seele arm an Werken des Glaubens und der Liebe, reich an Sünde und Schuld dem Ausspruche des Weltrichters entgegen sieht.“ —

In der poetischen Literatur werden gewöhnlich drei Hauptgattungen unterschieden: Die epische, lyrische, dramatische Dichtung. Gedichte, welche erzählen und beschreiben, heißen epische. Dahin gehören **Balladen** und **Romanzen**, kleinere erzählende Gedichte, welche gemeinlich Volkssagen oder geschichtliche Heldenthaten zu ihrem Gegenstande haben, wie z. B. Schillers Gang nach dem Eisenhammer, der Taucher, die Bürgschaft u. s. w.

Unter den epischen Gedichten nimmt das **Epos**, Epopöe, oder Heldengedicht die vorzüglichste Stelle ein. Es ist eine größere erzählende Dichtung, welche in mehrere Abtheilungen zerfällt, die jedoch in sich ein Ganzes bilden. Kleinere Zwischenerzählungen, welche in das Ganze verflochten sind, werden Episoden genannt. Das Epos nimmt seinen Stoff gewöhnlich aus alter Heldensage. Wir Deutsche haben ein solches im Nibelungenlied. Außerdem gibt es noch kleinere **poetische Erzählungen**, sowie beschreibende Gedichte, welche ebenfalls zur epischen Poesie gehören, wie z. B. die Bilder aus dem Wüstenleben Afrika's von dem deutschen Dichter Freiligrath. Auch die **Idylle** ist eine epische Dichtung. Sie enthält Schilderungen eines unschuldigen und einfältigen Land- und Hirtenlebens, daher man solche Gedichte wohl auch Hirten- oder Schäfergedichte genannt hat.

Die zweite Art der poetischen Darstellung ist die **lyrische** oder Gefühlsdichtung. Unter lyrischen Gedichten versteht man **Lieder**, welche Gefühle und Empfindungen des Herzens schildern. Solche Lieder sind weltliche und geistliche, Volkslieder, Sonette, Oden, Hymnen, Elegieen u. s. w.

Das **Sonett** ist ein kleines lyrisches Gedicht, bestehend aus vier Gesätzen oder Strophen, von welchen die beiden ersten je 4 Zeilen, die beiden letzten je 3 Zeilen enthalten. Als Beispiel der besonders kunstreichen Form diene ein Sonett von Platen „an Venedig“.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinaus zu sehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspühlet!

In's Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben

Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

Ein frohes Völkchen lieber Müssiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger,
Und den Erzähler auf der Riva hören.

Eine höhere Gattung des Liedes ist die **Ode**; sie dient zur Schilderung erhabener, begeisterter Gefühle. Oden religiösen Inhaltes heißen **Hymnen**. Eine besondere Gattung des Liedes ist das **Klagelied** oder die **Elegie**.

Die dritte Hauptart der Poesie ist die **dramatische**. Drama heißt eigentlich Handlung. Im Drama wird eine Handlung so vorgestellt, daß die mitwirkenden Personen handelnd und redend vor unsern Augen erscheinen. Gewöhnlich unterscheidet man nach ihrem Inhalte drei Gattungen des Drama's: **Trauerspiel** (oder Tragödie), zur Darstellung ernster und unglücklicher Ereignisse, **Lustspiel** (Komödie) zur Darstellung heiterer Begebenheiten, **Schauspiel**, in der Mitte zwischen beiden. Jedes Drama bewegt sich im Gespräch, gewöhnlich Zweigespräch (Dialog), zuweilen auch Selbstgespräch (Monolog). In der **Oper**, einem musikalischen Drama, vertritt das sogenannte Rezitativ die Stelle des Dialogs, die Arie aber die Stelle des Monologs. Eine Anzahl Personen, welche gemeinsame Gefühle in Gesängen ausdrücken, bilden den Chor.

Zur dramatischen Poesie ist noch die **Kantate** zu rechnen, ein größeres Singgedicht mit Rezitativen, Arien, Chören. Die Kantate religiösen Inhalts heißt **Oratorium**.

Eine der epischen verwandte, von Vielen fälschlich als vierte aufgezählte Art der Poesie ist die **didaktische** Epik, d. h. die lehrende. Zu ihr gehören. Die **Fabel**, eine belehrende Erzählung, in welcher die Thiere anstatt der Personen handelnd auftreten; die **Parabel**, Veranschaulichung einer höheren Wahrheit durch ein erdichtetes Beispiel; die **Allegorie**, bildliche Darstellung einer Erscheinung, wie des Todes unter dem Bilde eines Engels, welcher die Fackel des Lebens senkt; die Satire (Spottgedicht), das Epigramm (Sinn- und Stachelgedicht).

Außer dem Inhalte der Poesie ist ihre Form zu betrachten, weil diese die Schönheit der Sprache nach den Gesetzen des Wohllauts offenbaren soll. Was in der Musik der Takt, ist in der Poesie der **Rhythmus**,

das heißt: der regelmäßige Wechsel von stark und schwach betonten (langen und kurzen) Silben. Eine Reihe von Worten, in welcher dieser Rhythmus herrscht, ist ein Vers. Der **Vers** zerfällt in **Takte** oder **Wortfüße**. Unter einem Fuß hat man die Zusammenstellung mehrerer, nach Länge und Kürze gemessener Silben zu verstehen. Darnach gibt es zwei-, drei-, viersilbige Füße. Die gewöhnlichsten Versfüße der Alten sind der **Jambe** (⏑—) z. B. Gestalt; der **Trochäus** (—⏑) z. B. Sonne; der **Spondeus** (——) z. B. langsam; der **Daktylus** (—⏑⏑) z. B. göttliche; der **Anapäst** (⏑⏑—) z. B. unerhört. Von **Versarten** werden am häufigsten genannt der **Hexameter**, d. i. Sechsmesser, weil er aus sechs Daktylen besteht, in deren leztem eine kurze Silbe fehlt und in den übrigen anstatt der Daktylen auch Spondeen vorkommen:

—⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑⏑ | —⏑

Horch, wie die Nachtluft spielt in den zierlichen Blättern des Ahorns.

Der **Pentameter** ist ein fünffüßiger Vers, aus Daktylen und Spondeen bestehend:

—⏑⏑ | —⏑⏑ | — | —⏑⏑ | —⏑⏑ | —

Diese vertrauliche Hand nagen die Würmer dereinst.

Hexameter und Pentameter vereinigt bilden ein sogenanntes **Distichon** (Doppelvers), z. B. folgendes von **Platen**:

Thöricht wähnst du o Mensch, als flechte der Weltenregierer
In das Gewebe der Zeit deinen phantastischen Wunsch.

Der Hexameter ist der gewöhnliche Vers des Heldengedichtes; das Distichon wird in Elegieen und Epigrammen angewendet. Jambisches Versmaß ist im Schauspiel gebräuchlich.

Mehrere, zu einem Ganzen verbundene Verse bilden eine **Strophe** (ein Gesätz). Die Strophe ist nach Anzahl der Verse zwei-, drei- oder mehrzeilig.

Eine große Rolle in der Poesie spielt der **Reim**, das heißt, der Gleichklang mehrerer Laute. Die alten Griechen und Römer verschmähten ihn, erst die Poesie des Mittelalters hat ihn angewendet. Gewöhnlich ist der Reim Endreim, d. h. er steht am Schlusse des Verses. Früher war auch ein Anreim in der deutschen Dichtkunst gebräuchlich; er besteht in der Wiederkehr derselben Konsonanten zu Anfang des Verses und heißt **Alliteration**, z. B.

Roland der **R**ies', am
Rathhaus zu Bremen
Steht er im **S**tandbild
Standhaft und wacht.

Außerdem unterscheidet man männliche oder einsilbige Reime, wie: Nacht, Schlacht, und weibliche oder zweisilbige, als: Munde, Kunde. Die malerische Wirkung reiner und neuer Reime in einem Gedicht erhellt z. B. aus folgenden Versen Göthe's:

Da pfeift und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelts und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pisperts und knisterts und flüsterts und schwirrt.

Anmerk. Zur weiteren Belehrung über die hier gegebenen Vorbegriffe bietet eine große Zahl deutscher Styl- und Verslehren Gelegenheit.

Für diejenigen Leserinnen, welche die vorliegenden Anfangsgründe der Literaturkunde fortsetzen und einzelne Erscheinungen der Literatur näher kennen lernen wollen, sind die für Frauen geeigneten Bücher jedesmal am Schlusse der Abschnitte und Paragraphen verzeichnet. Hier sind nur etliche allgemeine Literaturwerke namhaft zu machen. Obenan steht noch immer: Fr. Schlegel's Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen gehalten in Wien 1812. Die Fortsetzung von Th. Mundt ist bei der einseitigen Auffassung des Verfassers nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Gleiches gilt von G. Weber's, sonst sehr praktischem, Literar-historischem Lesebuche (5 Thle. 1852). Zu empfehlen sind die Proben der Nationalpoesieen in W. Menzel's Gesängen der Völker (Lpz. 1851), während O. L. Wolff's Poetischer Hausschatz des Auslandes (1847) nur Uebersetzungen einiger neueren, besonders französischen, Dichtungen enthält. Höchst interessant und unterhaltend zu lesen ist Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen, deutsch von Liebrecht (1851). — Gründlich, aber trocken, obwohl von dem Lehrer einer Töchterschule geschrieben, ist A. Fuchs Grundriß der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer (1846). — Unbedingt zu warnen ist vor J. Scherr's für Laien verfaßter Allgem. Gesch. der Literatur (1851), einem christusfeindlichen, frivolen Buche, sowie vor dessen Bildersaal der Weltliteratur (1847).

Erster Abschnitt.

Morgenländische Literatur.

Chinesen.

§. 1. Eines der ältesten gebildeten Völker der Welt sind die Chinesen. Sie haben schon lange vorher Bücher gedruckt, ehe die Buchdruckerkunst in Deutschland erfunden wurde. Auch in andern nützlichen Erfindungen waren sie den Europäern voraus, wie im Gebrauche der Magnetnadel, des Schießpulvers, des Porzellans. Kenntniß des Lesens und Schreibens ist unter den Chinesen allgemein, auch besitzen sie eine außerordentliche Menge gedruckter Schriftwerke; jedoch sind sie seit vielen hundert Jahren immer auf derselben Stufe ihrer Geistesbildung stehen geblieben. Die chinesische Literatur ist nur dem kleinsten Theile nach in Europa bekannt. Am berühmtesten sind die Schriften des Weltweisen **Confucius** (richtiger Kong-fu-tse), welcher im sechsten Jahrhundert vor Christus gelebt hat und seine Lehren der Weisheit und Tugend nicht nur bei Lebzeiten, von Ort zu Ort wandernd, gepredigt, sondern auch den Chinesen schriftlich hinterlassen hat. Er hat auch die schönen, alten Lieder gesammelt, welche in dem Liederbuch Schi-king enthalten sind. Der deutsche Dichter Rückert hat uns damit durch eine herrliche Nachbildung bekannt gemacht. Hier folgen etliche

Chinesische Sprüche und Lieder.

1. Ein tugendhafter Herrscher ist dem Nordstern gleich. Er stehet fest, und alle Gestirne umkreisen ihn.
2. Wenn ihr eure Andacht verrichtet, so denkt euch die Gottheit als gegenwärtig.
3. Hast du eine Pflicht überschritten, so scheue nicht den Rückweg.
4. Wenn ich am Morgen Weisheit lerne, und schon am Abend stürbe, so kann ich mich glücklich preisen.

5. Wenn ein Vogel dem Tode nahe ist, so wird sein Gesang klagend, wenn ein Mensch dem Tode nahe liegt, so sind seine Worte ernst und heilsam.

6. Menschen von dem ersten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise;
Menschen von dem zweiten Range
Werden weise, lernen aber lange;
Menschen von der letzten Sorte
Bleiben dumm und lernen Worte.

7. Nicht den leicht'sten Fehler kannst du hegen,
Der mit schwerem Schaden dich verschone;
Doch auch nicht die kleinste Tugend pflegen,
Die sich dir nicht zwiefach lohne.

8. Halte für gering kein Laster, um es zu begehen,
Keine Tugend für gering, sie zu übersehen.

9. Bunt gefärbt sind anzuschauen
Maulbeerblätter, eh' sie fallen:
So auch nach dem Fall die Frauen,
Wenn sie trachten zu gefallen.
Wenn vom Ast die Winde fegen
In den staub'gen Weg die Blätter,
Nicht mehr wäscht sie rein der Regen
Und kein Lenzwind macht sie glätter.
Ist gestrauchelt auch ein Mann,
Hält's ihn doch nicht immer nieder,
Dem gefall'nen Weibe kann
Nichts die Reinheit geben wieder.

Anmerk. Ausführliche Lektüre gewährt: Chi-King, chinesisches Liederbuch, deutsch von Rückert, Altona 1833.

Inder.

§. 2. **Auch die Literatur der Inder reicht in die ältesten Zeiten hinauf. Die alten Bücher dieses Volkes sind in der Sanskritsprache verfaßt, welche zwar heutzutage nicht mehr gesprochen, wohl aber von den Priestern der Inder und auch von unsern europäischen Gelehrten verstanden wird. Unter den Schriftwerken der alten Inder nehmen die erste Stelle vier heilige Bücher ein, welche den Namen Vedas führen. Sie enthalten größtentheils Lehren und Vorschriften der Religion, Opfergebräuche, Lieder, Gebete. Beispiel eines Gebetes aus den Vedas:**

An die Morgenröthe.

1. Auf steigen der Morgenröthe glänzende Strahlen wie gelbe Wogen; sie macht Alles zugänglich und offen, hell ist die hehre Morgenröthe.

2. Glücklich wirst du gesehn und weit strahlend; dein Glanz und deine Strahlen steigen zum Himmel. Offenbar machst du deine Gestalt, glänzende Göttin Morgenröthe, schimmernd in Strahlen.

3. Es fahren hin, die schimmernden, großen und gepries'nen, die glänzenden, gelben Strahlen. Wie der pfeilschießende Held die Feinde vertreibt, so verjagt sie schnell die Schaaren der Finsterniß.

4. Bahnen hast du und Pfade in den Bergen und in unwegsamer Gegend; bringe uns, du auf großem Wagen Erscheinende, Speisen zum Genuß, du Tochter des Himmels.

5. Mit Rossen fährst du, unbesiegte Morgenröthe, Reichthum bringst du nach Wunsche, du Tochter des Himmels, welche angerufen wird bei dem Morgengebet.

6. Bei deinem Lichte verlassen die Vögel und die Speise genießenden Menschen ihre Wohnung; dem, der dir nahe ist, giebst du viele Güter, göttliche Morgenröthe, deinem sterblichen Diener.

Religiösen Inhaltes sind außerdem mehrere große Epopöen oder Heldengedichte der Inder, wovon die beiden berühmtesten Ramayana und Mahabharata genannt sind. Der Ramayana erzählt die Schicksale des Rama, welcher Indien erobert und die Welt von einem bösen Riesenkönige befreit. Der Mahabharata beschreibt den Vernichtungskampf zweier alten Fürstengeschlechter, in welchen eine Menge Herrscher und Völker hineingezogen werden. Beide Heldengedichte sind sehr umfangreich und mit vielen Episoden, zum Theil belehrenden Inhaltes, verflochten.

Auch im Drama haben die Inder herrliche Dichtungen aufzuweisen. Eines der schönsten Werke dieser Art ist die weltberühmte Sakuntala, verfaßt von Kalidasa. Ihr Inhalt ist kurz folgender. Sakuntala war die Tochter eines weisen Königs und wurde fern vom Hofe in einem stillen Walde von einem Einsiedler erzogen. Hier findet sie Duschmanta, ein indischer König, auf der Jagd, erfährt ihre königliche Abkunft und nimmt sie zur Gemahlin. Darauf gibt ihr Duschmanta seinen Ring und kehrt mit dem Versprechen, sie abholen zu lassen, an seinen Hof zurück. Sakuntala versündigt sich unterdessen gegen einen frommen Brahmanen (Priester) durch Vernachlässigung der Gastfreundschaft. Der Brahmane spricht über sie den Fluch aus, von Duschmanta vergessen zu werden. Nur wenn Duschmanta seinen Ring erblickte, sollte der Fluch gelöst sein. Bald darauf macht sich Sakuntala auf, ihren Gatten zu suchen. Auf der Reise verliert sie beim Uebersetzen über einen Fluß den Ring. Die Folge davon ist, daß sie von Duschmanta nicht mehr als seine Gemahlin erkannt und aufgenommen wird. Da kommt eine Fee der Verlassenen zu Hilfe und entrückt sie den Augen der Welt in einen einsamen Wald. Bald darauf bringt ein Fischer dem Könige den Ring, worauf sich Duschmanta seiner Gattin erinnert und von großer Sehnsucht nach ihr erfüllt wird. Durch die Hilfe eines Gottes erfährt er den Aufenthaltsort der Verlornen, eilt dorthin und findet zuerst seinen Sohn, welchen Sakuntala unterdessen geboren, einen wahrhaft königlichen Knaben, der einen jungen Löwen zu seinem Spielzeug hat. Darauf erfolgt die Wiedererkennung.

Hebräer. Perser. Araber.

§. 3. Das wichtigste Volk des Morgenlandes für uns sind die **Hebräer**. Ihre Literatur begreift die Sammlung von Schriften, welche wir die heilige Schrift des alten Bundes nennen. Die Kenntniß dieser Bücher und ihres Inhaltes macht einen wesentlichen Theil des Unterrichtes in christlichen Schulen aus, daher sie hier als hinlänglich bekannt vorausgesetzt wird.

Auch die **Perser**, oder richtiger, das von ihnen unterworfene Volk der Arier, besaßen uralte Religionsbücher, von welchen Bruchstücke erhalten sind. Die Sammlung derselben heißt **Zendavesta** (d. h. in der Zendsprache geschriebenes göttliches Wort), ihr Urheber Zoroaster. (Die Kenntniß der darin enthaltenen persischen Religion ist Sache des Geschichtsunterrichts.)

Die neupersische Literatur beginnt erst mit der Zeit, da die Religion Mohammeds in Persien eindrang. Der Geist dieser Religion ist in der persischen Dichtkunst ausgeprägt. Sie schwelgt im Sinnengenusse und versenkt sich in Beschaulichkeit. Der erste große neupersische Dichter war der Epiker **Firdussi**, d. i. der paradiesische. Er hat in seinem Schahnahmeh (Königs- oder Heldenbuch) die ganze Geschichte der persischen Nation in 60,000 Doppelversen besungen. Dieses großartige Werk ist in edler Einfalt gedichtet und reich an den herrlichsten Schilderungen.

Unter den mystischen (beschaulichen) Dichtern der Perser verdient **Saadi** (zur Zeit der Kreuzzüge) vorzügliche Erwähnung. Seine Dichtungen „Rosengarten" und „Fruchtgarten" gelten als die reichsten Fundgruben morgenländischer Lebensweisheit und Sittenlehre. — Als größter lyrischer Dichter ist **Hafis** berühmt. Viele seiner Lieder sind wahre Sirenenklänge verlockender Sinnenlust.

Anmerk. Auszug des Schahnahmeh in Görres's „Heldenbuch von Iran", Episoden übersetzt in v. Schack's „Heldensagen von Firdusi" und in Rückert's „Rostem und Suhrab." — Einen Begriff von der mystischen Poesie der Perser gewährt Tholuck's „Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik". — Saadi's Rosengarten ist übersetzt von P. Wolf und K. H. Graf.

Das Volk der **Araber** war von jeher ein tapferes, hochherziges, poetisches Volk. Gastfreundschaft, Treue, Ritterlichkeit, waren seine Tugenden. Dazu kam die lebhafteste, feurigste Phantasie, dazu Mohammeds Religion, welche durch die Verheißung des allersinnlichsten Paradieses aus jedem gemeinen Araber einen Helden machte. Ein solches Volk mußte auch für die Poesie empfänglich sein. Der Koran selbst (das Religionslehrbuch der Araber) ist, obwohl in Prosa geschrieben, doch ein durch

und durch poetisches Buch, besonders wenn die Freuden des Paradieses und die Qualen der Hölle mit den grellsten Farben geschildert werden. Allbekannt sind auch die unter dem Titel: „Tausend und eine Nacht" gesammelten arabischen Märchen, worin sich Vorliebe der Araber für das Phantastische und Wunderbare kund gibt. Ferner besaß dies Volk seit den ältesten Zeiten einen großen Volksliederschatz, wovon Rückert eine so musterhafte Uebersetzung (Hamasa) geliefert hat. Derselbe Rückert hat uns mit einem der besten späteren Dichter, **Hariri**, bekannt gemacht. Unter dem Titel **Makamen** (d. h. Unterhaltungen) werden die lustigen Fahrten und Abenteuer des Abu Seid aus Serug erzählt. Die Form dieser Makamen ist eine aus Versen und Prosa gemischte, und sowohl von dem Dichter selbst als seinem deutschen Uebersetzer mit der größten Meisterschaft gehandhabt. Als Probe dieser höchst anmuthigen und originellen Dichtung folgt ein Bruchstück der Makame:

Der Schulmeister von Hims.

Mich zog ein Verlangen bergauf und thalab — nach Halab — und ich war damals munter und aufgeräumt, — wohlgesattelt und aufgezäumt, — rasch wie ein Vogel auf seinem Gefieder, — so ließ ich in den Lustgärten dort mich nieder, — in der Mitte von Wonnen und Freuden, — Bronnen und Gebäuden — und begann die Tage zu vergeuden, — um meinen Wunsch zu letzen — und meinen Durst zu netzen. — Als nun des Herzens Begierde nachließ — und der Sturmwind des Genusses gemach blies, — schwang nach kurzer Rast — auf dem grünen Ast — der ungeduldige Rabe des Zuges — sich auf zur Lust des Weiterfluges, — und ich schritt mit Tagesanbruch zum Aufbruch, — zum Abzug mit gutem Anzug und Aufzug. — Ich war vom Uebermuthe versucht, — mein Wanderschiff zu steuern in die Bucht — von Hims, das berühmt ist durch die Zucht — von Thorheitsgewächs und Narrheitsfrucht. — Als ich nun abgestiegen vor ihren Thoren, — erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — aufgeschlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich der, zu schließen nach seinen Schläfen, — über den Schaum hinaus war gelangt zu den Hefen, — umgeben von einem Rudel Knaben, — durcheinander wie Tauben und Raben, — wie kleine und große Buchstaben. — Ich nahte mich und führte im Schilde nichts Schlimm's, — als nur die Absicht, zu erforschen die Weisheit von Hims; — er aber war Keiner von den Gastverhöhnern, — und erwiederte meinen Gruß mit einem schönern — hieß mich niedersitzen in Mitte der Heerrunde, — und fuhr mit Würde fort in der Lehrstunde, — indem er deutete mit dem schwanken Stäbchen, — nach einem schlanken Knäbchen, — rufend: du Rehkälbchen, — du Seeschwälbchen, — auf! und zeige mir Glied für Glied — zwischen S und Sh den Unterschied! — worauf Jener anhob ohne Zaudern — und vortrug ohne Schaudern:

Zeichen sind des Koran's Verse Gläubigen;
Doch was an dir ist, mußt du uns zeigen.
Teichen süßen Wassers fehlt's an Fischen nicht,
Guten Oefen fehlt es nie an Teigen.
Reichen dünken sich die Bettler gleich, wenn sie
Trunken sich die Hand gereicht zum Reigen.

Eichen haben feste Wurzeln tief im Grund,
Nur dem Schilfrohr ist das Schwanken eigen.

Der Lehrer sprach: Brav, mein Paviänchen, — mein Silberfasänchen und Goldhähnchen! — Ich finde keinen Unterschied zwischen deiner Eigenschaft — und einem Eichenschaft; — du versprichst zu werden kein schwacher Schwager, — sondern ein wacher Wager — und jacher Jager, — an den sich wagt kein Widersacher und Widersager. — Dann rief er: Maikätzchen, Schreimätzchen! — und Antwort gab ihm ein Junge wie ein Schätzchen. — Der Lehrer sprach: Komm und entwickle mir gescheidt — zwischen D und T den Unterscheid. — Und heranstob Jener wie ein Düftchen — und anhob er wie ein Lüftchen:

Beiten ist ein Wort für weilen, alt und gut;
Wähle nach Gefallen zwischen beiden!
Leiten sollst du die Verirrten auf den Pfad,
Und mitleidend trösten, die da leiden.
Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann eng
Werden für sein Vieh der Heimath Waiden,
Saitenspiel und Wein stell' auf die Seit' und fromm
Kleide dich in Wolle, nicht in Seide.

Der Lehrer sprach: Du Witzjunge, — du Blitzjunge! — ich sehe, daß du bist von den Gescheitern, — die unterscheiden zwischen Prügeln und Scheitern. — Dann rief er: Ringlöckchen, — Springböckchen, — mit dem Klingglöckchen! — Und ihm gab Antwort ein Junge frisch wie ein Funke, — wie ein Vogel, der auffliegt vom Trunke. — Der Lehrer sprach: Du in der Wissenschaft kein Lai, — sondern ein Leu, sage mir den Unterschied zwischen ei und eu! — Und jener räusperte sich gründlich — und äußerte sich bündig:

Eitern muß die Wund', in welcher steckt der Pfeil;
Herbes Gras gibt süße Milch in Eutern.
Leitern dienen zu besteigen hohen Baum,
Noten, dunkle Texte zu erläutern.
Heitern Sinnen ist die Schöpfung angenehm
Und verdrießlich dumpfen Bärenhäutern.
Reitern muß der Bauersmann das Korn, der Fürst
Führt den Krieg mit Reitern oder Reutern.

Der Lehrer sprach: Trefflich, mein Lämmchen! — vortrefflich, mein Stämmchen! — übertrefflich, unübertrefflich, mein Flämmchen! — Dann rief er: Neuntödter! — Leuntödter! — Da stellte sich ein Knabe wie ein Baumschröter. — Der Lehrer sprach: Du, den ich mich erkür' und erkor, — dessen Verstand sprengt Thür und Thor, — sage mir den Unterschied von Für und Vor! — Worauf sich Jener zurechtsetzte — und seine Zunge zum Gefecht wetzte:

Vorsprach' halt' im Vorübergeh'n vor'm Nachbarsthor,
Fürsprache such' im Himmel dir und im Palast.
Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem Mann,
Fürlieb mit dem ihm Vorgesetzten nimmt ein Gast.
Vorwitz ist lächerlich, wenn er für Witz sich hält;
Vorsicht und Fürsicht ist des Schiffes Steu'r und Mast:
Gott sieht für dich, wo du nicht siehst, und sieht vor dir;
Heil dir, daß du den Für- und Vorherseher hast.

Da rief der Lehrer: Heil dir, mein Stolz, — du grader Bolz — aus gutem Holz! — Du brauchst für deinen Mund keinen Vormund; — für dich geschaart steh'n Engel im Hintergrund und im Vorgrund; — ich fürchte nicht für dich, — denn vor dir fürchten die Furchtbaren sich. — Dann rief er: Nun, du Spitzfund! — du Witzmund! — du Blitzkund! — Flußader meiner Freude, — Schlußquader am Gebäude! — du Simpel, du Gimpel, du Gelbschnabel! — warst du bei der Sprachverwirrung von Babel? — so sag' es unerblödlich, — was ist der Unterschied zwischen redlich, räthlich und röthlich? — Da reckte sich ein Männchen, — streckte sich um ein Spänchen, — streckte sich hin wie ein Tännchen, — erkeckte sich und leerte so sein Kännchen:

Redlich kommt von Reden her,
Doch im Handeln sei du redlich!
Räthlich ist von Rath genannt,
Thoren rathen, ist nicht räthlich!
Röthlich ist nicht weit von roth;
Meines Meisters Bart ist röthlich.

Da rief der Lehrer: Wie ordentlich! — außerordentlich! — meisterhaft! — musterhaft! — du Flegel! — du triffst die Kegel nach der Regel, — ich streiche vor dir die Segel. — Du hast dem Werke die Kron' aufgesetzt — und deines Lehrers Augen mit Freudenthränen genetzt. — Du lügst um zu leimen — und rügst um zu reimen; — du gehörst zu den Philologen, — die so heißen, weil Viele logen. — Und so hab' ich nun dir und deinen Genossen — die Schreine mit den Perlen des Wissens erschlossen — und die Wolken mit dem Strome der Weisheit ergossen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Lust darin gebadet, — des Staubes und Schmutzes der Unwissenheit euch entladet. — Jetzt singet, zu der Lehrstunde Schlusse, — die Vaterstadt an mit dem Gruße — des Liedes, das auf jedem Tone — zur Ehre von Hims trägt von H eine Krone! — Da verschlang sich der ganze Rudel — in einen Strudel, — und sie sangen mit feierlichem Gedudel:

Heil'ge, hohe Himmelsheimath, hehre Hims,
Heil! du hast den Herrn zum Huldverheißer.
Heit're Hügel, heimlich hohles Haingeheg!
Höhn' euch herb kein harscher Hauch, noch heißer!
Holder Hirsche Heerde hütet hier der Hirt,
Hoffnungshalm erhab'ner Herrscherhäuser.
Heissa, hussa, hurra, hu, hihi, haha,
Halle hell, bis Herz und Hals ist heiser.

Zweiter Abschnitt.

Griechische Literatur.

Epische Dichtung: Homer. Ilias.

§. 1. Das Volk der Griechen (Hellenen) hat in Kunst und Wissenschaft so Großes und Herrliches gethan, daß bis auf diesen Tag die Werke seiner Schriftsteller als unerreichte Muster von allen Gebildeten geschätzt und bewundert werden. In dem Charakter der Griechen zeigte sich eine außerordentliche Empfänglichkeit für das natürlich Schöne, ein hohes Selbstgefühl, das oft in Uebermuth ausartete, und ein ungemein starker Trieb zur Thätigkeit im Leben und Muth zum Handeln in Gefahren. Geistige Regsamkeit, lebhafte Phantasie, scharfer Verstand und zartes Gefühl, diese Gaben der Natur führten die Griechen auf jene hohe Stufe der Bildung, welche sie eingenommen haben. Ihre Geschichte beginnt mit einer großartigen Heldenzeit. Die Sagen von Herkules, Theseus, den Argonauten, dem Thebanischen und dem Trojanischen Krieg müssen aus der Geschichte als bekannt vorausgesetzt werden. An diese großen und thatenreichen Erinnerungen knüpft sich die Poesie der Griechen. **Homeros** heißt der unsterbliche Dichter, welcher aus dem reichen Sagenstoffe des Trojanischen Krieges jene beiden Heldengedichte: Ilias und Odyssee geschaffen hat, die dem Volke der Griechen das geworden sind, was den Christen die Bibel. Wann und wo Homer gelebt hat, bleibt unentschieden. Schon im Alterthum stritten sieben Städte um den Ruhm, seine Vaterstadt zu sein. In unsern Zeiten stritten die Gelehrten, ob es je einen Homer gegeben habe und ob nicht jene großen epischen Dichtungen von verschiedenen Dichtern abgefaßt worden. Dem sei wie ihm wolle; genug, wir besitzen die Gedichte Homers und besitzen an ihnen das schönste Märchenbuch aus den Kinderjahren der Menschheit, das uns selbst in jene Zeiten versetzt, wo das Leben der Menschen noch ein treuer Spiegel der einfachen, kindlichen, unverfälschten Natur war. Homer ist kein Dichter nach dem Geschmacke der Modernen, welche poetische Malerei, gefühlvolle Darstellung, leidenschaftliche Schilderungen lieben. Homeros erzählt von großen Thaten und Leidenschaften der Helden, aber seine Erzählung selbst ist ruhig, einfältig, und erhebt sich selten über das Gewöhnliche. Unter Voraussetzung der nöthigen Geschichtskenntnisse von dem Trojanischen Kriege folgt hier eine Uebersicht des Inhaltes der Ilias und Odyssee. Die **Ilias** enthält vier

und zwanzig Gesänge. Die Haupthandlung, auf welche sich alle anderen Handlungen beziehen, ist der Sieg des griechischen Helden Achilleus über den troischen Helden Hektor. Achilleus hat sich zürnend von dem Kampfe gegen die Trojaner zurückgezogen, daher die Leiden und Niederlagen der vor Troja lagernden Griechen. Dies der erste Haupttheil des Gedichtes. Achilleus nimmt nach dem Tode seines Freundes Patroklus wieder Antheil am Kampfe, seine Rache und sein Sieg. Dies der zweite Haupttheil des Ganzen.

Die Ilias beginnt mit dem Groll des Achilleus. Die Ursache dieses Grolls war folgende. Agamemnon, Oberbefehlshaber der Griechen, hat sich der Briseis bemächtigt, einer schönen Jungfrau, welche dem Achilleus als Ehrengeschenk im Kampfe zugefallen war. Solche Schmach zu rächen, schwört der ergrimmte Achilleus, unthätig bei den Schiffen zu weilen und ferner keinen Antheil am Kampfe zu nehmen. Es werden nun die Leiden der Griechen erzählt, welche verlassen von ihrem beßten Helden, Achilleus, den Kampf mit den Trojanern allein zu bestehen haben. Dieser Kampf, in welchem die Trojaner Sieger sind, theilt sich nach dem Schauplatze, auf welchem er geführt wird, in den Kampf auf der Flur am Flusse Skamander, in den Kampf um die Mauer und um die Schiffe. Der Kampf auf der Flur wird durch einen Traum entzündet, durch welchen Zeus den Agamemnon ermuthigt. Agamemnon ruft das Volk zur Schlacht auf, die beiden Heere stehen einander gegenüber, da fordert der troische Prinz Paris die Tapfersten der Griechen zum Zweikampfe heraus, Menelaos stellt sich ihm entgegen und siegt. Indessen beschließen die Götter in feierlicher Versammlung auf dem Olymp, daß der Krieg fortgesetzt werde und mit dem Untergang Troja's enden solle. Athene wird abgesandt, einen Troer zum Bruche des beschworenen Vertrages anzureizen. Sie beredet dazu den Bogenschützen Pandaros, welcher den Menelaos mit einem Pfeile verwundet. Dies wird das Zeichen zum neuen Kampfe der Völker. Die Schlacht entbrennt, das Blut fließt in Strömen. Jetzt erringt der Grieche Diomedes den Preis der Tapferkeit, bis Hektor nach rührendem Abschied von seiner Gattin Andromache in den Kampf eilt, und die Tapfersten der Griechen zum Zweikampfe aufruft. Neun Helden melden sich, das Loos fällt auf Ajas, Telamons Sohn; der Zweikampf beginnt, aber die Nacht unterbricht ihn. Nun wird ein kurzer Waffenstillstand geschlossen, beide Theile begraben ihre Todten, die Griechen errichten überdieß eine Mauer zum Schutz ihrer Schiffe und umziehen sie mit einem tiefen Graben. Darauf beginnt der Kampf um die Mauer. Die schwer bedrängten Griechen senden Gesandte zum Achilleus, ihn zur Theilnahme

am Kampfe zu bewegen, doch vergebens. Trotz muthigen Widerstandes der Griechen erstürmt der tapfere Hektor die Mauer, die Griechen werden zurückgedrängt, es beginnt der Kampf um die Schiffe. Einzelne Helden leisten noch Widerstand, jedoch der Andrang der Troer ist zu mächtig. Bereits denken die Fürsten an Flucht, nur Odysseus tadelt solches Vorhaben und ermuntert zum Kampfe. Noch einmal dringen die Griechen vor, Hektor wird verwundet, aber bald wieder hergestellt, befiehlt er den Troern, Feuerbrände auf die Schiffe der Griechen zu schleudern. Dies ist der Augenblick, in welchem sich das Glück zu Gunsten der Griechen wendet. Achilleus sieht das brennende Schiff, da wird seine Seele von tiefem Schmerz über das Unglück der Griechen ergriffen. Damit beginnt der zweite Haupttheil der Ilias, die Verherrlichung des Achilleus. Der Held nimmt zwar selbst noch keinen Antheil am Kampfe, aber er sendet seinen Freund Patroklos an der Spitze seiner tapferen Schaaren. Patroklos drängt die Troer mächtig zurück, bis er von Euphorbos mit der Lanze getroffen und von Hektor vollends getödtet wird. Wie Achilleus die Botschaft von dem Tode des Freundes erhält, da bricht sein ungeheurer Schmerz in furchtbares Wehklagen aus, da ist sein Groll vergessen, da schwört er, Rache zu üben. Schon sein Ruf in der Schlacht betäubt die Troer. Angethan mit herrlichen, von dem Gotte Hephaistos selbst geschmiedeten, Waffen eilt er zur Schlacht. Sein Roß weissagt ihm Sieg, aber auch nahen Tod. Nun hebt die Rache des Helden an. Es entbrennt eine furchtbare Schlacht, an welcher selbst die Götter, theils auf Seite der Troer, theils auf Seite der Griechen, Antheil nehmen. Achilleus drängt die Troer aus dem offnen Schlachtfeld nach den Thoren der Veste. Hektor hat sich vor die Mauer gestellt, den Unwiderstehlichen zu erwarten. Vergebens fleht der alte Priamos, Hektors Vater, den harrenden Sohn an, sich nicht mit dem gewaltigen Achilleus im Kampfe zu messen. Und der Greis rauft sich die grauen Haare, doch Hektor's Geist ist nicht zu bewegen, er harrt des ungeheuren Achilleus. Doch wie dieser herannaht, zittert Hektor und flieht. Achilleus folgt ihm. Dreimal umkreisen sie die Mauern von Troja. Endlich steht Hektor und kämpft mit Achilleus, aber der Gewaltige durchbohrt ihn mit seinem Speere. Hektor sinkt in den Staub, Achilleus frohlockt und bindet den Todten an seinen Wagen. Also schleift er den Gefallenen in schnellem Laufe der Rosse um die Mauern Troja's. Jammernd sehen die greisen Eltern von der Mauer herab das Schauspiel, auch Andromache stürzt herbei, der Anblick verwirrt ihre Sinne, bald bricht sie in lautes Klaggeschrei aus und mit ihr weinen und klagen die Frauen von Troja.

Der Sieger Achilleus läßt nun den Freund Patroklos feierlich bestatten; auch Hektor wird von den Seinen beerdigt, nachdem Zeus dem Achilleus befohlen, den Leichnam des Helden auszuliefern. Nach dieser Uebersicht des Inhaltes folgt eine Scene der Ilias.

Hektor und Andromache.

— — Es enteilte der helmumflatterte Hektor.
Bald erreicht er darauf die wohlgebauete Wohnung.
Doch nicht fand er die schöne Andromache dort in der Kammer;
Sondern zugleich mit dem Kind und der Dienerin, schönen Gewandes
Stand sie annoch auf dem Thurm, und jammerte, seufzend und weinend.
Als nun Hektor daheim nicht fand die untadlige Gattin,
Trat er zur Schwelle hinan, und rief den Mägden des Hauses:
Auf, wohlan, ihr Mägde, verkündet schnell mir die Wahrheit,
Wohin ging die schöne Andromache aus dem Gemache?
Ob sie zu Schwestern des Manns, ob zu stattlichen Frauen der Schwäger,
Ob zu Athene's Haus enteilete, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die schreckliche Göttin versöhnen.
Ihm antwortete drauf die emsige Schaffnerin also:
Hektor, weil du gebeutst, die Wahrheit dir zu verkünden;
Nicht zu Schwestern des Manns, noch zu stattlichen Frauen der Schwäger,
Noch zu Athene's Haus enteilte sie, wo auch die andern
Lockigen Troerinnen die schreckliche Göttin versöhnen;
Sondern den Thurm erstieg sie von Ilios, weil sie gehöret,
Daß Noth leiden die Troer, und Obmacht sei den Achäern.
Eben nur ist sie zur Mauer mit hastigem Schritte gewandelt,
Ganz einer Rasenden gleich, und die Wärterin trägt ihr das Knäblein.
Also sprach zu Hektor die Schaffnerin, schnell aus der Wohnung
Eilte den Weg er zurück durch die wohlgebaueten Gassen.
Als er das skäische Thor, die gewaltige Veste durchwandelnd,
Jetzo erreicht, wo hinaus ihn führte der Weg ins Gefilde,
Kam die reiche Gemahlin Andromache eilenden Laufes
Gegen ihn her, des edlen Eetion blühende Tochter.
— — — — — — — — — — — —
Diese begegnet' ihm jetzt; die Dienerin aber, ihr folgend,
Trug an der Brust das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,
Hektor's einzigen Sohn, dem schimmernden Sterne vergleichbar.
Hektor nannte den Sohn Skamandrios, aber die Andern
Nannten Astyanax ihn, denn allein schirmt' Ilios Hektor.
Siehe, mit Lächeln blickte der Vater still auf das Knäblein;
Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt' ihm freundlich die Hand, und redete, also beginnend:
„Seltsamer Mann, dich tödtet dein Muth noch; und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein des elenden Weibes,
Ach bald Wittwe von dir! denn dich tödten gewiß die Achaier,
Alle mit Macht anstürmend! allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; denn weiter
Bleibt kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal erreicht hast,

Gram nur! und nicht mehr hab' ich ja Vater und liebende Mutter!
Siehe, den Vater erschlug mir der göttliche Streiter Achilleus,
Und er verheerte die Stadt, die kilikische Männer bevölkert,
Thebe mit ragendem Thor: den Eetion selber erschlug er,
Doch nicht nahm er die Waffen; denn graunvoll war der Gedank' ihm;
Nein, er verbrannte den Held mit dem künstlichen Waffengeschmeide,
Hoch dann häuft er ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen, des Aegiserschütterers Töchter.
Sieben auch waren der Brüder mir dort in unserer Wohnung;
Und die wandelten all' am selbigen Tage zum Aïs;
Denn sie all' erlegte der muthige Renner Achilleus,
Bei weißwolligen Schafen und schwerhinwandelnden Rindern.
Meine Mutter, die Fürstin am waldigen Hange des Plakos,
Führet' er zwar hieher mit anderer Beute des Krieges;
Doch befreit' er sie wieder und nahm unendliche Lösung;
Aber im Vaterpalast erlegte sie Artemis' Bogen.
Hektor, o du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun, und bleibe allhier auf dem Thurme!
Mache nicht zur Waise das Kind, und zur Wittwe die Gattin!
Stelle das Heer dort hin an den Feigenhügel; denn dort ist
Leichter die Stadt zu ersteigen und frei die Mauer dem Angriff.
Dreimal haben ja dort es versucht die tapfersten Krieger,
Kühn um die Ajas beid' und den hohen Idomeneus strebend,
Auch um des Atreus' Söhn' und den starken Held Diomedes;
Ob nun jenen vielleicht ein kundiger Seher geweissagt,
Oder auch selbst ihr Herz aus eigener Regung sie antrieb."
Ihr antwortete drauf der helmumflatterte Hektor:
„Mich auch härmt das Alles, o Trauteste; aber ich scheue
Troja's Männer zu sehr, und die saumnachschleppenden Weiber,
Wenn, wie ein Feiger, entfernt ich hier ausweiche der Feldschlacht,
Auch verbeut es mein Herz; denn ich lernete, biederes Muthes
Immer zu sein, und zu kämpfen im Vorderkampfe der Troer,
Schirmend zugleich des Vaters erhabenen Ruhm und den meinen.
Zwar das erkenn' ich gewiß in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.
Doch nicht geht mir so nahe der Troer Leid in der Zukunft,
Nicht der Hekabe selbst, noch Priamos auch, des Beherrschers,
Noch der leiblichen Brüder, die dann, so viel und so tapfer
All' in den Staub hinsinken, von feindlichen Händen getödtet,
Als wie deins, wenn ein Mann der erzumschirmten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend;
Wenn du in Argos webst für die Herrscherin, oder auch mühsam
Wasser trägst aus der Quell Hypereia oder Messeïs,
Sehr unwilliges Muths; doch hart belastet der Zwang dich!
Künftig sagt dann Einer, die Thränenvergießende schauend:
Hektor's Weib war diese, des tapfersten Helden im Volke
Rossebezähmender Troer, da Ilios Stadt sie umkämpften!

Also redet man einst; und neu erwacht dir der Kummer,
Solchen Mann zu vermissen, der Abwehr böte der Knechtschaft.
Aber es decke mich Todten der aufgeworfene Hügel,
Ehe von deinem Geschrei ich gehört, und deiner Entführung."
Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schöngegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Bange zugleich vor dem Erz, und der flatternden Mähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah vom obern Helme herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, auch die zärtliche Mutter.
Schleunig vom Haupte sich nahm er den Helm, der strahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küßte sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
Laut dann flehet' er also dem Zeus und den anderen Göttern:
„Zeus und ihr anderen Götter, o laßt doch dieses mein Knäblein
Werden hinfort, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage dereinst: der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen,
Eines erschlagenen Feinds; dann freue sich herzlich die Mutter!"
Also sprach er und reicht in die Arme der liebenden Gattin
Seinen Sohn, und sie nahm in das duftende Busengewand ihn,
Lächelnd mit Thränen im Blick; und ihr Mann voll inniger Wehmuth
Streichelte sie mit der Hand und redete, also beginnend:
„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Nie wird gegen Geschick mich ein Mann hinsenden zum Aïs.
Doch dem Verhängniß entrann Niemand von den Sterblichen, mein' ich,
Edeler sowie Geringer, nachdem er einmal gezeugt ward.
Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl und gebeut' den dienenden Weibern,
Fleißig am Werke zu sein. Für den Krieg liegt Männern die Sorg' ob,
Allen, mir ja zumeist, die Ilios Feste bewohnen."
Dieses gesagt, erhob er den Helm, der strahlende Hektor,
Von Roßhaaren umwallt; heim ging die liebende Gattin,
Rückwärts häufig gewandt und herzliche Thränen vergießend.

Homeros; die Odyssee.

§. 2. Das zweite große Epos Homers führt uns den Helden Odysseus vor, seine Irrfahrten nach der Zerstörung Troja's und seine Abenteuer nach der Rückkehr in's Vaterland, die Insel Ithaka. Bereits waren neun Jahre nach Troja's Zerstörung verflossen und noch immer hielt der Zorn des Meergottes Poseidon den Odysseus von der Heimat fern; da beschließen endlich die Götter in ihrer Versammlung auf dem Olympos seine Rückkehr. Athene bringt diese Botschaft selbst in der Gestalt eines benachbarten Königs, Mentes, nach Ithaka an des Odysseus Sohn, Telemachos. Auf Ithaka am Hofe war es seit der Abreise des Odys-

seus übel hergegangen. Da dieser schon zwanzig Jahre abwesend war, so hatte sich ein Schwarm von Fürsten eingefunden, deren jeder des Odysseus Gemahlin, Penelope, als Gattin heimführen wollte. Sie war schön, reich, klug und edelgesinnt, und bewahrte in treuem Herzen das Andenken des edeln Odysseus, daher sie alle Anträge der übermüthigen Freier zu einer zweiten Ehe mit Abscheu von sich wies. Darüber ergrimmten aber die jungen Fürsten noch mehr, lagerten sich zum Trotze in dem Palaste des Odysseus, schlachteten von seinen Heerden, schmausten von seinen Vorräthen und zechten ausgelassen bei seinem Weine. So trieben es die Frevler drei Jahre lang; die arme Penelope aber mußte Alles ruhig mitansehen, denn ihr einziger Sohn, Telemachos, war noch ein schwacher Jüngling, der ihr nicht beistehen konnte. Tag und Nacht weinte die Königin in der Kammer mit ihren Mägden, denn sie durfte sich kaum vor den rohen und gewaltsamen Freiern sehen lassen.

Immer noch hofften Penelope und ihr Sohn, den verlornen Odysseus wiederzusehen. Alle Wanderer wurden ausgeforscht, aber keiner wußte Kunde von ihm zu geben. Da rieth Athene dem Telemach, zu den Helden zu reisen, welche mit Odysseus vor Troja gewesen waren, und dem Vater nachzuforschen. Ohne Wissen seiner Mutter besteigt Telemach ein Schiff und fährt zuerst nach Pylos zum alten Nestor, der unter den Helden vor Troja seines Alters und seiner Weisheit wegen hochgeehrt war. Nestor weist ihn an Menelaos, den König von Sparta; dieser könne ihm bessere Auskunft ertheilen. Telemach eilt dorthin, begleitet von Pisistratos, dem Sohne Nestors. Menelaos empfängt ihn auf's Beßte, allein er weiß von Odysseus auch keine Kunde zu geben, als was ihm einst der Meergott Proteus mitgetheilt hatte: Odysseus weile auf der Insel der Nymphe Kalypso, die ihn zurückhalte.

Wie Telemachos dies vernommen, beschließt er, den Hof des Menelaos sogleich wieder zu verlassen und nach Ithaka heimzusegeln. Dort aber harrte seiner Verderben, denn die Freier hatten sich vorgesetzt, ihn aufzuspähen und zu ermorden. Sie schicken auch wirklich ein Schiff ab, das den heimkehrenden Telemachos auffangen soll. Diese Gefahr bewegt die Göttin Athene, bei dem Beherrscher der Götter, Zeus, die schleunigste Heimkehr des Odysseus zu fordern. Sofort wird der Bote der Götter, Hermes, auf die Insel der Kalypso gesandt, dieser zu befehlen, den Odysseus nicht länger von der Heimfahrt zurückzuhalten. Der Dichter versetzt uns nun auf die Insel der Kalypso. Hermes erscheint, bewundert die herrliche Natur und die Grotte der Nymphe, worin diese singend webt und erfüllt seinen Auftrag. Ungern gehorcht

die Göttin. Nun zimmert sich Odysseus selber ein Floß und durchschifft siebzehn Tage lang die Gewässer des Meeres. Am achtzehnten erblickt er die schattigen Berge des Landes der Phäaken, als der Meergott Poseidon einen gewaltigen Sturm erregt, den einsamen Schiffer zu vertilgen. Nach furchtbaren Gefahren erreicht Odysseus nackt und hilfelos und auf's Höchste ermattet das Ufer. Hier bereitet er sich ein Lager aus dürrem Laube und fällt in einen süßen Schlummer. Nausikaa, Tochter des Alkinoos, Königs der Phäaken, kommt des andern Tages mit ihren Gespielinnen zur Wäsche an's Ufer des Meeres. Odysseus erblickt sie, kriecht aus seinem Lager hervor und bittet die Jungfrau, sich eines unglücklich Irrenden zu erbarmen. Nausikaa läßt ihn zum väterlichen Palaste geleiten, Alkinoos empfängt ihn auf's Beste. Nach seinem Namen und Schicksal befragt, giebt sich Odysseus zu erkennen und erzählt nun seine merkwürdigen Irrfahrten und Abenteuer.

Zuerst sei er nach der Abfahrt von Troja zu den Kikonen gelangt, dann zu den Lotophagen, hierauf zu den gesetzlosen, einäugigen Kyklopen. Hier sei er in die Höhle des Riesen Polyphem gedrungen; dieser habe mehrere seiner Gefährten aufgefressen, er aber, Odysseus, habe ihn berauscht gemacht, ihm dann mit brennendem Scheite das Auge ausgebohrt und sich durch List aus den Händen des Wüthenden gerettet. Darnach gelangten sie zur Insel des Aeolus, des Beherrschers der Winde. Dieser gab dem Odysseus alle Winde, die ihm auf dem Meere hätten schaden können, in einem Schlauche eingeschlossen, mit auf die Reise. Schon näherten sie sich Ithaka, da öffneten die Gefährten unvorsichtig den Schlauch, alle Winde wurden los, und die Schiffe wieder zurück in's Meer getrieben. Nun kamen sie zu den Lästrygonen, gewaltigen Riesen, welche alle Schiffe bis auf eines mit Steinwürfen zerschmetterten. Odysseus entrann und gelangte zu einer Insel, welche die Zauberin Kirke bewohnte. Sie verwandelt seine Genossen in Schweine. Odysseus selbst entgeht durch ein Zauberkraut der Verwandlung, erlangt auch nachher von ihr die Entzauberung seiner Gefährten. Von hier machte Odysseus die Fahrt in das Reich der Schatten, die Unterwelt, um den alten Seher Teiresias zu befragen, wie er zurück nach seiner Heimat gelangen könne. Teiresias sagt ihm, was er thun soll. Darauf erscheinen dem Odysseus die Schatten verstorbener Freunde und Helden; auch sieht er die Qualen der in der Unterwelt bestraften Verbrecher. Bei seiner Rückkehr zum Tageslicht wird er freundlich von Kirke empfangen, verläßt dann die Insel und gelangt zu den Sirenen, welche durch wunderbaren Gesang die Vorbeischiffenden anlockten und ermordeten. Odysseus verstopft seinen Gefährten die Ohren und läßt sich selbst an den Mast

des Schiffes binden. So entgeht er dem verlockenden Gesange und dem Verderben. Auch an dem furchtbaren Felsen der Skylla und dem Strudel der Charybdis gelangt er glücklich vorüber. Auf der Insel Trinakria schlachten seine hungrigen Gefährten etliche der heiligen Rinder des Sonnengottes. Zur Strafe zerschmettert ein Blitz das Schiff, Alle bis auf Odysseus ertrinken, dieser wird von den Wogen des Meeres zur Insel der Kalypso getragen.

Hier endigt Odysseus die Erzählung seiner Abenteuer. Von Alkinoos reichlich beschenkt nimmt er Abschied und gelangt, auf dem Schiffe schlafend, nach Ithaka. Athene erscheint und verwandelt ihn in einen zerlumpten Bettler mit dem Befehle, zu dem alten treuen Sauhirten Eumäos zu gehen und Alles zu erforschen, wie es an seinem Hofe zugehe, sie selbst wolle indessen den Telemachos von Sparta nach Hause geleiten. Odysseus wird von Eumäos gut aufgenommen und bewirthet, giebt sich jedoch nicht zu erkennen. Bald kehrt Telemachos glücklich nach Ithaka zurück, den auflauernden Freiern entronnen. In der Hütte des Eumäos sucht er den Fremdling. Nun giebt sich Odysseus zu erkennen. „Schau, ich bin dein Vater, um den du mit innigen Seufzern so viel Kränkungen duldest, dem Trotz der Männer dich schmiegend.“ Thränen vergießend umarmen sich Beide. Darauf theilt Odysseus seinem Sohne den längst gefaßten Entschluß mit, die gottlosen Freier unter Athene's Beistand allesammt mit eigener Hand zu vertilgen. Der Jüngling erschrickt über dieß Vorhaben, aber der Vater spricht ihm Muth ein und befiehlt, zu schweigen, wenn er morgen als Bettler auftreten werde. Folgenden Tages machte sich Odysseus mit dem Sauhirten Eumäos auf den Weg nach dem Palaste. Als Bettler setzte er sich an der Thürschwelle des Saales nieder, in welchem die Schaaren der Freier bei duftendem Braten und köstlichem Weine schmausten. Sie ärgerten sich über den schmutzigen Gast, schenkten ihm jedoch Fleisch und Brod, als er an den Tischen herumging und bettelte. Nur der stolze Antinous warf ihm einen Fußschemel an die Schulter, ein Anderer schleuderte eine Kuhpfote nach ihm, selbst die Mägde lachten und spotteten seiner. Alles das ertrug der edle Dulder Odysseus gelassen, aber mit heißer Sehnsucht nach dem Tage, an welchem die Rache beginnen sollte.

Eines Morgens trat Penelope in den Saal und begann: „Hört, ihr Freier, in der Rüstkammer oben liegt Bogen und Köcher meines Gemahls Odysseus. Ihm war's ein Leichtes, den gefiederten Pfeil aus der Ferne durch die Oehre von zwölf hintereinander stehenden Eisenstäben zu schnellen. Versuchet morgen das nämliche Spiel, und wem es gelingt, dem will ich als Gattin folgen!“

Andern Tages beginnt das Schauspiel. Allein die Freier können nicht einmal den Bogen spannen. Da begehrt der Bettler den Bogen, spannt ihn leicht unter dem Donnern des Zeus, der Pfeil fliegt durch alle zwölf Oehre. Die Freier staunen, aber jetzt spannt der Bettler abermals den Bogen und im Augenblick durchbohrt ein Pfeil den Antinous. Alle Freier fahren auf und schauen nach ihren Waffen; aber Odysseus hatte sie schon Tags vorher klüglich bei Seite geschafft. Jetzt erhob sich der Held mit grimmigem Blick und schrecklicher Stimme. Pfeil auf Pfeil schwirrt vom Bogen, ein Freier um den andern sinkt todt darnieder. Auch Telemach und der Sauhirt haben sich schnell bewaffnet und eilen dem Vater zu Hilfe. Wie der die Pfeile verschossen hat, schleudert er Lanzen nach den Freiern. Zuletzt haben doch Etliche ihre Waffen gefunden. Sie schleudern ebenfalls spitzige Lanzen nach Odysseus, aber Athene beschützt ihn und den Telemachos. Bald liegen alle Feinde todt zu Boden. Jetzt nehmen Odysseus und Telemachos, die hohen Fürsten von Ithaka, Besen und Schaufel zur Hand und reinigen gemeinschaftlich mit dem Hirten den blutigen Saal, nachdem sie die Todten hinausgetragen.

Während des ganzen Vorganges hatte Penelope im obern Gemache geschlummert und Nichts von dem Mordgetümmel vernommen. Jetzt weckt sie die alte, treue Schaffnerin und erzählt ihr Alles. Unterdessen hat sich Odysseus gebadet und gesalbt und erscheint nun vor der Königin nicht mehr als Bettler, sondern schön und stolz, einem Gotte gleich, mit glänzenden Locken, in purpurnem Gewande. Da erkennt ihn Penelope und fliegt entzückt und weinend vor Freude in seine Arme.

Nausikaa.

Also schlummerte dort der herrliche Dulder Odysseus,
Ueberwältigt von Schlaf und Arbeit. Aber Athene
Ging hinein in das Land zur Stadt der phäakischen Männer,
— — — — — — — — — — — —
Wo Alkinoos herrschte, begabt von den Göttern mit Weisheit.
Dessen Hause nahte sich jetzo Pallas Athene,
Auf die Heimkehr denkend des edelgesinnten Odysseus.
Und sie eilte sofort in die prächtige Kammer der Jungfrau,
Wo Nausikaa schlief, des hohen Alkinoos Tochter,
Einer Unsterblichen gleich an Wuchs und reizender Bildung.
Und zwei Mädchen schliefen, geschmückt mit der Grazien Anmuth,
Neben den Pfosten und dicht war die glänzende Pforte verschlossen.
Aber sie schwebte, wie wehende Luft, zum Lager der Jungfrau,
Neigte sich über ihr Haupt und sprach mit freundlicher Stimme,
Gleich an Gestalt der Tochter des segelkundigen Dymas,
Ihrer liebsten Gespielin, mit ihr von einerlei Alter;
Dieser gleich an Gestalt erschien die Göttin, und sagte:

Liebes Kind, was bist du mir doch ein lässiges Mädchen!
Deine kostbaren Kleider, wie Alles im Wuste herumliegt!
Und die Hochzeit steht dir bevor! Da muß doch was Schönes
Sein für dich selber, und die, so dich zum Bräutigam führen!
Denn durch schöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
Bei den Leuten; auch freu'n sich dessen Vater und Mutter.
Laß uns denn eilen und waschen, sobald der Morgen sich röthet!
Ich will deine Gehülfin sein, damit du geschwinder
Fertig werdest; denn Mädchen, du bleibst nicht lange mehr Jungfrau.
Siehe, es werben ja schon die edelsten Jüngling' im Volke
Aller Phäaken um dich; denn du stammst selber von Edeln.
Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,
Daß er mit Mäulern dir den Wagen bespanne, worauf man
Lade die schönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.
Auch für dich ist es so bequemer, als wenn du zu Fuße
Gehen wolltest; denn weit von der Stadt sind die Spülen entlegen.
Also redete Zeus' blauäugige Tochter, und kehrte
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigem Wohnsitz,
Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer befluthet,
Nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre
Wallet ruhig umher, und deckt ihn mit schimmerndem Glanze:
Dort erfreut sich ewig die Schaar der seligen Götter.
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem sie das Mädchen ermahnet.
Und der goldene Morgen erschien und weckte die Jungfrau
Mit den schönen Gewanden. Sie wunderte sich des Traumes.
Schnell durcheilte sie jetzo die Wohnungen, daß sie den Eltern,
Vater und Mutter, ihn sagte; und fand sie beide zu Hause.
Diese saß an dem Heerd', umringt von dienenden Weibern,
Drehend die zierliche Spindel mit purpurner Wolle; und jener
Kam an der Pfort' ihr entgegen: er ging zu der glänzenden Fürsten
Rathsversammlung, wohin die edlen Phäaken ihn riefen.
Und Nausikaa trat zum lieben Vater und sagte:
Lieber Papa, lass' mir doch einen Wagen bespannen,
Hoch, mit hurtigen Rädern; damit ich die kostbare Kleidung,
Die mir im Schmutze liegt, an den Strom hinfahre zum Waschen.
Denn dir selber geziemt es, mit reinen Gewanden bekleidet
In der Rathsversammlung der hohen Phäaken zu sitzen.
Und es wohnen im Haus' auch fünf erwachsene Söhne;
Zween von ihnen vermählt, und drei noch blühende Knaben;
Diese wollen beständig mit reiner Wäsche sich schmücken,
Wenn sie zum Reigen gehn; und es kommt doch Alles auf mich an.
Also sprach sie, und schämte sich, von der lieblichen Hochzeit
Vor dem Vater zu reden; doch merkt' er Alles, und sagte:
Weder die Mäuler, mein Kind, sei'n dir geweigert noch sonst was.
Geh', es sollen die Knechte dir einen Wagen bespannen,
Hoch, mit hurtigen Rädern und einem geflochtenen Korbe.
Also sprach er und rief; und schnell gehorchten die Knechte,
Rüsteten außer der Halle den Wagen mit rollenden Rädern,
Führten die Mäuler hinzu, und spanneten sie an die Deichsel.

Und Nausikaa trug die köstlichen feinen Gewande
Aus der Kammer, und legte sie auf den zierlichen Wagen.
Aber die Mutter legt' ihr allerlei süßes Gebacknes
Und Gemüs' in ein Körbchen, und gab ihr des edelsten Weines
Im geißledernen Schlauch; (und die Jungfrau stieg auf den Wagen;)
Gab ihr auch geschmeidiges Oel in goldener Flasche,
Daß sie sich nach dem Bade mit ihren Gehülfinnen salbte.
Und Nausikaa nahm die Geißel und purpurnen Zügel;
Treibend schwang sie die Geißel: und hurtig mit lautem Gepolter
Trabten die Mäuler dahin, und zogen die Wäsch' und die Jungfrau,
Nicht sie allein, sie wurde von ihren Mägden begleitet.
Als sie nun das Gestade des herrlichen Stromes erreichten,
Wo sich in rinnende Spülen die nimmerversiegende Fülle
Schöner Gewässer ergoß, die schmutzigsten Flecken zu säubern;
Spannten die Jungfrau'n schnell von des Wagens Deichsel die Mäuler,
Ließen sie an dem Gestade des silberwirbelnden Stromes
Weiden im süßen Klee, und nahmen vom Wagen die Kleidung,
Trugen sie Stück vor Stück in der Gruben dunkles Gewässer,
Stampften sie drein mit den Füßen, und eiferten unter einander.
Als sie ihr Zeug nun gewaschen und alle Flecken gereinigt,
Breiteten sie's in Reihen am warmen Ufer des Meeres,
Wo die Woge den Strand mit glatten Kieseln bespület,
Und nachdem sie gebadet und sich mit Oele gesalbet,
Setzten sie sich zum Mahl am grünen Gestade des Stromes,
Harrend, bis ihre Gewand' am Strahle der Sonne getrocknet.
Als sich Nausikaa jetzt und die Dirnen mit Speisen gesättigt,
Spielten sie mit dem Ball, und nahmen die Schleier vom Haupte.

— — — — — — — — — — — —

Aber da sie nunmehr sich rüstete, wieder zur Heimfahrt
Anzuspannen die Mäuler, und ihre Gewande zu falten,
Da rathschlagete Zeus' blauäugige Tochter Athene,
Wie Odysseus erwachte und sähe die liebliche Jungfrau,
Daß sie den Weg ihn führte zur Stadt der phäakischen Männer.
Und Nausikaa warf den Ball auf eine der Dirnen;
Dieser verfehlte die Dirn', und fiel in die wirbelnde Tiefe;
Und laut kreischten sie auf. Da erwachte der edle Odysseus,
Sitzend dacht' er umher im zweifelnden Herzen und sagte:
Weh' mir! Zu welchem Volke bin ich nun wieder gekommen?
Sind's unmenschliche Räuber und sittenlose Barbaren;
Oder Diener der Götter und Freunde des heiligen Gastrechts?
Eben umtönte mich ein Weibergekreisch, wie der Nymphen,
Welche die steilen Häupter der Felsengebirge bewohnen,
Und die Quellen der Flüsse und grasbewachsenen Thäler!
Bin ich hier etwa nahe bei redenden Menschenkindern?
Auf! ich selber will hin, und zusehn, was es bedeute!
Also sprach er, und kroch aus dem Dickicht, der edle Odysseus;

— — — — — — — — — — — —

Furchtbar erschien er den Mädchen, vom Schlamme des Meeres besudelt;
Hiehin und dorthin entflohn sie, und bargen sich hinter die Hügel.

Nur Nausikaa blieb. Da begann der schlaue Odysseus:

— — — — — — — — — — —

Hohe, dir fleh' ich; du sei'st eine Göttin, oder ein Mädchen!
Bist du eine der Göttinnen, welche den Himmel beherrschen;
Siehe, so scheinst du mir der Tochter des großen Kronion's,
Artemis gleich an Gestalt, an Größe und reizender Bildung!
Bist du eine der Sterblichen, welche die Erde bewohnen;
Dreimal selig dein Vater und deine treffliche Mutter,
Dreimal selig die Brüder! Ihr Herz muß ja immer von hoher
Ueberschwenglicher Wonne bei deiner Schöne sich heben,
Wenn sie sehen, wie ein solches Gewächs zum Reigen einhergeht!
Eh'mals sah ich in Delos*), am Altar Phöbos' Apollon's,
Einen Sprößling der Palme von so erhabenem Wuchse,
Also bewundre ich dich, und staun' und zittere vor Ehrfurcht,
Deine Kniee zu rühren! Doch groß ist mein Elend, o Jungfrau!
Gestern am zwanzigsten Tag' entfloh ich dem dunkeln Gewässer;
Denn so lange trieb mich die Flut und die wirbelnden Stürme
Von der ogygischen Insel. Nun warf ein Dämon mich hieher,
Daß ich auch hier noch dulde! Denn noch erwart' ich des Leidens
Ende nicht; mir ward viel mehr von den Göttern beschieden,
Aber erbarme dich, Hohe! Denn nach unendlicher Trübsal
Fand ich am ersten dich und kenne der übrigen Menschen
Keinen, welche die Stadt und diese Gefilde bewohnen.
Zeige mich hin zur Stadt und gib mir ein Stück zur Bedeckung:

— — — — — — — — — — —

Ihm antwortete drauf die lilienarmige Jungfrau:
Keinem geringen Manne noch thörichten gleichst du, o Fremdling.
Aber der Gott des Olympos ertheilet selber den Menschen,
Vornehm oder geringe, nach seinem Gefallen ihr Schicksal.
Dieser beschied dir dein Loos und dir geziemt es zu dulden.
Jetzt, da du unserer Stadt und unsern Gefilden dich nahest,
Soll es weder an Kleidung, noch etwas anderm dir mangeln,
Was unglücklichen Fremden, die Hülfe suchen, gebühret.
Zeigen will ich die Stadt und des Volkes Namen dir sagen:
Wir Phäaken bewohnen die Stadt und diese Gefilde.
Aber ich selber bin des hohen Alkinoos Tochter,
Dem des phäakischen Volkes Gewalt und Stärke vertraut ist.
Also sprach sie und rief den schöngelockten Gespielen:
Dirnen, steht mir doch still! Wo fliehet ihr hin vor dem Manne?
Meinet ihr etwa, er komme zu uns in feindlicher Absicht?
Wahrlich, der lebt noch nicht, und niemals wird er geboren,
Welcher käm' in das Land der phäakischen Männer, mit Feindschaft
Unsere Ruhe zu stören; denn sehr geliebt von den Göttern,
Wohnen wir abgesondert im Wogen rauschenden Meere,
An dem Ende der Welt, und haben mit Keinem Gemeinschaft.
Nein, er kommt zu uns, ein armer, irrender Fremdling,

*) Kleine Insel im Aegäischen Meere.

Dessen man pflegen muß. Denn Zeus gehören ja alle
Fremdling' und Darbende an; und kleine Gaben erfreu'n auch.
Kommt denn, ihr Dirnen und gebt dem Manne zu essen und trinken.

Anmerk. Unter den Uebersetzungen der Homerischen Dichtungen sind die von Voß und Wiedasch die lesbarsten. Belehrend sind auch die Zeichnungen zu Homer von Flaxmann und Genelli (letztere mit Erläuterung von E. Förster).

Didaktische Epik: Hesiodos, die Gnomiker und Aesopos.

§. 3. Dem poetischen Zeitalter, welches sich an Homeros anschließt, gehört auch **Hesiodos** an, von dessen epischen Dichtungen wir nur mehr seine Theogonie und sein Lehrgedicht über die Landwirthschaft, „Werke und Tage“ betitelt, besitzen. Er war hochberühmt und hatte nächst Homeros auf die Bildung der Griechen und ihre Lebensansichten großen Einfluß. Wer durch seine Lebenserfahrung Andere belehren wollte, bediente sich damals der Poesie. Zu den kostbaren Schätzen der gnomischen Dichtung gehören auch die Sprüche der sieben Weisen: Lias, Chilon, Cleobulos, Periandros, Pittakos, Solon und Thales.

Als didaktischer Dichter ist auch **Aesopos** zu nennen, ein ächter Volksschriftsteller, dessen **Fabeln** bei allen Völkern Verbreitung fanden. Von den Lebensverhältnissen des Aesopos erzählt die Sage, er habe im 6. Jahrhundert vor Christus gelebt und als Sklave mehreren Herren gedient. Der König Krösus habe ihn lieb gewonnen und einmal nach Delphi als Gesandten an das Orakel geschickt; hier sei er von den Priestern, welche er durch eine Fabel beleidigt hatte, vom Felsen herabgestürzt worden. In späterer Zeit hat Babrias Aesopische Fabeln gesammelt und in volksfaßlicher, einfacher Sprache wiedererzählt. Sehr viele dieser Fabeln sind ihrem Inhalte nach bekannt, daher folgen hier nur wenige, minder bekannte.

1. Der Mensch und die Hoffnung.

Zeus schloß das Gute in ein Faß zusammen,
Legt' einen Deckel drauf, und stellte so
Es vor den Menschen hin. Der Mensch, gespornt
Von Neugier, wollte wissen, was im Fasse
Enthalten wäre, hob den Deckel auf,
Und ließ das Gute rasch zur Burg der Götter
Empor sich schwingen und der Erd' entflieh'n.
Die Hoffnung blieb allein. Denn diese hemmte
Der Deckel, welchen er zu allem Glücke
Der Oeffnung wieder vorschob. Darum weilt sie
Noch jetzt beim Menschen und verheißt ihm jedes
Der Güter, die entfloh'n, zurückzubringen.

2. Der Fuhrmann und Herakles.

Ein Fuhrmann fuhr auf's Land und warf den Wagen
In eine hohle Tiefe, voll des Schlammes.
Statt rasch zur Hilfe zuzugreifen, stand
Er müßig hin und flehte zum Herakles:
Denn diesen Gott verehrte er am Meisten.
Der Gott erschien zwar, aber sagte zürnend:
„Ergreif das Rad, und stupfe deine Ochsen.
Erst dann, wenn deine *Kräfte* nicht erklecken,
Gewähren dir die *Götter* willig Hilfe."

3. Das Rohr und die Eiche.

Niedergeworfen im Sturm, schwamm auf dem Strome der Eichbaum
Rohrgebüsche vorbei: „Was thut ihr?" sprach der Erlegte,
„Daß ihr so aufrecht steht und trotzt dem Sturme?" Wir *trotzen*
Keinem Sturme; wir *beugen* uns ihm: drum stehen wir aufrecht."

4. Zeus und die Bäume.

Laut klagten einst die Bäume vor dem Zeus:
„Wenn wir zum Niederhauen nur bestimmt sind,
Was schufst du uns gleich anderen Gewächsen?"
Zeus sprach: „Das Niederhau'n ist *eure* Schuld;
Wenn ihr nicht *selbst* die Stiele liefertet,
Wo hätte wohl ein Landmann eine Axt?" —

5. Der Löwe, der Bär und der Fuchs.

Der Bär und Löwe kamen einst gerade
An einem Platze, wo ein Hirschkalb lag,
Zusammen. Stracks begann ein blut'ger Kampf.
Sie schlugen und zerrissen sich einander
Auf's Schrecklichste, bis endlich dunkler Schwindel
Und krampfigte Ermattung sie befiel.
Zur Erde hingestrecket und gelähmet
An allen Gliedern, traf sie Reinecke,
Und sah das fette Hirschkalb in der Mitte.
Ha! dacht' er, dieß Gericht gehört für mich,
Schlich durch, ergriff's und floh im Nu davon.
Sie sahn's, ohnmächtig, aufzusteh'n und riefen:
„Wir Armen balgten uns des Fuchses wegen!"

Elegische Dichter: Kallinos, Tyrtäos, Solon und Mimnermos.

§. 4. **Die lyrische Poesie entwickelte sich bei den Griechen aus der epischen und zwar mit der Elegie, welche in ihrer ersten Erscheinung Erregung kriegerischer Begeisterung, Ermunterung, Belehrung und Zurechtweisung in öffentlichen Versammlungen sich zum Ziele setzte und erst später in Klagen über alle Wechselfälle, denen das menschliche Leben unterworfen ist, sich ergoß. Diese letztere Richtung ist in der als Muster angeführten Elegie des Mimnermos ausgeprägt.**

Vergänglichkeit alles Irdischen.

Doch wir, gleich wie das Laub, das die blumige Hore des Frühlings
Auftreibt, wann sich der Glanz Helios kräftig erneut,
Dem gleich freuen wir uns an den lieblichen Blüten der Jugend
Kärgliche Zeit, und erfährt Keiner von Himmlischen Gram
Je, noch Genuß: nah aber umschleichen uns finstere Keren:
Diese beweget das Ziel drückenden Alters heran,
Diese sodann des Todes; und schnell hinwelken der Jugend
Früchte, wie über die Flur Strahlen der Sonne sich streun.
Dennoch, sobald dieß Ziel in des Daseins Wechsel vorbeifloh,
Bleibt zur Stunde der Tod süßer als Leben hinfort,
Denn viel Trauer begiebt im Gemüthe sich: häuslicher Wohlstand
Weicht von dem Einen und schwer trifft ihn des Mangels Geschick;
Kinder entbehrt hinwieder ein Anderer, welche vor allem
Heiß sich ersehnend er bald nieder zum Aïdes geht;
Quälende Seuche verzehret den Anderen; also ist Keiner,
Welchem nicht Zeus vollauf bittere Schmerzen verhängt.

Anmerk. Belehrend ist folgendes Werk: Die elegischen Dichter der Hellenen von W. E. Weber; Frankf. a. M. 1826.

Lyrische Dichter: Anakreon, Sappho, Pindaros, Simonides.

§. 5. **Unter den lyrischen Dichtern der Griechen im engern Sinne, vielleicht unter den Dichtern des Alterthums überhaupt, war Anakreon (um 520 v. Chr.) der heiterste. Anmuthig sind seine kleinen Lieder, in welchen Liebe, Wein und Genuß des Lebens besungen werden.**

1. Die Cikade.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt.
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
(Phöbos selber muß dich lieben,)
Gaben dir die Silberstimme.
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte Dichterfreundin
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

2. Ohnmacht des Reichthums.

Wenn Sterblichen der Reichthum
Für Gold das Leben mehrte:
Ich würd' ihn eifrig hüten,
Daß wenn der Tod erschiene,
Er etwas nähm' und ginge.
Kann aber nirgends Leben
Der Sterbliche sich kaufen:
Was seufz' ich denn vergeblich?
Was send' ich Klageton aus?
Denn wenn der Tod bestimmt ist,
Was kann das Gold mir frommen?
— — — — — — —

Die berühmteste Dichterin des Alterthums war **Sappho** (um 620 v. Chr.), auch „die lesbische Nachtigall" genannt. Sie soll eine hochachtbare, treffliche Frau gewesen sein, beseelt von mächtiger Liebe für alles Schöne und begabt mit hohem poetischen Geiste. Nur sehr wenige ihrer Lieder sind auf uns gekommen.

Großartiger in Gedanken und Sprache als alle Liederdichter des Alterthums war **Pindaros** von Theben (522 v. Chr.). Er wirkte durch seine Gesänge auf die Herzen der Völker und Fürsten und war hochgeehrt aller Orten. Pindar starb in hohem Alter. Nach der Sage hatte er die Götter gebeten, ihm das Schönste zu gewähren, was es im Leben gäbe, und siehe da, er entschlief sanft im Tode. Sein Andenken war noch Alexander dem Großen so heilig, daß er bei der Zerstörung Thebens einzig das Haus verschonte, in welchem Pindaros gelebt hatte. Seine Gedichte sind großentheils Lobgesänge auf die Sieger in den Olympischen und andern Spielen. Ihr Charakter ist tiefer Ernst, erhabene Weisheit, prachtvolle Sprache. Das Verständniß derselben ist ohne Kenntniß der Ursprache überaus schwierig. Aus diesem Grunde genüge ein Bruchstück aus:

Erster Pythischer Siegesgesang.*)

Goldene Leier, Phöbos' und der
Musen mit wallenden Locken
Ewig süß begleitender Schmuck!
Du gebietest dem Tanz, dem Beginner
des Freudenfestes;
Deinem Wink gehorcht der Sänger, wenn
Du die Erstlingstöne des Reigenführenden
Liedes deinen bebenden Saiten entlockst.
Dann erlischt des Blitzes ewig rastlose,
Drohende Flamme, und es
Schlummert, eingewiegt auf dem Scepter
Kronion's**)
Adler, und senkt zu beiden Seiten nieder den
Schnellen Fittig:
Um des Geflügels Herrscher eine
Nächtliche Wolke, der Augen
Süße Fessel, gießest du, — um
Sein gebogenes Haupt; und ergriffen
vom Wechselfall
Deiner Töne wiegt er schlafend den
Wogenden Rücken. Dann auch der starke
Ares,***)
Fern verlassend starrender Lanzen Gewicht,
Labt sein Herz an des Gesanges festlicher
Fröhlichkeit: also durchdringt
Deines Zaubers Pfeil auch der Himmlischen Busen.
— — — — — — —
Aber, die Zeus nicht liebet, sie fliehen,
Angstvoll, wenn sie der Musen
Schallende Stimme vernehmen;
Auf der Erde, wie im unendlichen Meer.

*) Der Dichter versetzt uns in den Olymp, die Götter sind beim Mahle, Apollo rührt die Leier, die Musen singen. Nun wird die Wirkung der Musik dargestellt, sowohl auf die Götter, als auf ihre Feinde.

**) Zeus.

***) Der Gott des Krieges.

Auch der tief im grausenvollen
Tartaros liegt, der Götter
Feind, der hundertköpfige Typhos *)
— — — — — — —

Anmerk. Zur näheren Kenntniß der hier aufgeführten, sowie der übrigen griechischen Lyriker, so weit es ohne Kenntniß der Ursprache möglich, führt K. F. Vorberg's Hellas und Rom, Erste Abth.: Die Dichter des Hellenischen Alterthums. 2 Bde. 1842; und E. Munk's Gesch. der griech. Literatur. 2 Bde. Berlin, 1849.

Drama. Aeschylos.

§. 6. Das Drama, der Glanzpunkt der griechischen Poesie, hat seinen Ursprung in den Chorgesängen und Umzügen, welche an den Festen des Weingottes Dionysos veranstaltet wurden. Diese Feste waren doppelter Art: Feste der Trauer um den im Winter ersterbenden, in den Schooß der Erde gefesselten Gott, Feste der Freude um den im Frühlinge wieder Auflebenden. So entstanden Tragödie und Komödie.

Der Chor begleitete seinen Gesang mit Tanz und Gebärdenspiel. Zuweilen unterbrach der Chorführer den Gesang durch Erzählung, wofür später ein eigner Schauspieler aufgestellt wurde. Aeschylos fügte diesem einen zweiten hinzu, wodurch das Zwiegespräch (Dialog) und damit das eigentliche Drama entstand. Erst Sophokles fügte auch den dritten Schauspieler hinzu. Natürlich wurde nun auf die Handlung größeres Gewicht als auf den Gesang des Chores gelegt. Der Chor stellte keine mitspielende Person, sondern gleichsam das Publikum vor, in dessen Namen er sich über die Vorgänge des Stückes aussprach. „Seine Rolle war, den Guten hold zu sein, sie zu berathen, im Zorne zu mäßigen, im Kampfe der Pflicht zu unterstützen." Die Schauspieler der Alten trugen Masken und erhöhten ihre Gestalt durch den Kothurnschuh. Das Theater war von dem unsrigen sehr verschieden. — Man spielte bei Tage unter freiem Himmel. Die Zuschauer saßen im Halbkreise auf treppenartig emporsteigenden Sitzen. Zwischen ihnen und der Bühne befand sich die Orchestra, d. h. der Raum, wo der Chor sang und tanzte.

Mit Recht wird Aeschylos (geb. 525 v. Chr.) der „Vater der Tragödie" genannt. Von seinem Leben wissen wir, daß er in den glorreichen Schlachten von Marathon, Salamis und Platää für die Freiheit focht, später sein Vaterland Attika mit Sicilien vertauschte und am Hofe des Königs Hiero lebte und starb. Aeschylos hat das Drama geschaffen, indem er den zweiten Schauspieler einführte und den Chorgesang zu Gunsten

*) Typhos, ein himmelstürmender Riese, von den Göttern zur Strafe unter den Aetna gefesselt.

der Handlung beschränkte. Seine Tragödien sind höchst erhaben und ernst, im Plane sehr einfach, in der Sprache furchtbar feierlich, oft seltsam großartig. Was er mit Worten nicht würdig genug sagen kann, das sagt er durch Schweigen. In seiner „Niobe" sitzt die Mutter verhüllt auf dem Grabe ihrer Kinder und verharrt während des ganzen Stückes in Schweigen. In seinem „gefesselten Prometheus" läßt dieser, während er an den Felsen geschmiedet und verhöhnt wird, keinen Laut der Klage hören.

Die Charaktere des Aeschylos sind riesenhafte Menschen, Titanen, Götter. Die Menschen beherrscht ein strenges Schicksal, das ist, die unergründliche göttliche Macht, welche selbst über den Göttern (des Volkes) steht. Aeschylos nahm seine Stoffe meist aus Homer, wie er denn selbst seine Werke „Brosamen von Homers reicher Tafel nannte."

Von seinen vielen Stücken sind noch 7 erhalten, nämlich 4 einzelne Tragödieen und eine Trilogie, d. h. eine innerlich zusammengehörige Reihe von 3 Tragödieen, welche Anfang, Mitte und Ende einer großartigen Geschichte bilden. Inhalt dieser Trilogie: 1. Ermordung des Königs Agamemnon durch seine Gemahlin Klytämnestra (Tragödie: „Agamemnon"); 2. Klytämnestra's Sohn, Orestes, rächt den Vater durch Muttermord („die Grabesspenderinnen"); 3. den Muttermörder verfolgen die Göttinnen der Rache, aber die Göttin Athene spricht ihn schuldfrei („die Eumeniden"). Die ganze Trilogie führt nach der Hauptperson der Handlung den Namen Oresteia. Sie ist werth, näher gekannt zu werden, da sich in ihr die ganze Fülle der Poesie des Aeschylos ausgegossen.

Agamemnon. Erste Scene: Hof des Königspalastes in Argos. Agamemnon naht heimkehrend von Troja. Der Chor spricht in rauschenden Gesängen seine Freude aus. Dagegen sucht Klytämnestra, die während Agamemnons Abwesenheit sich mit Aegisthos verbunden hat, ihren Unwillen durch erheuchelte Theilnahme zu bergen. — Zweite Scene: Siegeszug des heimkehrenden Königs. Unter den Gefangenen auch Kassandra, die tiefgebeugte Seherin und Königstochter von Troja. Der Chor begrüßt seinen Herrscher. Auch Klytämnestra tritt mit verstellter Freundlichkeit ihm entgegen. König und Königin ziehen in den Palast. Die Bühne ist leer, nur Kassandra sitzt noch im Wagen. Nun öffnet diese Seherin ihren bisher verschlossenen Mund und weissagt in jammerndem Wort das bevorstehende Unheil. Darauf tritt sie selbst in den Palast, der ihr Grab werden soll. — Dritte Scene: Aus dem Palaste ertönt lauter Wehruf: Agamemnon wird erschlagen. Bald erscheint Klytämnestra blutbefleckt, die Leichen des Königs und der Kassandra

werden auf die Bühne gebracht. Die Königin gesteht ihre That, aber sie rühmt sich derselben, weil nun die Hinopferung ihrer Tochter Iphigenia gerächt sei, die ihr einst der eigene Vater entrissen und getödtet habe. Es beginnt ein heftiger Wechselgesang zwischen dem Chor und der Königin. Zuletzt erscheint auch der feige Aegisthos im Purpurmantel, prahlend mit einer That, die er selbst nie gewagt hätte. Der Chor will zum Schwerte greifen, Klytämnestra verhindert es und kehrt mit Aegisthos in den Palast zurück. Auch der Chor entfernt sich schweigend. Im zweiten Stücke: **die Grabesspenderinnen** (Choephoren) erscheint zuerst Orestes, der viele Jahre in der Fremde zugebracht, mit seinem Freunde Pylades am Grabe des Vaters Agamemnon. Auch seine Schwester Elektra, die von der mißtrauischen Mutter viel zu leiden hat, erscheint zur selben Stunde mit ihren Mägden, Opfer zu spenden, am Grabe. (Daher der Name „Grabesspenderinnen.") Zusammentreffen mit ihrem Bruder Orestes. Sie bereden den Racheplan. — Zweite Scene. Orestes erscheint als Fremdling im Palaste, und erfreut Klytämnestra durch die erdichtete Erzählung von seinem Tode. Auch Aegisthos vernimmt froh die Kunde. — Dritte Scene. Aegisthos wird erschlagen; Wehruf aus dem Palaste. Klytämnestra hört das Entsetzliche, sie erscheint allein in fürchterlicher Angst auf der Bühne, Orestes tritt ihr entgegen. Sie fleht jammernd um ihr Leben, Orestes schwankt, doch endlich siegt das Gefühl der Rache, er tödtet die Mutter. Doch alsobald fühlt er den ganzen Fluch des Muttermordes, die Furien erscheinen. Entsetzen ergreift alle, Orestes eilt verzweifelt und wahnsinnig von dannen. — In den **Eumeniden** erscheint der gottverfluchte Muttermörder auf einem Steine sitzend im Tempel zu Delphi, um ihn gelagert die Göttinnen der Rache, die schrecklichen Eumeniden, schwarze Frauen, von scheußlichen Aussehn. Apollon, der Gott des Tempels, ermahnt ihn von hinnen zu fliehen nach Athen zum Tempel der Pallas Athene. Orestes folgt dem Rathe und pilgert zum Bilde der Göttin, wo ihm Sühnung der Schuld verheißen ist. Auch die Eumeniden folgen und schlingen ihren schrecklichen Reigen um ihn und singen ihr Lied voll Grausen. Nun erscheint die Göttin Athene, Orestes fleht um ihren Schutz. Athene ruft zur Entscheidung die zwölf Richter des Areopags herbei. Eine gleiche Zahl verurtheilt und spricht ihn frei. Der Mann ist frei von Schuld," ruft die Göttin und wirft ihren Stimmstein zu den lossprechenden. Auch die Eumeniden lassen ihren Groll und nehmen zu Athen ihren Wohnsitz.

Das älteste Stück des Aeschylos sind die **Perser**, in welchem die Niederlage des Xerxes durch die Tapferkeit der Griechen in der Schlacht bei Salamis gefeiert wird. Zur Probe diene die erhabene Scene, in

welcher Atossa, des Xerxes Mutter, dem aus persischen Greisen bestehenden Chor ihren Traum erzählt und darauf durch einen Boten die Schreckenskunde von Salamis vernimmt.

Zahllose Träume sind mir fort und fort des Nachts
Gekommen, seit mit seinem Heer mein Sohn hinaus
Der Jaonen Lande heim zu suchen zog.
So deutlich sah ich aber keinen andern noch,
Als in der letztvergangenen Nacht; ich sag' ihn dir.
Mir war's, als seh' ich zween schöngewandige
Jungfrau'n, die eine reich geschmückt in persischen
Prachtkleidern, und im dorischen Kleid die andere,
An Gestalt bei Weitem aller Weiber herrlichste,
Fehllos an Schönheit, beide Schwestern eines Stamms;
Als ihre Heimat hatte vordem diese sich
Hellas erlooset, jene das Barbarenland.
Die beide glaubt' ich nun zu sehn, wie kampfbereit
Sie sich wild entgegen standen; doch mein Sohn gewahrt's,
Er hemmt sie, er beruhigt sie, schirrt beide sich
Vor seinen Wagen, und um ihren Nacken liegt
Sein Joch. Die eine hob sich, warf sich im Geschirr,
Doch ließ den Mund sie leicht vom Zügel bändigen;
Unruhig riß die andre, mit empörter Hand
Zertrümmert wild sie seinen Wagen, zügellos
Schleift sie ihn gewaltsam mit sich, und zerbricht ihr Joch,
Da stürzt mein Sohn hin; und es steht sein Vater nah,
Dareios voll Betrübniß; als den Xerxes sieht,
Zerreißt er jammernd sich das Gewand um seinen Leib. —
Bei Nacht im Traume sah ich dieß, wie ich's erzählt.
Drauf als ich aufstand, und die Hand mit fließendem
Quellwasser netzte, dann mit gabenreicher Hand
Hintrat zum Altar, um den gefahrabwendenden
Gottheiten fromm zu spenden, deren Amt es ist,
Da sah ich einen Adler fliehn zu Phoibos Heerd.
O Freunde, lautlos stand ich da in meiner Angst.
Ihm nachgeflogen kommt ein Falk in eil'gem Flug,
Schießt auf ihn nieder, und zerkratzt mit wilden Klau'n
Sein Haupt, das wehrlos in die Flügel eingeschmiegt
Den Leib dahin gibt. Schrecken war es mir zu schau'n!

Bote.

Als drauf mit seines Wagens Lichtgespann der Tag
Die ganze Meerbucht sonnenhell beleuchtete,
Da schallet fern her von den Hellenen freudiger
Gesang herüber, und das Kriegslied jauchzt zurück
Des fels'gen Eilands tausendstimm'ger Wiederhall.
Furcht überschlich jetzt uns Barbaren allzumal,
Die wir getäuscht uns sahn; denn nicht um nur zu fliehn
Erhoben die Hellenen ihren Kriegsgesang;

Sie sangen, sich in den Kampf zu stürzen frohen Muths;
Trompeten flammten schmetternd, allaufeuernd drein,
Und rings mit rauschendem, wechselhaft'gem Ruderschlag
Ward schäumend die Fluth geschlagen nach der Lootsen Ruf.
Und plötzlich waren alle nah vor unserm Blick.
Des Geschwaders Linie führte fest geschlossen an
Der rechte Flügel; nach ihm kam der ganze Zug
Heraufgefahren; rufen hörte man zugleich
Vielfache Stimmen: „Auf, o Hellas Söhne, kommt!
„Das Vaterland befreit, befreiet Weib und Kind,
„Befreit der heimatlichen Götter theuren Sitz,
„Der Väter Gräber! Jetzt um alles kämpfen wir!"
Und auch von uns her rauschte laut ein persisches
Geschrei entgegen; nicht zu säumen war es Zeit.
Da schlug mit Krachen Schiff in Schiff den bohrenden
Erzschnabel; anfing ein hellenisch Schiff die Schlacht,
Riß einem Tyrier allen Schmuck vom Steuerbord.
Zwar widerstand anfangs der Perserflotte Wald,
Doch als die Anzahl unsrer Segel in des Meeres
Engfahrt sich trieb, war keiner keinem mehr zu Schutz,
Und wechselseitig mit der eisernen Schnäbel Stoß
Zerschlugen, zerschmetterten sie sich der Ruder Doppelreihen.
Der Griechen Schiffe drangen klug berechnet nach,
Sie prallten ringsher gegen uns, jäh stürzten um
Der Schiffe Bäuche, nicht zu sehn mehr war die See,
Mit Wrack und Scheiter und mit Leichen überdeckt,

— — — — — — — — — — — — —

Laut schrie da Xerxes, als er dieß endlose Weh
Ansah; denn weithin überschauend alles Heer
Saß er am Strand auf hoher Düne hoch gethront;
Sein Kleid zerriß er, schrie in hellem Jammer auf,
Erließ der Landmacht eilig noch den Heerbefehl,
Und floh in ordnungsloser Flucht. — Das ist der Gram,
Drum dir zu seufzen noch zum frühern Leide kam.

Wohl das großartigste Werk des Aeschylos ist der gefesselte Prometheus. Prometheus hatte das Feuer vom Himmel geraubt und dem Menschen gebracht. Dadurch ist der Menschengeist zu vielen Erfindungen und immer höherer Cultur gekommen. Zeus aber grollt dem Prometheus und läßt ihn zur Strafe an einen Felsen des Kaukasus ketten. Nach langem Dulden befreit ihn Herakles. Dieses sein furchtbares Leiden schildert die erhaltene Tragödie. Prometheus duldet unverzagt, er weiß, daß ihn Zeus dereinst befreien muß. Hören wir die Sprache des an den Felsen Gefesselten:

O Himmelsäther und ihr Lüfte schnell beschwingt,
Ihr Stromesquellen und der wogenden Meeresfluth
Zahlloses Blinken, und Allmutter Erde, dich,

Und dich, der Sonn' allsehend Auge ruf' ich an,
Seht, was ich hier, ein Gott, von Göttern dulden muß.
Schaut her, wie hier mit schmählicher Pein
Ich belastet hinfort Jahrtausende lang
Abmartern mich soll:
Denn also ersann der neue Tyrann
Der Himmlischen mir der Fesselung Schmach.
Weh, weh, um das Jetzt und das künftige Leid
Wehklag' ich zumal: und wann wird je
Mir das Ende der Qualen erscheinen?
Und doch, was sag' ich? Weiß ich nicht, was kommen wird,
Schon klar im Voraus? Nimmer unerwartet naht
Sich mir ein Leiden, und des Schicksals Fügung muß
Ertragen ich, so leicht ich kann, erkennend wie
Der Kampf unmöglich gegen die Nothwendigkeit.
Doch schweigen und nicht schweigen über mein Geschick,
Gleich schwer ist Beides. — Weil ich Gaben zugewandt
Den Menschen, darum leid' ich Armer diese Noth.
Des Feuers Samen bergend in dem Ferulstab
Entwandt' ich klüglich, welches dann zu aller Kunst
Den Menschen Lehrer worden ist und großes Heil;
Und solche Strafe duld' ich nun um dieß Vergehn,
In Banden angeschmiedet in der luft'gen Höh'.

Anmerk. Zur näheren Kenntniß des für Sprachunkundige schwer verständlichen Dichters ist die Uebersetzung von Droysen empfehlenswerth. Dazu die Einleitungen und Inhaltsangaben in den Büchern von Munk, Müller, Borberg.

Sophokles.

§. 7. Der zweite und größte griechische Trauerspieldichter war **Sophokles**, geb. zu Athen 498 v. Chr. Als achtzehnjähriger Jüngling führte er den Chorreigen am Siegesfeste vor Salamis. Schon seine erste Tragödie errang den Sieg über Aeschylos. Der „Antigone" verdankte er die Ehre, zum Anführer einer Flotte erwählt zu werden. Doch war er nur ein guter Soldat, kein guter Feldherr. Sophokles verließ seine Vaterstadt nie, obgleich er häufig von Königen und Fürsten eingeladen wurde. Er lebte in sehr glücklichen Verhältnissen, bewundert und geehrt als Dichter und Mensch, und starb 406 v. Chr.

Wie Aeschylos „Vater", war Sophokles Vollender der Tragödie. Seine Dichtungen sind milder, menschlicher, natürlicher. Das Schicksal, welches bei Aeschylos als furchtbare Macht über dem Menschen steht, wohnt bei Sophokles mehr in des Menschen eignem Innern; der Mensch schafft es sich selbst durch seine sittliche Schuld. Durch diese Auffassung kommt Sophokles der christlichen Wahrheit viel näher, als jeder an-

dere Dichter des Alterthums. In der That ist neben Pindaros keiner sittlicher und frömmer als er.

Auch in politischer Beziehung nimmt Sophokles den eines wahren Dichters würdigsten Standpunkt ein: er steht über den Parteien. Seine Poesie erniedrigt sich niemals zur Magd einer herrschenden Politik.

Besonders vollendet erscheinen seine tragischen Charaktere. Aeschylos entwirft nur großartige Umrisse, Sophokles schafft ausgeführte Gemälde voll Leben und Wahrheit. Unter allen Dichtern des Alterthums ist er es allein, der auch das Edle der weiblichen Natur würdig erfaßt und in den Charakteren der Elektra und Antigone herrlich dargestellt hat. Wie überhaupt im Aeschylos mehr das Erhabene, Männliche, so tritt im Sophokles mehr das Zarte und Anmuthige hervor, daher ihn schon die Alten „den Süßen" oder „die Biene" nannten.

Sophokles war ein sehr fruchtbarer Dichter. Man schrieb ihm 130 Stücke zu; nur 7 davon sind erhalten. Drei behandeln die Sage vom Oedipus, ohne jedoch eine Trilogie zu bilden, weil jedes Stück für sich ein vollkommen abgeschlossenes Kunstwerk ist. Der Inhalt ist folgender.

König Oedipus. Entsetzlicher Fluch lag auf dem Hause des Kadmos, Königs von Theben, doch erst an dem spätern Geschlechte sollte er sichtbar werden. Laios, Urenkel des Kadmos, lebte mit Jokaste in kinderloser Ehe. Er sandte zum Orakel in Delphi, sich einen Sohn zu erflehen und erhielt die Antwort: „Ein Sohn sei dir gewährt, aber er wird dich tödten und seiner Mutter Gatte werden." Als nun Laios mit einem Sohne beglückt ward, gedachte er der Warnung des Orakels und ließ das Kind mit zusammengeschnürten und grausam durchbohrten Füßchen, den Raubthieren zur Beute, im Gebirg aussetzen. Allein der beauftragte Diener übergab den Knaben mitleidsvoll einem Hirten des Polybos, Königs von Korinth, der Hirt aber trug ihn zu seinem Herrn, der ihn an Kindesstatt annahm. Der Knabe, Oedipus (d. h. Schwellfuß) geheißen, wuchs zum Jünglinge heran. Einst warfen ihm seine Kameraden vor, er sei nicht des Königes Sohn. Der Beleidigte befragt seine Eltern, erhält aber keine sichere Auskunft. Da macht er sich auf, nach Delphi zu reisen und das Orakel nach seiner Abkunft zu befragen. Die Antwort des Gottes lautet: „Suche Vater und Mutter nicht; denn jenen wirst du tödten und diese zum Weibe nehmen." Erschreckt durch den Ausspruch wagt es Oedipus nicht, nach Korinth zurück zu kehren, sondern schlägt einen andern Weg ein. In einer Schlucht begegnet er einem Wagen, dessen Lenker ihn trotzig weichen heißt. Es kommt zum Streite. Oedipus erschlägt den Diener und seinen Herrn im Wagen. Nur Ein Begleiter entflieht. Der Erschlagene war sein

Vater Laios von Theben. Oedipus zieht seines Weges weiter, das Schicksal führt ihn nach Theben. Die Stadt trauert, denn sie ist ihres Königes beraubt; dazu hat ein Ungeheuer, Sphinx genannt, Löwe mit Jungfrauengesicht, sich auf einem nahen Felsen gelagert, gibt den Vorüberziehenden Räthsel auf und tödtet Alle, die sie nicht lösen können. Oedipus erscheint und erhält das Räthsel: „Was ist es, das Morgens auf vier, Mittags auf zwei, Abends auf drei Füßen geht?" Er giebt die Lösung: Der Mensch in der Jugend, dem Mannes- und Greisenalter. Darauf stürzt sich die besiegte Sphinx vom Felsen herab, Oedipus aber wird König von Theben und Gemahl seiner Mutter, der Königin Jokaste. Fünfzehn Jahre herrscht er weise und glücklich, ohne eine Ahnung seiner Verbrechen. Vier Kinder sind ihm geboren worden: Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Endlich kommt eine Pest ins Land, das Elend ist furchtbar, da erklärt das Orakel, erst müsse der Mörder des Laios aus dem Land, dann werde Hilfe. Damit beginnt eigentlich die Tragödie. Oedipus ahnet nicht, daß er selbst der Schuldige sei, und bietet daher Alles auf, den Verbrecher zu entdecken. Es beginnt die allmählige schauerliche Enthüllung des Geheimnisses, wozu Oedipus selbst das Meiste beiträgt. Endlich wird das Entsetzliche offenbar: Oedipus hat den Vater erschlagen und ist der Mutter Gatte. Diese allmählige, planmäßig gesteigerte Entwirrung ist der Gegenstand der Tragödie und von dem Dichter mit solcher Meisterschaft durchgeführt, daß sein „König Oedipus" für die vollkommenste Tragödie des Alterthums gilt. Die furchtbare Entdeckung bringt Jokaste zur Verzweiflung, sie erhängt sich; Oedipus aber will nicht mehr die Sonne schauen und beraubt sich der Augen. Die Tragödie schließt mit den erschütternden Worten des Chores: „Also ist in grausen Schicksals Wogen hingesunken tief Oedipus, der dunkeln Räthsel Forscher, der Gelehrteste, seiner Bürger treuer Herrscher. Darum preise sein Geschick Niemand glücklich, bis den letzten Lebenstag er angeschaut."

Oedipus trägt sein Schicksal ohne Murren. Er erkennt und vollzieht den Willen der Götter, darum kann ihr Groll nicht immer währen, es wird Versöhnung kommen. Dieß geschieht in der zweiten Tragödie **Oedipus in Kolonos**. Nach langen Prüfungen, von seinen eigenen Söhnen verstoßen, ist der blinde Dulder an der Hand seiner Tochter Antigone in einen Hain bei Kolonos unweit Athen gelangt, den Sitz der Erinnyen, das ist, Rachegöttinnen, die aber hier als Eumeniden, das heißt, als die Gnädigen, Versöhnenden verehrt werden. Hier will der Greis weilen, hier seinen Lebenslauf vollenden, nach einer Verheißung Apollons denen zum Segen, die ihm Schutz gewähren. Anfangs will

der Chor, aus Greisen von Kolonos bestehend, ihm, dem Gottverfluchten, den Aufenthalt wehren; man ruft den König, Theseus, zur Entscheidung herbei. Inzwischen ist Ismene, Antigone's Schwester, aus Theben angelangt und erzählt, was dort vorgefallen. Anfangs wären ihre Brüder Willens gewesen, den Kreon (Jokaste's Bruder) ganz herrschen zu lassen, doch bald sei Zwietracht entstanden, der Jüngere, Eteokles, habe den Aelteren, Polyneikes, des Thrones beraubt und des Landes verwiesen. Nun sammle Polyneikes ein Heer, sein Recht mit Waffen zu suchen. Nach einem Göttersprüche werde jener siegen, mit welchem Oedipus sei; ihn zu gewinnen, sei der Brüder Ziel. Wie Ismene ihre Rede geendet, erscheint Theseus, erkennt den Unglücklichen und gewährt ihm edel Schutz und Aufnahme. Hier fällt der Chor mit dem schönen Gesange ein, in welchem der Dichter Kolonos (seinen Geburtsort) verherrlicht hat.

Fremdling, im Lande der prangenden Rosse
Bist du zur herrlichsten Stätte gedrungen,
Glänzend umfängt dich Kolonos Gebiet,
Wo unter zahllosen Sangesgenossen
Schmelzende Klagen die Nachtigall flötet,
Heimisch im grünenden, schattigen Thal,
Unter des Epheus dunkelen Ranken,
Tief in dem heiligen, nimmer berührten,
Früchtebeladenen, nächtlichen Laub,
Nimmer bedroht von verheerenden Stürmen,
Wo mit dem seligkeit-trunkenen Schwarm
Bakchos erscheint, in der göttlichen Weiber
Hehrem Geleite, die einst ihn ernährt.
Unter dem Thauduft des Himmels erblühen,
Täglich süßduftende Knospen enthaltend,
Schlanke Narcissen zum Kranze den zwei
Mächtigen Göttinnen, uraltem Brauch nach.
Krokus auch schimmert, wie Gold; es verrinnen
Nimmer die Wasser des rastlosen Quells,
Längs dem Kephissos die Auen benetzend;
Täglich befeuchtet der Regen mit lauterm,
Reichlichem Gusse das fette Gefild,
Weithin sich dehnende Fluren, die weder
Chöre der Musen im Tanze verschmähn,
Noch Aphrodite, mit goldenem Zügel
Lenkend das leichte, beschwingte Gespann.
Hier auch siehst einen Baum du ergrünen,
Wie ihn nicht Asiens Boden, noch Pelops'
Dorisches Eiland so herrlich erzeugt;
Nimmer der Pflege bedürftig, durch eigne
Triebkraft gedeiht er, ein Schreckbild den Feinden,
Blühend und stattlich in unserm Gebiet,
Nahrung auch spendend, der bläuliche Oelbaum,
Er, an dem sich nicht Greis oder Jüngling
Jemals vergriffen mit frevelnder Hand,
Weil der geweiheten Schößlinge Schirmer
Zeus ihn mit sorgenden Blicken bewacht,
Weil die blauaugige Herrin Athene
Ueber ihm waltet mit heiliger Hut.

Anderes Lob noch bleibt zu verkünden,
Höchste und herrliche Gaben des großen
Schutzherrn, die er der Heimat verlieh;
Prangender Reichthum der Rosse und Füllen,
Prangende Gluth des umwogenden Meeres;
Großer Kronide, wir danken sie dir,
Dir nur den Ruhmglanz, Herrscher Poseidon,
Der du der erste mit sicherndem Zügel
Rosse gebändigt auf attischer Flur;
Wo in die Meerfluth hurtig und machtvoll
Niedergeschwungen, das Ruderbrett hüpft
Rings von den hundertfüßigen Töchtern
Nereus', des Greises der Wogen, umschwärmt.

Darauf erscheinen, wie Ismene vorherverkündet hat, zuerst Kreon, dann Polyneikes, jeder für sich den Oedipus zu gewinnen. Anfangs versuchen sie Ueberredungskünste, wo diese nicht helfen wollen, sogar Gewalt. Indessen schirmt Theseus, der gerechte Herrscher, den unglücklichen Greis gegen die Verwegenen. Bald nahet das Ende seiner Leiden. Die Gottheit entführt den durch Prüfung Gereinigten in die Tiefe des heiligen Haines, wo er auf wundervolle Weise von der Erde genommen wird. Ein Bote erzählt dieses den Zuschauern.

Bote. Vereinte Bürger, zwar kann ich in kürzester
Botschaft verkünden: unser Oedipus verschied;
Doch wie gescheh'n dieß, da ist nicht mit Wenigem
Das Wort zu sagen, nicht wie viel sich dort begab.
Chor. Verschieden ist der Arme?
Bote. Daß verlassen er
Des Lebens langgewohnten Pfad, sei du gewiß.
Chor. Wie? Nahm ein göttlich sanft Geschick den Armen hin?
Bote. Ja, dieses ward ihm, und wie groß und wunderbar!
Denn wie er hier geschieden, sah'st du selber noch
Mit uns; es führte Keiner von den Freunden ihn,
Nein, selbst ein Führer Allen uns schritt er voran.
Und als er zu dem jähen Rand der Schwelle kam,
Die erzgegründet wurzelt in der Erde dort,
Stand auf der Pfad' er einem, der vielarmigen,
Nah' an dem hohlen Schlunde, wo des Peirithos
Und seines Theseus Zeichen ruh'n der ew'gen Treu';
Inmitten dessen, und des Steins von Thorikos,
Und hohlen Birnbaums, stand er, ab vom Felsengrab,
Und saß und löste das von Schmutz entstellte Kleid.
Dann ruft' er seinen Kindern, und befahl, ihm Bad
Und Weiheguß zu bringen aus lebend'gem Quell.
Und sie, zum sichtbar'n Hügel dort der grünenden
Demeter eilend, richten bald dem Vater aus,
Wozu er sie gesendet hat, ihn mit Gewand
Und Bädern wohl beschickend, wie der Brauch gebeut.
Und da ihm Alles war gescheh'n zur G'nüge nun
Und Nichts gebrach ihm, dessen er Verlangen trug;
Da donnert' in der Erde Zeus. Es schauderten
Die Kinder bei dem Tone, sanken nieder auf
Des Vaters Kniee, weinten, und zerschlugen sich
Die Brust mit weitem Klageruf ohn' Unterlaß.
Doch er, vernehmend plötzlich so den bitt'ren Ton,
Faltete die Händ' auf sie und sprach: „O, Kinder, nun
Von diesem Tag an, soll't ihr ohne Vater sein.
Schon nahm der Tod mich ganz dahin. Nicht länger wird
Die schwere Bürde meiner Pfleg' auf euch gelegt.
Hart war sie, ach, ich weiß es! Doch dieß Eine Wort
Begütet, Kinder, alle die Mühseligkeit;

Die Liebe kann von Keinem auch in reich'rem Maß,
Als diesem Vater werden, deß entbehrend nun
Der Tage Zukunft ihr allein vollbringen sollt." —
Und in einander lagen sie gesunken so,
Und weinten schluchzend Alle. Da sie nun zum Ziel
Der Klage kamen, nicht ein Laut sich mehr erhub
Aus bangem Schweigen; — plötzlich hallt ihn mächtig an
Ein fremder Zuruf, daß uns Allen steil empor
Von Furcht und Grausen sträubend sich das Haar erhub,
Dann aber rief und abermal nach ihm der Gott:
„Wohlauf, wohlauf nun, Oedipus! Was weilen wir
Zu zieh'n? Zu lang' schon harret man des Säumenden!" —
Er, da er also von dem Gott sich fordern hört,
Berufet Theseus zu sich hin, und da der Fürst
Hinzu getreten, spricht er so: „O theures Haupt,
Gib deiner Rechten altes Pfand den Kindern hier,
Und, Töchter, ihr dem König, und gelobe mir,
Nie willig zu verlassen sie, und stets zu thun,
Was ihnen heilsam achten wird dein weiser Rath." —
Der, edel männlich, ohne Klageton, gelobt
Mit einem Eidschwur seinem Gast, also zu thun.
Und da gescheh'n dieß, alsobald faßt Oedipus
Mit dunklen Armen seine zwo Jungfrau'n, und spricht:
„O, Kinder, tragen müßt ihr mit starkem Muth,
Von hier zu scheiden, dürfet das Verbot'ne nicht
Zu schau'n begehren, hören nicht, was hier erschallt.
D'rum eilet schnell von hinnen. Der Gebieter nur,
Theseus vernehme, was sich hier begeben wird." —
Dieß letzte Wort noch hörten wir aus seinem Mund,
Und alle folgten unter strömenden Thränen wir
Mit beiden Jungfrau'n dem Geheiß. Als auf dem Weg
Nach kurzem wir uns wandten, sah'n von ferne wir
Wie von den Beiden er dahin verschwunden war,
Der König aber sich die augumschattende
Hand vor das Haupt hielt, wie vor einer mächtigen
Furchtbar'n Erscheinung, die der Blick nicht tragen kann.
Doch nicht nach Langem sah'n wir dann ihn niederknie'n,
Und zu der Erde beten und der Unsterblichen
Wohnhaus Olympos, Beides in demselben Fleh'n.
Welch ein Geschick ihn nun entrafft, kein Sterblicher
Weiß es zu sagen, ohne Theseus' Haupt allein.
Denn nicht im feuerschweren Strahl des Donners hat
Der Gott ihn hingenommen, noch ein Ungestüm
Des Meeres ward erreget in derselben Zeit.
Ihn führt' ein Gott von hinnen, oder der Unterwelt
Glanzlose Steige schloß sich ihm wohlthätig auf.
Denn ohne Seufzen ward der Mann, in keinem Schmerz
Der Krankheit abgefordert; nein, wie nie ein Mensch,
Voll Wunder.

In der dritten Tragödie, **Antigone**, erscheint die schwache Jungfrau durch ihren Gehorsam gegen göttliches Gebot als Siegerin über Menschenmacht und Uebermuth. Antigone war nach dem Tode des Vaters mit Ismene nach Theben geeilt, die streitenden Brüder zu versöhnen. Es gelingt ihr nicht, Beide fallen im Zweikampf. König Kreon läßt den Eteokles bestatten, den Polyneikes aber nicht. Nach dem Glauben der Alten fand die Seele nicht Ruhe, so lang nicht wenigstens eine Hand voll Erde über den Leichnam gestreut war, daher galt die Bestattung der Todten für ein frommes und heiliges Werk. Kaum hat Antigone vernommen, daß Kreon verboten habe, den Polyneikes zu beerdigen, so ist sie auch schon entschlossen, das Gebot zu übertreten, obgleich ihr die Verlobung mit Hämon, dem Sohne des Königs, eine schönere Zukunft verheißt. Zuerst will sie ihre Schwester Ismene zur Theilnahme an der Bestattung bewegen. Ismene, gleichfalls eine liebreiche, milde Seele, ist doch nicht kühn und entschlossen genug zum Handeln. Da eilt Antigone allein zum Werke. Bald bringt ein Wächter dem Kreon die Kunde, der Leichnam des Polyneikes sei mit Erde bestreut worden. Der wüthende König droht allen Wächtern den Tod, wo nicht der Thäter aufgebracht werde. Doch siehe, da wird bereits Antigone in Fesseln vorgeführt, sie hat die That begangen und bekennt es offen. Als Kreon sie daran erinnert, daß Polyneikes als Feind gefallen sei, antwortet sie mit den herrlichen Worten:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Doch der wüthende Kreon hat sie und ihre Schwester Ismene, die er für mitschuldig hält, zum Tode bestimmt. Ismene erklärt auch Antheil an der That zu haben, Antigone aber beharrt darauf, allein die Thäterin zu sein. Sie wird gefangen fortgeführt. Nun bittet Hämon, der tiefgebeugte Bräutigam, für die unglückliche Braut, doch vergebens. Kreon beschließt, sie in einer Felsenhöhle dem Hungertode preiszugeben. Antigone wird vorgeführt und beklagt in einem erhebenden Gesange ihr schreckliches Schicksal.

O Grabgemach, Brautkammer, ewig schließendes
Wohnhaus in düsterer Höhle, wo hinab ich muß
Zu meinen Lieben, deren größte Zahl im Haus
Der Todten Persephassa schon empfangen hat,
Von welchen ich die letzte, weit Unseligste,
Hinuntergeh'n soll, eh' sich schloß mein Lebenstag!
Doch komm' ich dorthin, (dieser Hoffnung leb' ich fest,)
So komm' ich lieb dem Vater, auch willkommen dir,
O Mutter, dir auch komm' ich lieb, o Bruderhaupt!
Denn Euch, die Todten, hab' ich selbst mit dieser Hand

Gebadet und gezieret, und auf euer Grab
Trankopfer ausgegossen. Nun auch deinen Leib
Bestattend, o Polyneikes, ärnt' ich solchen Lohn!
— — — — — — — — — —
Und daß ich, also denkend, nun dich hochgeehrt
Vor Allen, richtet Kreon als verbrecherisch,
Als freches Wagniß, o geliebtes Bruderhaupt!
Und jetzo faßt er mit Gewalt und rafft mich fort,
Bevor das Brautlied mir ertönt, der Ehe Glück
Und zarter Kinder Pflege mir beschieden ward:
Freundlos, verlassen, muß ich Unglückselige
Lebendig geh'n zum Hause, das die Todten birgt.
Und welch' Gebot der Götter übertrat ich denn?
Wie darf ich Arme noch den Blick nach ihren Höh'n
Erheben, wen um Hülfe fleh'n, da Götterfurcht
Den Lohn der Gottverächter mir erworben hat?
Doch wenn es so den Göttern wohlgefällig war,
Bekenn' ich, daß ich büße, weil ich schuldig bin;
Sind aber diese schuldig, o dann mögen sie
Nicht schlimmer büßen, als sie mir thun wider Recht!

Kreon erscheint und will der Unglücklichen selbst die Klage wehren. Antigone tritt ihm im Bewußtsein ihrer Unschuld kühn entgegen und ruft den Chor zum Zeugen ihres Geschickes an:

„Ihr Häupter der Stadt, seht, Kadmier, hier
Der Könige Kind, die Letzte des Stamms,
Seht, was, und von wem ich erdulden es muß,
Weil ich Heiliges heilig gehalten."

Darauf wird sie zum Tode geführt. Nun tritt der blinde, greise Seher Tiresias auf und weissagt dem noch immer starrsinnigen Kreon namenlosen Jammer für ihn, sein Geschlecht und Theben. Da wird Kreon muthlos; erschüttert läßt er den Polyneikes bestatten und befiehlt die Befreiung Antigone's, aber zu spät, das Furchtbarste ist geschehen: Antigone hat sich mit ihres Schleiers Band erhängt, Hämon, ihr Verlobter, sich das Schwert durch die Brust gestoßen, endlich Kreons Gemahlin, entsetzt über Hämon's Leiche, sich gleichfalls getödtet. Wie Kreon, der Urheber alles Jammers, die beiden Leichen, des Sohnes und der Königin, sieht, bricht er in entsetzliche Klagen aus. Man führt ihn in den Palast und der Chor beschließt das Stück mit den feierlichen Worten:

Das Erste, o Mensch, zu dem Baue des Glücks
Ist, weise zu sein. Vor den Göttern vergiß
Die Ehrfurcht nicht. Das verwegene Wort,
Wenn es unter'm Gewicht der Streiche sodann
  Der Vermessene büßt,
Lehrt weise zu sein noch im Alter.

Nächst der Antigone hat Sophokles ein zweites herrliches Frauenbild in der **Elektra** gezeichnet. Diese Tragödie hat beinahe den gleichen Inhalt mit den Grabesspenderinnen des Aeschylos, nur daß hier nicht Orestes, sondern Elektra als Hauptperson erscheint. Für sie nimmt der Dichter unsere ganze Theilnahme in Anspruch. Elektra trotzt aller Schmach und Unbild mit männlichem Muthe, so lange sie noch auf des Orestes Hülfe hofft; doch als sie seinen Tod erfährt, ist all' ihre Hoffnung und aller Lebensmuth dahin. Da erscheint Orestes plötzlich als Rächer und Retter.

Eine der schönsten Stellen des Stückes ist die Scene, in welcher Elektra die Urne mit der vermeintlichen Asche des Bruders umfassend, die Klage erhebt:

O theurer Ueberrest des liebsten Mannes,
Dein Staub, Orestes! ach, wie hoffnungsvoll
Entließ, wie hoffnungslos empfang' ich dich!
In meinen Händen ruh'st du jetzt, ein Nichts;
Einst sandt' ich blühend, Knabe, dich von Haus;
O wär' ich doch gestorben, eh' ich dich
Mit eignen Händen stahl, der Mörderfaust
Entriß und weg dich in die Fremde schickte!
So wär'st du doch an jenem Tag gefallen,
Und ruh'test nun an deines Vaters Grab.
Nun bist du in der Fremde, heimatlos,
Gefallen, elend, deiner Schwester fern!
Ich konnte dich mit liebevoller Hand
Nicht baden, schmücken, noch, wie sich's gebührt,
Der Flamm' entreißen dein verbrannt' Gebein.
Nun ach, von fremden Händen eingesargt,
Kommst du im engen Krug ein Aschenrest.
Weh', weh'! so war denn meine Pfleg' umsonst,
Umsonst die süße Mühe, die vor Zeiten
Du mir gemacht. Denn deine Mutter hat
Dich nicht geliebt, wie ich, und Niemand sonst
Im Hause hegt' und pflegte dich, wie ich:
D'rum nanntest deine Schwester du nur mich,
Dieß Alles ist an Einem Tag dahin,
Mit dir gestorben! Alles hast du wie
Ein Sturm dahingerafft: der Vater todt,
Ich fort mit dir, du selbst mir jäh entrissen!
Die Feinde lachen; außer sich vor Jubel
Frohlockt die Mutter ohne Mutterherz,
Vor der geheim du oft mir frohe Kunde
Gesandt, du werdest selbst erscheinen hier
Als Rächer. Alles hat dein Mißgeschick
Und meines nun für alle Zeit geraubt,
Und sendet mir statt deiner lieblichen
Gestalt die Asche her, den leeren Schatten.
O herber Schmerz!
Bejammernswerther Leib!
Ach, mußtest du diesen Pfad
Mein Theurer, wandeln, ganz mich zu vernichten?
Vernichten, ja, du liebster, bester Bruder!
So nimm auch mich in deine Wohnung auf,
Ein Nichts zum Nichts, und lass' mich drunten ruh'n,
Bei dir! denn als du noch auf Erden lebtest,
Hab' ich dein Leid getheilt; so möcht' ich auch
Im Tod', im Grabe nicht dir ferne sein.
Ach, nur die Todten sind der Qual entnommen.

Die vorgeführten vier Tragödieen gelten als die Meisterwerke des Sophokles. Von geringerer Vollendung sind die noch übrigen drei: Der rasende Ajas, Philoktetes, die Trachinierinnen.

Anmerk. Unter allen Dichtern des Alterthums, etwa Homer ausgenommen, verdient es Sophokles am meisten, näher gekannt zu werden. Tragödieen, wie Antigone, Elektra, muß man nicht bloß im Auszuge, sondern ganz lesen. Dazu haben wir treffliche Uebersetzungen von Thudichum, Hartung, Donner, Minkwitz und Andern, welche auch zu den Darstellungen Sophokleischer Stücke auf den Bühnen von Berlin, München und sonst verwendet wurden. Bekanntlich hat einer der größten Musiker unserer Zeit, Mendelssohn-Bartholdy die Chöre der Antigone bearbeitet.

Euripides.

§. 8. Der dritte große Trauerspieldichter der Griechen war **Euripides**, der Sage nach geboren auf Salamis am Tage der Seeschlacht, 480 v. Chr. (Aeschylos soll mitgekämpft, Sophokles den Chorreigen am Siegesfeste angeführt haben.) Euripides war von Gemüth finster, mürrisch und wenig zugänglich. Er war zweimal, nicht eben glücklich, verheirathet, daher vielleicht der ihm gemachte Vorwurf des Weiberhasses herrührte. Drei Jahre vor seinem Tode verließ er Athen und begab sich an den Hof des Königs Archelaos von Mazedonien. Hier soll er der Sage nach von Jagdhunden zerrissen worden sein (409 v. Chr.).

Euripides steht nicht mehr auf jener idealen Höhe des Sophokles. Dieser schilderte die Menschen, wie sie sein sollen, Euripides, wie sie wirklich sind. Die Zeit war eine andere geworden; Sophokles hatte noch die Helden der Perserkriege vor Augen, Euripides sah bereits eine sittlich verderbte Zeit, in welcher philosophische und politische Schwätzer den religiösen Volksglauben zerstörten, und der Mangel des Sinnes für das wahrhaft Große und Edle durch leeren Wortprunk verhüllt wurde. Dieser Charakter der Zeit läßt sich auch in den Trägödien des Euripides nicht verkennen, obwohl der Dichter als Kenner des menschlichen Herzens und menschlicher Leidenschaften ausgezeichnet ist und sich als einen Meister in der Kunst bewährt, Mitleid und Rührung zu erwecken.

Erhalten sind 18 von angeblich 92 Stücken des Euripides. Hier sollen die bekannteren und von den Kunstrichtern als die besseren bezeichneten aufgezählt werden. Unter diesen steht **Hippolytos** obenan. Dieses Stück stellt die strafbare Liebe der Phädra, Gattin des Theseus, zu ihrem Stiefsohne Hippolytos dar. Dieser verachtet sie. Phädra, die selbst ihre Leidenschaft verflucht, beschließt zu sterben, aber noch im Tode an dem edlen Hippolyt Rache zu nehmen. In den Händen der Todten findet Theseus einen Brief, worin Hippolytos schändlich verläumdet

worden. Der König verbannt ihn, Hippolytos findet ein unglückliches Ende. Darauf offenbart die Göttin Artemis des Jünglings Unschuld. Theseus will vergehen in Schmerz. — Unter den Nachahmungen dieser Tragödie von Neueren ist Racine's „Phädra" ausgezeichnet. (S. Französ. Literatur.)

In der **Medea** wird die furchtbare Rache der Zauberin Medea an ihrem Gatten Jason dargestellt. Ihm zu lieb hatte sie Vater und Heimat verlassen, nun verstößt sie der Treulose, um sich mit einer Königstochter von Korinth zu verloben. Medea tödtet zuerst die Braut, dann ihre eignen Kinder und entflieht. — **Alkestis** ist ein Stück, das wegen seiner Mischung von Tragischem und Komischem mehr einem modernen Schauspiele gleicht. Es stellt die treue Liebe der Alkestis dar, welche sich freiwillig dem Tode weiht, um das Leben ihres Gemahles Admetos zu verlängern. Herakles führt sie indessen aus der Unterwelt wieder zurück. — **Iphigenia in Aulis.** Vergebens harrt das in Aulis versammelte Griechenheer auf günstigen Wind zur Abfahrt nach Troja. Da verkündet der Seher Kalchas, erst müsse die von Agamemnon beleidigte Göttin Artemis durch den Opfertod seiner Tochter Iphigenia versöhnt werden. Mit schwerem Herzen willigt der Vater ein und lockt die Tochter, unter dem Vorwande einer Verlobung mit Achilleus, in's Lager. Iphigenia fügt sich mit rührender, kindlicher Ergebung in ihr trauriges Schicksal, da entrückt sie Artemis selbst vom Altare und führt sie durch die Lüfte nach Tauris, wo sie Priesterin der Göttin wird. Da Schillers Nachbildung dieser Tragödie leicht zugänglich ist, genüge als Probe die nachfolgende Schilderung des freien Entschlusses der Jungfrau zum Opfertode.

Was ich ruhig überlegend, Mutter, aussann, höre nun,
Sterben ist mein fester Vorsatz, und vollenden will ich es
Auch mit Ruhm; unedle Regung tilgend aus der edlen Brust.
Drum erwäge du mit uns jetzt, Mutter, ob ich's wohl bedacht:
Mir hat Hellas' ganzes großes Volk die Blicke zugewandt,
Und auf mir ruht seiner Schiffe Fahrt und Troja's Untergang;
Mir verdankt es, wenn ein Fremdling künftig buhlt um seine Frau'n,
Daß er sie nicht mehr von Argos' sel'gem Land wegrauben darf,
Wenn um Helenas Entführung Ilion Verderben traf.
Dieses Alles werd' ich sterbend schirmen, und mein Name lebt,
Weil ich Hellas' Volk befreite, selig fort in Ruhmesglanz.
Denn wozu sollt' auch das Leben mir vor Allem theuer sein?
Allen hast du mich geboren, allem Volk, nicht dir allein.
Viele tausend Männer werden, mit dem Schild am Arm bewehrt,
Tausend' auch, des Ruders kundig, sühnend unsers Landes Schmach,
Muthig auf den Feind sich stürzen, in den Tod für Hellas gehn:
Ich, ein einzig Leben, würde diesen Allen hinderlich?

Wäre das gerecht, und welches Wort erwiedern könnt' ich hier?
Dieses auch noch laß mich sagen: nicht des Weibes wegen darf
Er zum Kampf mit allem Volke schreiten und zu Grunde gehn;
Denn der eine Mann verdient das Leben mehr als tausend Fraun.
Und wofern als blutend Opfer Artemis mein Leben will:
Soll ich ihr entgegentreten, Göttern ich, die Sterbliche?
Nein! Unmöglich! Hellas geb' ich meinen Leib zum Opfer hin.
Schlachtet mich, zerstöret Troja! Denn ein Denkmal ist mir das
Ewig, das sind meine Kinder, meine Hochzeit und mein Ruhm.
Hellas' Volke sei der Fremdling unterthan, doch Mutter, nie
Fröhne Hellas Volk den Fremden; Knechte sind sie, Freie wir!

Iphigenia in Tauris. Orestes kommt mit seinem Freunde Pylades zum Könige Thóas nach Tauris, um nach Apollons Befehl das Bild der Artemis zu holen. Er soll dort der Landessitte gemäß geopfert werden, wird aber von seiner Schwester Iphigenia erkannt. Beide entfliehen mit dem Götterbilde. Artemis hält den Thoas von ihrer Verfolgung ab. Diese Tragödie wird trotz einzelner Schönheiten weit übertroffen von Göthe's berühmtem Schauspiel gleichen Namens. In den **Bakchantinnen** wird die Ankunft des Weingottes Bakchos in Theben und die Ermordung des Pentheus geschildert, welcher sich dem Dienste des Gottes widersetzte. Dieses Stück ist ausgezeichnet durch die musterhafte Schilderung bakchantischer Begeisterung und schwungreiche, glänzende Chöre.

Anmerk. Lesbare Uebersetzungen des Euripides gaben Bothe, Minkwitz, Donner.

Aristophanes.

§. 9. Der größte Lustspieldichter des Alterthums war **Aristophanes** von Athen. Sein Leben fällt in die Zeit des peloponnesischen Krieges. Er gehörte aber nicht zur kriegslustigen, demokratischen Partei, sondern verspottete diese und suchte seine Mitbürger stets für den Frieden zu stimmen. Von angeblich 54 Stücken des Dichters sind noch 11 erhalten. Ihr Zweck ist keineswegs bloße Ergötzung und Unterhaltung, sondern ein höherer und edlerer: die Wohlfahrt des Vaterlandes. Aristophanes zeigt sich durchaus als einen strengen Verfechter alter Zucht, Sitte und Lehre gegenüber der falschen Aufklärung und dem Sittenverderben, welches in Griechenland um sich griff. In seinen Komödieen wird das ganze damalige Leben und Treiben der Athener treu geschildert und mit unerschöpflichem Witze und größter Freiheit gezüchtigt. Nach unseren Begriffen von Sitte und Anstand ist freilich Aristophanes ein „ungezogener Liebling der Grazien", denn er erlaubt sich gar derbe und anstößige Späße; allein seine Absicht ist gut und nur gegen das Schlechte

und Gemeine gerichtet. Leider erfordert das Verständniß des Dichters eine sehr genaue Kenntniß der Sitten und Zustände des Alterthums, welche weit über die Grenzen weiblicher Bildung hinausgeht, daher wir uns hier auf eine ganz kurze Charakteristik zu beschränken haben. Die vorzüglichsten Lustspiele des A. sind folgende: **Die Acharner.** Der Chor besteht aus Bauern von Acharnä, einem attischen Dorfe, welches von dem (peloponnesischen) Kriege mehrmals hart mitgenommen wurde. Der Held ist gleichfalls ein Bauer von derbem Schlag und gesundem Verstande, welcher seine Landsleute von den Vortheilen des Friedens überzeugen soll. In den **Rittern** wird das Treiben des in Athen damals allmächtigen Demagogen Kleon gezüchtigt. Dieser, ein Gerber seines Handwerks, erscheint als Paphlagonier, d. h. als ein Sklave der gemeinsten Sorte. In den **Wolken** werden die falschen Philosophen (Sophisten) jener Zeit, die Verführer der Jugend und Zerstörer des alten Volksglaubens, lächerlich gemacht. Wenn Aristophanes den weisen Sokrates in diesem Stücke zur Hauptperson machte, so geschah es nur, weil das gemeine Volk in Sokrates den größten aller damaligen Sophisten und Freigeister sah. Ein anderer großer Zeitgenosse, Euripides, wurde von Aristophanes in den **Fröschen** verspottet und als Verderber der alten guten Tragödie dargestellt. In mehreren Stücken hat der Dichter die Schwächen der Athener selbst mit größter Kühnheit und Schärfe gegeißelt, so in den **Wespen** ihre Prozeßsucht, in den **Vögeln** ihre faule, entartete Staatsverfassung.

Anmerk. Wer sich, trotz der bemerkten Schwierigkeiten Aristophanischer Komödien für Laien, einigermaßen mit dem Dichter bekannt machen will, nehme Munk's Gesch. der griech. Poesie zur Hand. Lesbare Uebersetzungen haben Droysen und Seeger geliefert.

Idylle. Theokrit.

§. 10. In den letzten Zeiten der griechischen Poesie blühte nur noch Eine Dichtungsart frisch empor: die Idylle. Sicilien, die gesegnete Insel mit ihrem ewigen Frühling, war die Heimath des Hirtengesanges. Hier war auch **Theokrit**, der beste idyllische Dichter des Alterthums, (um 280 v. Chr.) geboren. Seine Idyllen sind aber nicht bloß Hirtengedichte, sondern überhaupt „kleine Bilder aus dem Leben", in einfacher, harmloser, natürlicher Darstellung. Sie sind von Späteren (wie von Virgilius) nachgeahmt, doch nicht erreicht worden.

Anmerk. Das unvergleichlich schöne Gedicht: „Die Syrakuserinnen", dann „die Fischer", „Thyrsis" und „der Kyklop" finden sich in Borberg's Hellas und Rom.

Geschichtschreibung. Herodot.

§. 11. Der erste große Geschichtschreiber der Griechen war **Herodot** (geb. um 484 v. Chr.), genannt „der Vater der Geschichte." Er erwarb seine Bildung, sowie den Stoff zu seinem Geschichtswerke, auf großen Land- und Seereisen, besonders nach Afrika. Nach seiner Rückkehr verfaßte er dann jene herrlichen „Geschichten", deren Mittelpunkt die Erzählung der Befreiung Griechenlands vom persischen Joche bildet. Alle Geschichten und Merkwürdigkeiten anderer Länder, welche noch mitgetheilt werden, sind gleichsam nur Episoden zu jenem Epos. Schon aus diesem Grunde ist Herodots Werk ein wahres Kunstwerk. Es ist aber auch in der einfachsten, naivsten, edelsten Sprache geschrieben und von einem Geiste der strengsten Wahrheitsliebe und tiefer Religiosität durchdrungen. Wie hoch die Alten den Herodot schätzten, bewiesen sie schon dadurch, daß sie den 9 Büchern seiner Geschichte die Namen der 9 Musen beilegten.

Anmerk. Herodot's Geschichte ist wahrhaft ein Buch für die Jugend. Mit der geringen hier folgenden Probe ist nichts gethan; man muß viel lesen, auch schon deßwegen, weil aus Herodot die alte Geschichte zu lernen ist. Dafür gibt es ein vortreffliches Buch in: F. Lange's Geschichten des Herodotos. Auch F. J. Günther's Geschichte der Perserkriege nach Herodot für die Jugend (1842) verdient empfohlen zu werden.

Die kleine Gorgo.

Aristagoras, aus der jonischen Stadt Milet, war nach Sparta gekommen, um die Spartaner zu einem Bündniß gegen die Perser zu bewegen. Der König Cleomenes aber hatte ihn öffentlich abgewiesen, und ihm befohlen, vor Sonnenuntergang die Stadt zu verlassen. Da ging Aristagoras, mit einem Oelzweig in der Hand, dem Cleomenes in seine Wohnung nach, trat in das Zimmer, und verlangte als ein bittender Fremdling Gehör vor dem Könige. Gerade stand neben Cleomenes seine Tochter, Namens Gorgo; sie war sein einziges Kind und mochte damals acht oder neun Jahre zählen. Aristagoras meinte, das Kind brauche die Geheimnisse nicht anzuhören; aber Cleomenes hieß ihn reden, was er wolle, ohne sich von dem Kinde stören zu lassen. Da fing Aristagoras an, dem Spartanerkönig Geld zu bieten, zuerst zehn Talente, wenn er ihm sein Anliegen zu Stande bringen wollte. So oft nun Cleomenes sich weigerte, so oft stieg Aristagoras mit seinem Gebote, bis er auf fünfzig Talente gekommen war. Da rief das Kind: „Vater, der Fremde wird dich zum Schelm machen, wenn du nicht schnell weggehst." Cleomenes freute sich über die Warnung des Kindes und ging in ein anderes Zimmer; Aristagoras aber verließ Sparta und sah es niemals wieder.

Von demselben Aristagoras sagte diese Gorgo, als er sich nach der bequemen Weise der Jonier von einem Sklaven die Schuhe anziehen ließ: „Sieh' einmal, Vater, der Fremde hat keine Hände."

Thukydides.

§. 12. Der zweite und größte Geschichtschreiber der Griechen war **Thukydides von Athen** (geb. 471 v. Chr.). Seine **Geschichte des peloponnesischen Krieges** in 8 Büchern gilt als das Muster eines Geschichtbuches für alle Zeiten. Wenn aber Herodot mehr ein Geschichtschreiber für die Jugend ist, so ist es Thukydides für gereifte, urtheilsfähige Männer. Er erzählt nicht bloß die Begebenheiten, sondern erzählt sie so, daß man daraus ihre Bedeutung für das Wohl oder Verderben der Staaten und Völker beurtheilen lernt. Seine Schreibart ist nicht leicht, wie die des Herodot, sondern gedrungen und gedankenschwer. Besonders werden die Reden bewundert, welche er in seine Erzählung eingeflochten hat. Da die Lectüre des Thukydides selbst nicht Jedermanns Sache ist, so folgt hier als Probe ein Bruchstück seiner berühmten Schilderung

der Pest in Athen.

Unmittelbar nach dem Anfange des Sommers thaten die Peloponnesier und ihre Bundesgenossen mit zwei Drittheilen ihrer Heere einen Einfall in Attika, wie zuvor, unter Anführung des Archidamus, Königs der Lacedämonier, und setzten sich daselbst fest und verwüsteten das Land. Kaum aber standen sie einige Tage in Attika, so begann zum erstenmal jene Seuche unter den Athenern auszubrechen, welche, wie man sagt, schon früher in vielen Orten eingerissen war, theils auf Lemnos, theils in andern Gegenden, doch war eine so große Pest, und ein solches Sterben unter den Leuten seit Menschengedenken noch nirgends gewesen. Denn auch die Aerzte leisteten anfangs aus Unkunde der Krankheit keine genügende Hülfe sondern sie starben meist selbst um so eher, je mehr sie sich mit den Kranken in Berührung setzten.

Um diese Zeit herrschte keine von den gewöhnlichen Krankheiten, und wo etwa eine vorkam, so ging sie in jene über. Einige starben aus Mangel an Pflege, andere auch bei der sorgsamsten Wartung. Es gab kein einzelnes bestimmtes Heilmittel, von welchem man hätte sagen können, daß sein Gebrauch entscheidende Hülfe gewährte. Denn was dem Einen zuträglich war, schadete dem Andern. Keine Leibesbeschaffenheit, sie mochte stärker oder schwächer sein, vermochte dieser Krankheit zu widerstehen; sie raffte Alle ohne Unterschied hin, nach welcher Heilart man sie auch behandelte. Das Schlimmste bei dem ganzen Uebel war einerseits die Niedergeschlagenheit, die jeden ergriff, sobald er sich krank fühlte (denn dann überließ man sich sogleich der Hoffnungslosigkeit, und vernachlässigte sich selbst viel zu sehr und leistete der Krankheit keinen Widerstand), andererseits der Umstand, daß sie, einer durch die Pflege des andern, angesteckt wurden, und wie die Schafe hinstarben. Dies verursachte den größten Menschenverlust. Denn wollte man aus Furcht sich einander nicht nähern, so starben die Kranken ohne Beistand, und viele Häuser wurden aus Mangel an Pflege verödet. Kam man aber mit den Kranken in Berührung, so war man verloren, zumal solche, die einigen Diensteifer zeigen wollten: denn aus Ehrgefühl vergaßen sie die Schonung gegen sich selbst, und besuchten ihre Freunde; denn auch die nächsten Angehörigen

wurden, betäubt von dem Uebermaße des Unglücks, am Ende der Klage um die Sterbenden überdrüßig. Jedoch fühlten die Genesenen am meisten Mitleid gegen die Sterbenden und Leidenden, weil sie das Uebel aus Erfahrung kannten und sich selbst nunmehr gerettet fühlten, denn ein tödtlicher Rückfall trat nicht ein. Solche wurden nicht allein von andern glücklich gepriesen, sondern auch sie selbst hegten bei ihrer augenblicklichen Freude für die Zukunft die leise Hoffnung, daß nicht leicht eine andere Krankheit sie hinraffen werde.

Es bedrängte aber die Athener außer den vorhandenen Leiden noch mehr das Zusammenströmen der Leute vom Lande in die Stadt, besonders die später hereingekommenen. Denn da nicht Wohnungen genug vorhanden waren, sondern da sie zur Sommerszeit in dumpfigen Hütten sich aufhielten, so starb alles durch einander weg. Sterbende lagen übereinander, und so blieben die Leichname liegen. Andere wälzten sich halbtodt auf den Straßen und bei allen Brunnen herum, um ihren Durst zu löschen. Die Tempel, an welchen sie ihre Hütten aufgeschlagen hatten, waren voll von Todten, welche dort verschieden waren. Denn da die Menschen nicht wußten, was aus ihnen werden sollte, so überließen sie sich, überwältigt von dem Unglücke, der Geringschätzung alles Göttlichen und Menschlichen ohne Unterschied. Alle Gebräuche, die man sonst bei Begräbnissen beobachtet hatte, geriethen in Unordnung. Man begrub so gut man eben konnte. Manche nahmen ihre Zuflucht ohne Scheu zu fremden, verbotenen Begräbnißplätzen, da die eigenen nicht zureichten, weil von den Ihrigen schon viele zuvor gestorben waren, denn sie suchten fremde Scheiterhaufen, und einige legten, indem sie denen, welche jene errichtet hatten, zuvorkamen, ihre Todten darauf, und zündeten den Holzstoß an. Andere warfen, während eine andere Leiche verbrannt wurde, die, welche sie trugen, hinauf und eilten davon.

Diese Seuche gab auch sonst noch zu weiterer Gesetzlosigkeit in der Stadt die erste Veranlassung. Denn ungescheuter wagte man nun, was man sonst, ohne seine Gelüste offen zu befriedigen, verheimlicht hatte, da man den raschen Wechsel des Schicksals sah, wie die Reichen plötzlich hinstarben, und solche, die zuvor nichts hatten, schnell in den Besitz ihrer Güter kamen. Daher wollten sie sich einen schnellen und angenehmen Genuß derselben verschaffen, da Leben und Vermögen, das eine wie das andere, ihnen als so kurz dauernd erschienen. Niemand hatte Lust für das, was als gut und edel galt, ein Opfer zu bringen, da es ihm ungewiß däuchte, ob er nicht vor Erreichung seines Zwecks weggerafft würde. Was aber augenblicklichen Genuß und der Lust irgend welchen Gewinn gewährte, das wurde als gut und nützlich erklärt. Keine Furcht vor den Göttern, kein menschliches Gesetz gab eine Schranke. —

Xenophon. Plutarch.

§. 13. Das Werk des Thukydides über den peloponnesischen Krieg wurde fortgesetzt von **Xenophon** (geb. 444 v. Chr.), der, seines lieblichen Styles wegen, „die attische Biene" genannt, nicht nur als Geschichtschreiber, sondern auch als Philosoph berühmt ist und nicht bloß die Feder, sondern auch das Schwert als guter Soldat und Feldherr zu führen wußte. Seine Geschichte der Hellenen fährt gerade da fort, wo Thukydides aufgehört hatte, ist aber viel ungenauer, trockner und

matter, als das Werk jenes Meisters. Weit gelungener, ja die vorzüglichste Schrift Xenophon's ist die Anabasis, in welcher der Rückzug jener zehntausend Griechen geschildert wird, welche dem jüngern Kyros gegen seinen Bruder, den König von Persien, als Soldtruppen zu Hilfe gezogen waren. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kunaxa führte Xenophon selbst die Griechen in ihre Heimat zurück. Die Geschichte dieses gefahrvollen und meisterhaft veranstalteten Rückzuges ist Gegenstand der Anabasis. Das dritte geschichtliche Werk Xenophons ist die Kyropädie, ein historischer Roman, in welchem das Leben des Kyros, insbesonders dessen Jugendgeschichte, erzählt wird. Was Xenophon Philosophisches geschrieben, lehrt der folgende §.

Unter den späteren griechischen Geschichtschreibern verdient noch Einer, **Plutarch** (geb. 50 n. Chr.), wegen seiner auch für die Jugend lesbaren **vergleichenden Biographieen** ausgezeichneter Griechen und Römer erwähnt zu werden. Plutarch stellt immer das Leben eines Griechen mit dem eines Römers zusammen und gibt dann eine kurze Vergleichung beider. Seine Erzählung ist leicht, populär und durch viele Anekdoten gewürzt.

Anmerk. Empfehlung verdient J. G. Klaiber's Uebersetzung des Plutarch, sowie Lamey's Bearbeitung der Plutarch'schen Biographieen für die Jugend. Mannheim 1854.

Außer den hier genannten gibt es noch Geschichtschreiber und Geographen späterer Zeit, deren Schriften jedoch nur für Gelehrte ein Interesse haben. Ihre Namen sind: Polybios (um 200 v. Chr.) Verfasser einer „Allgemeinen Geschichte", in welcher die Geschichte Roms vorwiegt. Diodoros, Pausanias und Strabo sind mehr Geographen als Geschichtschreiber. Auch ein Jude, Flavius Josephus (geb. 37 n. Chr.), hat in griechischer Sprache die Alterthümer und den Untergang seines Volkes beschrieben.

Griechische Philosophen.

§. 14. Unter Philosophie haben die Alten das Streben nach Erkenntniß der Wahrheit verstanden. Die volle Wahrheit ist aber den Menschen erst in Christus offenbar geworden, während sie vor Christus in Folge der Sünde und des Abfalls von Gott verloren war. Nur die Sehnsucht nach der Wahrheit lebte in den Menschen fort und spornte sie an, mit aller Kraft der Vernunft nach Erkenntniß zu ringen. So weit nun die bloße menschliche Vernunft ohne die Offenbarung Gottes im Erkennen der Wahrheit vordringen kann, so weit sind gewiß die Griechen vor allen übrigen Völkern des Alterthums gekommen. Doch waren es nur einzelne große Geister, welche zu solcher Erkenntniß gelangten, während der große Haufe des Volkes in dem Glauben an seine Götter verblieb. Den sogenannten sieben Weisen, unter denen Thales

(um 600 v. Chr.) der berühmteste war, werden Denk- und Sinnsprüche zugeschrieben, welche Lehren der Lebensklugheit enthalten. Auch die Philosophie des Pythagoras (um 550 v. Chr.) war vorzugsweise auf Verbesserung des religiös-sittlichen und politischen Lebens gerichtet. Seine Schüler, welche eine Art von Orden oder Tugendbund bildeten, waren zu einer strengen Lebensweise verpflichtet. Indessen gab es unter den Griechen weit mehr philosophische Grübler und Schwätzer, als Männer von dem Charakter des Thales und Pythagoras. Um die Zeit des peloponnesischen Krieges, als das Griechenvolk überhaupt entartete, nahm auch die Zahl der Sophisten unglaublich zu. So nannte man eben jene philosophischen Schönredner, denen es nicht um die Wahrheit, sondern um Ehre und Vortheil zu thun war. Ihre ganze Kunst bestand in der Gewandtheit im Disputiren und in glanzvollem Deklamiren, besonders rühmten sie sich der Kunst, aus Recht Unrecht und aus Unrecht Recht machen zu können. Gegen dieses gottlose und lügenhafte Treiben trat endlich ein Mann auf, welcher unter allen Weisen vor Christus durch seine Lehre und sein Leben christlicher Wahrheit am nächsten gekommen ist: **Sokrates.** Dürftig von Hause, eines Bildhauers Sohn, war er von Jugend auf an ein mäßiges und einfaches Leben gewöhnt. Als Lehrer der Jugend beschämte er die gewinnsüchtigen Sophisten durch seinen uneigennützigen tugendhaften Charakter, setzte ihrer Anmaßung, Alles zu wissen, die Beschränktheit des menschlichen Wissens (die Weisheit des Nichtswissens) entgegen und enthüllte ihren Wortbetrug mit überlegenem Verstande. Anstatt des unnützen Grübelns der Sophisten war ihm Selbsterkenntniß das Höchste. Auch lehrte er, daß eine Weisheit ohne Sittlichkeit nicht bestehen könne. Auf diese Weise suchte er die Philosophie zu einer wahren Lebensweisheit zu machen. Dieses edle Streben mußte in einer so schlechten Zeit, wie die damalige war, bald Feinde und Neider erwecken. So kam es auch. Sokrates wurde durch falsche Ankläger beschuldigt, ein Verächter der Götter und Verführer der Jugend zu sein. Zum Tode verurtheilt, trank er den Giftbecher mit ruhigem Muthe. (S. die nachfolgende Schilderung aus Platon's Phädon.) Sokrates hat seine Lehre nicht schriftlich hinterlassen, erst seine Schüler haben sie aufgezeichnet. Unter diesen sind vorzüglich zwei berühmt; der erste ist der Geschichtschreiber Xenophon, welcher in seinen Denkwürdigkeiten Mittheilungen über die Lehre und das Leben des Sokrates macht; der zweite ist **Platon** von Athen, der geistreichste aller Schüler des Sokrates. Zuerst auf Reisen gebildet, weilte er später zu Athen und gründete eine eigne Schule, die ihren Namen „Akademie" von einem nach dem Heros Akademos benannten Gymnasium hatte, in dem er lehrte.

Die Schriften dieses wundervollen Mannes, welcher mit dem Namen „der göttliche" geehrt worden ist, haben mitunter Aehnlichkeit mit der geoffenbarten Weisheit des Christenthums. Eine Darstellung seiner Lehre wäre hier zwecklos, weil ihr Verständniß gelehrte Bildung voraussetzt. Es sei nur bemerkt, daß Platon in der anziehenden Form des Gesprächs und in schöner, edler Sprache geschrieben hat.

Tod des Sokrates.

Nachdem Sokrates lange Zeit mit uns über die Unsterblichkeit der Seele gesprochen hatte, wollte er sich entfernen, um vor seinem Tode ein Bad zu nehmen. Da sprach sein Freund Criton zu ihm: „O Sokrates, nun sage uns deinen letzten Willen: was sollen wir an deinen Kindern oder an sonst Jemand thun, um dir etwas recht Liebes zu erweisen?" — „Was ich immer sage, lieber Criton, nichts Anderes; seid ihr für euer eigenes Selbst besorgt, so werdet ihr mir und den Meinigen und euch selbst Liebes erweisen, ihr möget thun, was ihr wollt, wenn ihr jetzt auch Nichts versprechet; vernachlässigt ihr hingegen euer Selbst und wollt nicht zur Richtschnur eueres Lebens machen, was wir heute und in früherer Zeit gesprochen haben, so mögt ihr gegenwärtig hoch und theuer versprechen — es wird nichts nütze sein." — „Dies soll also unser Bestreben sein? Wie willst du aber bestattet werden, o Sokrates?" — „Wie ihr wollt, wenn ihr mich nämlich erhaschen könnt und ich euch nicht entschlüpfe." Darauf wandte er sich zu uns und sprach lächelnd: „Ich kann den Criton nicht überzeugen, daß mein Ich dieser Sokrates ist, der jetzt mit euch spricht und das ganze Gespräch leitet; er glaubt, ich sei derjenige, den er in kurzer Zeit als Leiche sehen wird, und so fragt er denn, wie er mich bestatten soll. Ich habe so lange und so viel geredet, um euch zu beweisen, daß ich nach dem Genuß des Giftes nicht mehr bei euch bleiben, sondern zu einem glücklichen Zustand seliger Wesen entschweben werde. Aber das dünken ihm, scheint's, müßige Reden, um mich und euch zu trösten. So bürgt doch für mich bei Criton, aber umgekehrt, wie er für mich bei den Richtern gebürgt hat: er versicherte, ich würde gewiß und in Wahrheit bleiben; ihr aber sollt Bürgen sein, daß ich, wann ich gestorben, gewiß und in Wahrheit nicht bleiben, sondern von hier entschweben werde. Denn ich will nicht, daß Criton es als ein Unglück betrachte, und daß er um mich trauere, wenn er meinen Körper verbrennen oder begraben sieht, als ob mir da etwas Uebels widerführe, und daß er bei dem Begängniß spreche: jetzt stelle ich den Sokrates aus, oder jetzt trage ich ihn hinaus, oder jetzt begrabe ich ihn. Denn wisse, mein lieber Criton, unrichtig sprechen ist nicht nur an sich fehlerhaft, sondern es bringt auch ein Uebel in die Seele. Aber du mußt gutes Muthes sein, und sprechen, du bestattest meinen Leib, und ihn so bestatten, wie es dir lieb ist und wie du es mit der Sitte am meisten übereinstimmend findest."

Mit diesen Worten zog sich Jener in ein Gemach zurück, um ein Bad zu nehmen, und Criton folgte ihm, uns aber hieß er warten. So warteten wir also in Gesprächen untereinander: bald wurde, was Sokrates mit uns erörtert hatte, unter uns nochmals erwogen; bald kamen wir auf das Unglück zu reden, das uns so schwer betroffen hatte, und es war uns nicht anders, als wenn wir einen Vater verlören und nun als Waisen ferner durchs Leben gehen müßten. Als er sich nun gebadet hatte und die Kinder zu ihm gebracht wurden (denn er

hatte zwei kleine Söhne und einen erwachsenen) und die Weiber aus dem Hause kamen, sprach er zuerst mit diesen in Gegenwart des Criton und gab ihnen seine letzten Aufträge; darauf schickte er Weiber und Kinder weg und kehrte selbst zu uns zurück. Es war nicht mehr weit von Sonnenuntergang: denn er hatte sich lange im Gemache aufgehalten. Nun setzte er sich nach dem Bade nieder, und noch hatte er nicht viel mit uns geredet, so kam der Diener der Elfe und sprach, indem er nahe zu ihm hintrat: „Sokrates, von dir werde ich nicht denken, daß du es machst wie Andere, die mir böse werden und mich verfluchen, wenn ich sie auf Befehl meiner Vorgesetzten auffordere das Gift zu trinken. Ich habe dich ja sonst während dieser ganzen Zeit als den edelsten, sanftesten, besten Mann kennen gelernt von allen die jemals hieher gekommen sind, und so weiß ich auch jetzt recht wohl, daß du nicht mir böse werden wirst — denn du siehst ja ein, wer die Schuld trägt — sondern Jenen. Nun du also weißt, was ich dir melden wollte, so leb' wohl und suche mit Gleichmuth zu tragen, was unvermeidlich ist." Dabei wandte er sich und ging weinend hinweg. Und Sokrates blickte zu ihm auf und sagte: „Auch du lebe wohl, und wir wollen thun, wie du sagst." Und darauf sprach er zu uns: „Wie schön sich doch der Mensch benimmt! Die ganze Zeit über kam er zu mir, unterhielt sich zuweilen mit mir und war überhaupt gegen mich der beste Mensch von der Welt: und jetzt was für ein schöner Zug, daß er über mich weint. Aber gehe, Criton, laß uns ihm Folge leisten: man bringe das Gift, wenn es zubereitet ist; wo nicht, so soll es der Mann bereiten." — „O Sokrates," sagte Criton, „ich denke, die Sonne steht noch über den Bergen und ist noch nicht hinunter. Und dann weiß ich, daß auch Andere das Gift ganz spät nehmen; nicht gleich nachdem es ihnen angezeigt worden, sondern zuerst recht gut essen und trinken und ihre Gelüste befriedigen. Darum eile ja nicht: denn noch ist es nicht nöthig." Und er erwiederte: „Es ist ganz in der Ordnung, lieber Criton, daß Jene, von denen du sprichst, es so machen — denn in ihrer Meinung wird dadurch etwas gewonnen; und es ist auch in der Ordnung, daß ich es nicht so machen werde: denn ich halte es für keinen Gewinn, etwas später zu trinken, sondern ich würde mir lächerlich vorkommen, wenn ich mich an's Leben festklammern und mit einem Dinge geizen wollte, das nichts mehr bedeutet. D'rum geh', Criton, thu' mir den Willen und suche keine Ausflucht."

Auf diese Worte gab Criton dem Diener, der bei ihm stand, einen Wink. Und der Diener ging hinaus und nach geraumer Zeit kam er zurück und mit ihm derjenige, der das Gift reichen sollte, mit einem Becher in der Hand, worin es bereitet war. Wie Sokrates den Menschen sah, sprach er: „Nun, mein Bester, du verstehst dich doch darauf, was habe ich zu thun?" — „Nichts als nach dem Trinken umherzugehen, bis du eine Schwere in den Beinen fühlst, und dann dich niederzulegen: so wird es schon von selbst wirken." Zugleich reichte er dem Sokrates den Becher. Und dieser nahm ihn und mit voller Heiterkeit, ohne im Geringsten zu zittern, ohne auch nur die Farbe oder die Miene zu verändern, sondern mit seinem gewöhnlichen, durchdringenden Blicke fragte er den Menschen: „Sage, wie wird es mit diesem Tranke gehalten? Darf man etwas als Spende davon genießen, oder nicht?" — „Wir bereiten gerade so viel, Sokrates, als wir für das rechte Maß halten." — „Ich verstehe, sagte Sokrates; aber beten wird man doch wohl dürfen, ja müssen, damit die Götter die Reise von hier nach jenen Gegenden recht glücklich von Statten gehen lassen. Darum bete denn auch ich, und möge das Gebet in Erfüllung gehn!" — Mit diesen Worten setzte er den Becher an den Mund und trank ganz ruhig und gelassen aus. Die meisten

von uns waren bis dahin so ziemlich im Stande gewesen, sich das Weinen zurückzuhalten; wie er nun aber vor unsern Augen trank und den Becher leerte, da war's nicht länger möglich: mir selbst entstürzten gewaltsam und stromweise die Thränen, so daß ich mich verhüllte und weinte, jedoch nicht über ihn, sondern über mein eigenes Schicksal, über den Verlust eines solchen Freundes. Criton war schon vor mir, da er seine Thränen nicht zurückhalten konnte, von seinem Sitze aufgestanden. Und Apollodoros gar, der schon zuvor nicht aufgehört hatte zu weinen, heulte jetzt vollends laut auf, und da war Niemand unter den Anwesenden, der nicht von seinem Weinen und Klagen ganz aus der Fassung gebracht wurde, außer Sokrates selbst. Dieser sagte: „Wie ihr doch sein könnt, ihr wunderlichen Menschen! Ich habe doch vorzüglich deßhalb die Weiber fortgeschickt, damit sie sich keine solchen Ungehörigkeiten zu Schulden kommen ließen: denn ich habe gehört, man müsse in andächtiger Stille sterben. Darum seid ruhig und ermannt euch." — Wir schämten uns und hörten auf zu weinen. Er aber ging umher und als ihm, wie er sagte, die Beine schwer wurden, legte er sich nieder, und zwar auf den Rücken: denn so schrieb es der Mensch vor, welcher das Gift gebracht hatte. Dieser befühlte ihn auch und untersuchte nach einiger Zeit seine Füße und Beine; darauf drückte er seinen Fuß recht stark und fragte, ob er es fühlte: Sokrates sagte Nein. Sodann drückte er die Waden, und so ging er aufwärts und zeigte uns wie er kalt und steif wurde. Nun befühlte er ihn selbst und sagte: „Wenn es ihm erst an's Herz kommt, so ist er hin." Schon war er etwa bis in die mittlere Bauchgegend kalt geworden, da enthüllte er sich (denn er lag verhüllt da) und sagte diese Worte, welche auch seine letzten waren: „O, Criton, wir sind dem Aesculap einen Hahn schuldig: opfert ihm und versäumt es ja nicht." — „Das soll gescheh'n," sagte Criton, „aber besinne dich, ob du nicht noch etwas zu sagen hast." — Auf diese Frage antwortete er nichts mehr. Es verging eine Weile, da zuckte er, und der Diener enthüllte ihn, und seine Augen waren starr. Wie Criton dieß sah, drückte er ihm Mund und Augen zu. —

Nächst Platon ist **Aristoteles** (geb. zu Stagira in Mazedonien 384 v. Chr.) der größte Philosoph des Alterthums, ja noch viel einflußreicher als Platon, weil seine Philosophie in späteren Jahrhunderten, besonders das ganze Mittelalter hindurch, die angesehenste war. Von der höheren Weltordnung, der Idee einer göttlichen Weltregierung, die bei Platon vorherrscht, sich entfernend, sucht er von unersättlichem Wissensdurste beseelt, der sichtbaren Welt in seinem Geiste sich zu bemächtigen und wurde durch sein unermüdetes Streben, den Ursachen aller Dinge und ihren geheimen Gesetzen nachzuspüren, der eigentliche Ordner und Gesetzgeber der Wissenschaft. Die zahlreichen Schriften dieses Universalgenies, welches alle Wissenschaften umfaßte und zu einem Ganzen vereinigte, gehören nach Inhalt und Form der strengen Wissenschaft an und haben demnach nur für Gelehrte Interesse.

Anmerk. Unter den philosophischen Schriftstellern späterer Zeit verdient außer den Stoikern, die auf strenge Tugend drangen, den Epikureern, die weisen Lebensgenuß empfahlen, und den Skeptikern, die alle Erkenntniß der

Wahrheit bestritten, noch „der Spötter" Lukianos Erwähnung. Seine von beißendem Spott und Witz überfließenden Schriften sind eben so gut gegen den christlichen Glauben als gegen den heidnischen Aberglauben gerichtet.

Griechische Redner.

§. 15. Die Ausbildung der Redekunst bei den Griechen war eine natürliche Folge ihrer republikanischen Staatsverfassungen. Wer da beim Volke sein Glück machen wollte, mußte die Herzen durch ergreifende Reden zu gewinnen verstehen. Große Meister des Wortes, wie Perikles, haben den großen Haufen nach ihrem Willen gelenkt. Daher wurde die Redekunst bald schulmäßig, besonders von den Sophisten, betrieben. Auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachten sie Isokrates und Aeschines, vorzüglich aber **Demosthenes** (geb. zu Athen 384 v. Chr.), der größte Redner des Alterthums. Die Natur hatte diesem Manne eine schwache Brust und stotternde Stimme verliehen; er aber besiegte diese Hindernisse durch fortgesetzte Uebungen, indem er Kieselsteinchen in den Mund nahm und am Meeresstrande beim Tosen der Wellen laut Verse hersagte. Auch ließ er sich den Kopf zur Hälfte scheren, um der Lust zum Ausgehen vorzubeugen, und schloß sich Monate lang in ein unterirdisches Gemach ein. Hier verfaßte er dann jene berühmten Reden, welche durch die Feinheit und Kraft, die Schärfe und Klarheit der Sprache als wahre Muster für alle Zeiten gelten. Besonders gründeten die Philippischen Reden den Ruhm des Demosthenes. In diesen donnerte er wider Philipp, König von Mazedonien, den gefährlichsten Feind der griechischen Freiheit. Leider war er nicht mehr im Stande, das kommende Verderben aufzuhalten, weil keine Beredsamkeit die verlorne Heldenkraft der Griechen wiederherzustellen vermochte.

Anmerk. Zur nähern Bekanntschaft mit der griechischen Literatur eignen sich folgende, zum Theil schon angeführte, Bücher: K. F. Borberg, Hellas und Rom. 8 Bde. Stuttgart 1844. — A. Baumstark, Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung. 6 Bde. Karlsr. 1841. — E. Munk, Gesch. d. griech. Lit. 2 Bde. Berlin 1850. — K. O. Müller, Gesch. d. griech. Literat. 2 Bde. Bresl. 1841. — Die beiden ersteren Werke enthalten Proben, die beiden letzteren gute Charakteristiken. Die Kenntniß der alt-classischen Literatur wird neuerdings für Laien durch die „Neueste Sammlung griechischer und römischer Classiker, verdeutscht von den berühmtesten Uebersetzern, Stuttgart 1859" erleichtert, ein nach den erschienenen Lieferungen sehr empfehlenswerthes Unternehmen. Als Hilfsmittel zur Lektüre der alten Classiker ist Lübkers Reallexicon des classischen Alterthums, Leipzig 1860, sehr brauchbar.

Dritter Abschnitt.

Römische Literatur.

Charakter der römischen Literatur.

§. 1. Die römische Literatur ist kein Originalbild, sondern nur eine Kopie der griechischen. Erst von der Zeit an, als die Römer auf ihren Eroberungszügen mit den Griechen bekannt wurden, beginnt ihre eigentliche Literatur. Alles, was vor dieser Zeit liegt, gehört in das Gebiet der Volkspoesie, wovon aber nur Weniges schriftlich erhalten ist. Die Römer waren gute Krieger und Staatsmänner, aber keine poetischen Naturen. Der Verstand herrschte bei ihnen vor, nicht die Phantasie und das Gemüth; daher nahm ihre Literatur eine Richtung auf das Nützliche und Praktische, besonders auf jene Wissenschaften, welche für das Staatswesen so wichtig sind: Rechtswissenschaft, Geschichte und Beredtsamkeit. In diesen Fächern haben sie Großes geleistet, während ihre Dichter, selbst die vorzüglichsten, nach griechischen Vorbildern gedichtet haben. Die Poesie ist in Rom niemals Eigenthum des Volkes geworden, wie in Griechenland; nur die feine Welt beschäftigte sich damit. Die alten echten Römer wollten nichts wissen davon, wie denn Cato einmal sämmtliche griechische Redner und Philosophen aus Rom vertrieb. Allein mit dem Wohlgefallen an griechischem Luxus stieg auch die Begeisterung für griechische Kunst und Wissenschaft. Das Griechische wurde förmlich Mode, ja die Umgangssprache der gebildeten Welt, etwa wie heutzutag das Französische. Man hielt sich griechische Sklaven als Hauslehrer, Vorleser, Gesellschafter, man gründete griechische Schulen und schickte die jungen Leute zu ihrer Ausbildung nach Griechenland, vorzüglich nach Athen. Und so ist denn die Literatur der Römer, besonders ihre Poesie, keine eigenthümlich nationale, sondern eine Nachahmung der griechischen geworden. Nur in Einem Punkte sind auch die römischen Dichter original, nämlich in dem Stolz, mit welchem sie Rom verherrlichen. Die Idee von Rom, der großen, bewunderungswürdigen Weltbeherrscherin, diese ist ihnen allen gemeinsam. — Wir schildern auch hier zuerst die Poesie, dann die Prosa.

Drama. Plautus. Terentius. Seneca.

§. 2. Zur Zeit, als die griechische Literatur in Rom bekannt wurde, lasen die vornehmen Römer noch sehr wenig, dagegen waren sie

schaulustig und fanden also zunächst am Theater Behagen. Während aber der tiefer fühlende Grieche Sinn für die erhabene Tragödie hatte, liebte der praktische, prosaische Römer vorzüglich Possen und Spektakelstücke. Er sah nicht auf Kunst, sondern auf Unterhaltung, daher auch die Geringschätzung der Dichter und Schauspieler in Rom. Während in Griechenland Sophokles eine Feldherrnstelle erhielt, mußte der römische Dichter Plautus bei einem Bäcker die Handmühle drehen. Während zu Athen Sophokles und Aristophanes selbst Rollen in ihren Stücken spielten, wurden die Schauspieler in Rom als ehrlos angesehen, ja für die geringsten Vergehen mit Prügeln bestraft. Daher kam es, daß gewöhnlich Sklaven die Schauspieler waren.

Das römische Lustspiel war dem griechischen nachgeahmt, jedoch in Einem Punkte wesentlich verschieden. In Athen durften öffentliche und Privatpersonen mit großer Freiheit auf der Bühne charakterisirt und dargestellt werden; das ging in Rom nicht, wenn man nicht den Vorwitz im Kerker büßen wollte. Die römische Komödie gleicht also hierin mehr dem modernen, als dem altgriechischen Lustspiel. Eine Schattenseite dieser Komödie sind die höchst ungezogenen Späße und Gemeinheiten, welche man sich erlaubte. Es fehlte noch jene Heiligkeit der Ehe, jenes Glück des Familienlebens, worin wir die Segnungen des Christenthums erkennen.

Die beiden Lustspieldichter der Römer, von welchen uns Werke erhalten sind, waren **Plautus** und **Terentius**. **Marcus Attius Plautus** lebte um die Zeit des zweiten punischen Krieges. Er war armer Leute Kind, vielleicht gar von Sklaven geboren, und blieb auch sein Leben lang ein armer Dichter. Von seinen zahlreichen Stücken sind 20 erhalten. Sie zeichnen sich aus durch einfachen Plan, raschen Fortgang der Handlung, scharfe und naturgetreue Zeichnung der Charaktere. Plautus ist witzig, derb, oft bis zur Unanständigkeit. Er stellt die Schlechtigkeit dar, wie sie ist, aber nur, um sie zu verspotten. Ueberall blickt sein edler Zorn aus dem Gemälde des Lasters hervor. Die vorzüglichsten seiner Stücke sind: die Kriegsgefangenen, der Bramarbas, der Goldtopf, das Hausgespenst, die Zwillingsbrüder (oft nachgeahmt von Neueren, z. B. von Shakespeare in seinen „Irrungen"), Pseudolus, der Karthager, der Schiffbruch.

Der zweite römische Lustspieldichter von Bedeutung war **Publius Terentius** (geb. 194 v. Chr.). Er ist feiner, zierlicher, aber weniger genial und witzig, als Plautus. Seine Lustspiele waren mehr für die gebildete Welt, hingegen die des Plautus für alles Volk berechnet. Wir haben noch 6 Stücke von ihm, darunter die besten: das

Mädchen von Andros, der Selbstpeiniger, die Brüder. Letzteres Lustspiel, das Meisterstück des Terenz, ist durch die Aufführung auf dem Theater in Weimar unter Göthe's Leitung allgemeiner bekannt geworden.

Anmerk. Für nähere Kenntniß des Plautus können unsern Leserinnen wohl nur „die Kriegsgefangenen" empfohlen werden. (Nach Köpke's Uebers. auch in Vorberg's Hellas und Rom.) — „Die Brüder" des Terenz hat v. Einsiedel sehr lesbar in's Deutsche übertragen.

Nächst diesen beiden Lustspieldichtern haben die Römer auch Einen sehr mittelmäßigen Trauerspieldichter. Er heißt Seneca. So hieß auch der weise und tugendhafte Lehrer des Kaisers Nero. Allein die 10 Trauerspiele, welche ihm zugeschrieben werden, sind von andern, unbekannten Dichtern verfaßt. Dieselben geben uns einen Begriff von dem schlechten Geschmacke der Römer. Es sind gräßliche Mordgeschichten, in prunkvoller, lächerlich pathetischer Sprache. Da wird z. B. der zerstückte Leichnam des Hippolytos auf die Bühne geworfen; da schleudert Medea die Leichen ihrer Kinder dem Vater in's Angesicht; da trinkt Thyestes vor den Zuschauern das Blut seiner Kinder. So tief war Geschmack und Sitte der Römer gesunken.

Epos und Lehrgedicht. Virgilius.

§. 3. Auch im Epos sind die Römer Nachahmer der Griechen gewesen. Doch hat sich Publius **Virgilius Maro** würdig unter die größten Dichter aller Zeiten gestellt. Er war der Sohn eines reichen Landmannes, geb. 70 v. Chr. in Andes bei Mantua. Sorgfältig auf Schulen gebildet, verlebte er ruhige Tage auf seinem Landgute, bis ihn die Stürme der Zeit mit Augustus und dessen Freunde Mäcenas in Berührung brachten. Er wurde ihr Liebling, verließ seine Heimath und hielt sich abwechselnd zu Rom und in der Nähe Neapels im Kreise gelehrter Freunde auf. Virgilius starb im J. 19 v. Chr. Sein berühmtestes Werk ist die **Aeneide**, ein Heldengedicht in 12 Gesängen, welches von Zeitgenossen und Nachwelt hoch gepriesen, bewundert und nachgeahmt wurde. Das Mittelalter hielt den großen Dichter für einen Zauberer; man schlug seine Gedichte auf, um aus den aufgeschlagenen Stellen zu prophezeien. Die größten Dichter, wie Dante und Tasso, beugten sich vor ihm, ja die Franzosen haben ihn als den Meister aller epischen Dichter sogar über Homer gestellt. Diese Vergötterung des Virgilius ist eine Ungerechtigkeit gegen größere Dichter. Seine Aeneis ist allerdings das größte Epos der Römer, reich an erhabenen Scenen, malerischen Schilderungen, prächtigen Episoden, auch in einer Sprache voll

Kraft und Wohllaut gedichtet; allein es fehlt ihr die Einfalt und Natürlichkeit des Homer. Sie ist mehr ein gelehrtes, künstliches, als ein begeistertes Werk. Der Glaube an die Wahrheit der Götter, von welchen Virgilius spricht, war zu seiner Zeit schon erloschen, daher klingen die Göttergeschichten in seinem Munde wie Fabeln, die kein Gemüth zur Rührung bewegen. Auch die Charaktere Virgils sind schwächer, als diejenigen Homers. Manche seiner Helden haben etwas Affektirtes, Mattes, Modernes. Sein Aeneas läßt kalt, sein Ascanius ist kein natürlicher, deßhalb widerwärtiger Prinz. Diese Mängel des Gedichtes erklären sich zum Theil aus der Zeit seiner Entstehung. Die Zeit des Augustus, diese vornehme, gelehrte, ausgeartete Zeit, in welcher man nichts mehr von dem alten römischen Heldenthume fand, war nicht geeignet für das echte, natürliche, volksmäßige Heldengedicht. Doch hat Virgil das Seinige gethan, ein Nationalepos zu schaffen. Wahrhaft poetisch und großartig ist die Idee, daß Rom, die Tochter jener von den Griechen zerstörten Troja, einst als Rächerin erscheinen und die stolzen Sieger selbst besiegen sollte. — Der Inhalt der Aeneis ist in Kürze folgender.

Juno weiß, daß aus dem Stamme der Trojer das Volk hervorgehen soll, welches ihr geliebtes Carthago zerstören wird, das Volk der Römer. Aeneas und seine Gefährten sind die einzigen Trojer, welche nach dem Untergange ihrer Vaterstadt eine neue Heimat suchen. Das Schicksal hat ihnen die Landschaft Latium in Italien als neue Heimat angewiesen. Nun bietet Juno alles auf, den Aeneas von Latium fern zu halten. Schon sieben Jahre irrt er umher, da wird er an Afrika's Küste verschlagen. Seine Mutter Venus weiß Dido, die Königin von Carthago, ihm hold zu stimmen. Dido empfängt ihn auf's Beste. Aeneas muß ihr seine Schicksale erzählen. Er beginnt mit dem Untergang Troja's durch die List der Griechen, welche ein hölzernes Riesenpferd bauten, in dessen hohlem Bauche sie eine Schaar Krieger versteckt hatten. Ein Spion überredet die Trojer, der Besitz des Rosses werde ihre Stadt erhalten. Vergebens warnt der Priester Laocoon; ihn und seine Söhne erwürgen zwei Schlangen beim Opfer. Das halten die Trojer für eine Strafe seines Unglaubens und ziehen das Roß in ihre Mauern. Nun brechen die Griechen aus dem Versteck hervor, es beginnt der letzte Kampf, Troja steht in Flammen, kaum rettet Aeneas sich, seinen Vater Anchises und seinen Sohn Ascanius. Sein Weib Kreusa geht auf der Flucht verloren. Darauf segelt Aeneas nach Thrazien, dann nach Delos, Kreta, Sicilien und ist endlich nach manchen Abenteuern an Afrika's Küste zu Dido verschlagen worden. So weit die Erzählung. Indessen entschließt sich Dido, den Aeneas zu heirathen, aber die Götter haben

es anders beschlossen. Jupiter befiehlt dem Aeneas, Carthago zu verlassen und das ihm bestimmte Latium zu suchen. Aeneas gehorcht und segelt von dannen. Dido, in ihrer Hoffnung betrogen, stürzt in Verzweiflung und gibt sich selbst den Tod. Nach manchen Zwischenfällen erreicht Aeneas Italiens Küste. Er landet bei Cumä, wo Sibylla, die Priesterin des Apollo, in einer Grotte wohnt. Sie prophezeit ihm noch viele Gefahren und begleitet ihn auf seinem Gange in die Unterwelt. Hier setzt der Held auf Charons Nachen über den Fluß Acheron, besänftigt den dreiköpfigen Höllenhund Cerberus und gelangt zu den Wohnstätten der Verdammten, darnach in das Elysium, dem Sitze der Seligen. Zurückgekehrt auf die Oberwelt, segelt Aeneas weiter und landet endlich an der Küste des langersehnten Latium. Hier herrschte König Latinus, dessen einzige Tochter Lavinia nach einem Orakelspruch einem fremden Gemahle bestimmt war. Dessen eingedenk verspricht der König dem Aeneas seine Tochter. Darüber ergrimmt aber die Königin Amata, welche die Lavinia bereits dem Turnus, Fürsten der Rutuler, zugesagt hatte. So entbrennt ein gewaltiger Krieg gegen die Fremdlinge. Einzelne herrliche Scenen dieses Kampfes bilden die Heldenthaten der Jünglinge Nisus und Euryalus, des Ascanius, und besonders des Turnus selbst, des tapfersten Helden unter den Feinden des Aeneas. Unterdessen ist Aeneas, der bisher keinen Antheil am Kampfe genommen, von seiner Mutter Venus mit einer Rüstung gewappnet worden, welche der Gott Vulcanus selbst geschmiedet hat. Er tritt dem Turnus entgegen. Die Trojer siegen, Latinus erbittet einen Waffenstillstand. Bald bricht der Kampf von neuem los. Camilla, eine Heldin der Rutuler, wird der Schrecken der Schlacht. Sie fällt, nun stehen sich nur noch die Helden Turnus und Aeneas gegenüber. Zweikampf soll entscheiden. Juno, die den Turnus lange beschützt hat, erklärt sich endlich auf Andringen Jupiters bereit, ihn aufzugeben. Er fällt vom Schwerte des Aeneas durchbohrt.

Aus dem an schönen Episoden und Bildern reichen Gedichte folgt hier nur: Laocoon (diese Scene hat ein Bildhauer des Alterthums in einem noch erhaltenen berühmten Bildwerke dargestellt).

Laocoon.

Aber ein größeres noch und viel schreckvolleres Wunder
Stellt uns Armen sich dar, und verwirrt die sicheren Herzen.
Denn Laocoon, Priester Neptun's, durch's Loos ihm erwählet,
Schlachtet' eben am Festaltar den gewaltigen Farren;
Siehe, da ziehen von Tenedos her durch stilles Gewässer
(Schaudernd erzähl' ich es dir) zwo Schlangen, mit gräßlichen Ringen
Ueber die Wellen gestreckt, und streben zugleich an's Gestade.
Grad auf bäumt sich in Wellen die Brust, und die blutigen Kämme

Ragen über die Wogen empor, der übrige Leib streift
Hinten die See, und es krümmt sich in Kreise der gräßliche Rücken.
Schäumend erbrauset die Fluth; schon sind sie an's Ufer geschwommen,
Und, die funkelnden Augen mit Blut und Feuer durchlossen,
Lecken sie rings den zischenden Schlund mit regsamen Zungen.
Schreckenblaß dieß schauend entfliehen wir. Aber sie schießen
Sicheren Zugs auf Laocoon los, und zuerst um die Söhnlein
Legt sich das Drachenpaar, um die beiden kindlichen Leiber,
Wickelt sie ein, und zernagt elendig die Glieder mit Bissen.
Ihn dann ergreifen sie selbst, da zur Hülf' er naht mit Geschossen,
Knüpfen um ihn die Gewinde, die übergewaltigen, und schon
Zweimal den Leib umringelnd, am Hals die schuppigen Rücken
Zweimal geschlungen, entragen mit Haupt und Nacken sie hochauf.
Jener strebt mit den Händen zugleich die Knoten zu trennen,
An der Binde mit Eiter beströmt und schwärzlichem Gifte,
Und zugleich auch erhebt er ein gräßlich Geschrei zu den Sternen,
Gleich dem Gebrüll, wenn blutend ein Stier vom Altar hinwegrennt,
Und das fehlgeschwungene Beil dem Nacken entschüttelt.
Aber die Zwillingsdrachen entflieh'n zum obersten Tempel
Schlüpfend, und eilen in's Heiligthum der erzürnten Tritonis,
Hinter dem Kreise des Schilds zu den Füßen der Göttin sich bergend.

Das zweite größere Gedicht des Virgilius handelt „vom Landbau." Es ist das beste Lehrgedicht des Alterthums. Hier war der Dichter, selbst ein trefflicher Landwirth, ganz in seinem Element. Das Gedicht ist daher so poetisch, als nur immer ein Lehrgedicht sein kann. Denn es ist eine schwere Aufgabe für Dichter, vom Wetter und vom Kuhstall, vom Pfluge und von der Schafwolle zu singen. Hier konnte von keiner hohen Begeisterung die Rede sein. Das Gedicht besingt in 4 Büchern: Ackerbau, Baumzucht, Viehzucht, Bienenzucht. (S. die Probe.) Virgilius hat auch 10 Hirtengedichte oder Idyllen hinterlassen. Es sind Nachahmungen des Theokrit, nur fehlt ihnen das Naive des griechischen Dichters. Virgils Hirten sind keine Hirten mehr; es sind Stadtjunker im Schäferrock.

Anmerk. Die besten Uebersetzungen der Gedichte Virgils haben J. H. Voß und C. L. Neuffer geliefert. Die Lektüre eines so gelehrten Gedichtes, wie die Aeneis, kann ohne einen sachverständigen Führer nicht wohl vorgenommen werden.

Aus dem Leben der Bienen.

Kaum daß die Sonne, die gold'ne, den flüchtigen Winter hinwegscheucht
Unter die Erd', und den Himmel mit Frühlingsstrahlen erschließet,
Schwärmen die Bienen umher durch Wälder und grünende Berghöhn,
Aerndten und Purpurblüthen, und kosten von Flüssen und Bächen,
Leicht hin schwebend den Schaum; und erfüllt von unsäglicher Wonne,
Pflegen sie Junge und Nest; und kunstvoll zimmern sie neue
Wächserne Häuser und bilden den zähanschmiegenden Honig.

Wieder enteilen sie dann den Gemächern, und nahe den Sternen
Siehst du im flüssigen Blau dann schwimmen den wimmelnden Haufen,
Staunst, welch schwarzes Gewölk dort oben der Wind vor sich hertreibt:
Folge betrachtend: zu süßen Gewässern, zu grünenden Dächern
Gehet ihr Lauf. Dort sprenge nach Vorsicht würzige Säfte
Aus der Melisse gepreßt und dem Halm der gemeinen Corinthe,
Klingle mit Glöckchen und rühre die Cymbeln der phrygischen Mutter —
Siehe, sie kommen von selbst, wie bezaubert, und lassen sich nieder;
Bergen sich selbst, nach dem Brauch des Geschlechtes in zellige Wiegen.
Zieh'n nun aber zur Schlacht sie hinaus — denn häufig erhebt sich,
Um zwei Führer entbrannt, die gewaltige Flamme der Zwietracht
— Leicht dann läßt die Bewegung des Volks, und das Bangen und Beben
Aller Gemüther zuvor sich erkennen. Die Säumigen rufet
Mahnend der krieg'rische Klang dumpfschallenden Erzes, ein Laut gleich
Schmetternder Kriegsdrommeten Getön erfüllet die Lüfte.
Aengstlich nun sammelt in Hast sich das Volk, hell blitzen die Flügel,
Jeglicher wetzt am Gebiß sich den Stachel und recket die Arme;
Und um das Feldherrnzelt und den Herrscher wogen gedrängte
Schaaren, und rufen den Feind mit gewaltigem Rufe zum Kampf auf.
Wenn nun der Himmel entwölkt und die freien Gefilde sie laden,
Stürzt aus den Thoren das Heer, und zur Schlacht geht's; hoch in dem Aether
Schallet Getös, ineinandergewirrt mischt bunt sich der Knäuel,
Jählings entstürzen die Leichen zu Hauf, wie den Wolken der Hagel,
Wie von des Eichbaums Wipfeln der Sturmwind Eicheln entschüttelt.
Mitten im dicht'sten Gewühl, mit stattlich schimmernden Flügeln,
Tragen gewaltigen Muth in dem winzigen Busen die Führer,
Kühnausdauernden Sinns und ohne zu wanken, bis ein Heer
Oder das and're, in Flucht vor dem stürmenden Sieger das Feld räumt.
Solchen gewaltigen Kampf, solch mächtigen Sturm der Gemüther
Bringet ein Häuflein Staub, in die Lüfte geworfen, zum Schweigen.

Ovidius Naso.

§. 4. **Ovidius**, einer der größten Dichter Roms, war geboren im J. 43 v. Chr. Sein feuriger, lebenslustiger Sinn zog ihn auf die gewöhnliche, leichtfertige Bahn der römischen Jugend. Er war eine arglose, gute Seele, aber ein Mensch ohne Charakter. Zweimal unglücklich verheirathet, fand er endlich in dritter Ehe ein wahrhaft edles Weib, das einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihn gehabt haben muß, denn von nun an wurde Ovid ernster und männlicher. Aber mitten im Glücke des Lebens traf ihn der furchtbare Schlag, daß ihn Augustus nach Tomi am schwarzen Meere verwies. Die Ursache dieser Verbannung ist Geheimniß. Ovid kam nie mehr zurück, sondern starb in Tomi, im J. 9 n. Chr., von Gram und Kummer aufgezehrt. Seine Gedichte sind der treue Spiegel seiner Seele. Ovid predigt Lebensgenuß in phantasievoller, weicher, blühender Sprache. Erhabene, tiefe Gedanken fehlen ihm. Sein

schönstes und größtes Werk sind die **Verwandlungen** (**Metamorphosen**) in 15 Büchern. Es enthält Sagen, deren Ausgang stets die Verwandlung von Menschen in Steine, Pflanzen, Thiere u. s. w. bildet. (Als Probe folgt Philemon und Baucis.) Außerdem hat Ovid in elegischen Gedichten von Liebe gesungen, in seinem Festkalender römische Feste beschrieben, in den Heroiden einen poetischen Briefwechsel alter Helden und Frauen gedichtet, endlich in Klageliedern die Leiden seiner Verbannung geschildert.

Anmerk. Die Verwandlungen sind am schönsten von Voß übersetzt, der Festkalender sehr gut von C. F. Metzger (1838). Die Lectüre Ovids setzt einige Kenntniß der alten Mythologie voraus.

Philemon und Baucis.

Endlos ist, unermeßlich die Macht der unsterblichen Götter;
Was auch die Himmlischen wollen, sie können es. Höret ein Beispiel:
Neben der Birk' erblüht auf Phrygischem Hügel ein Eichbaum,
Beide verschwistert noch, von mäßiger Mauer umgeben.
Selber sah ich den Ort, denn mich sandt' der mächtige Pittheus
Einst in die phrygische Flur, die sonst sein Vater beherrschte.
Nahe dabei ist ein sumpfiges Moor, einst blühende Landschaft,
Jetzt nur Reihers Horst und das Sumpfhuhn weidet im Schlamme.
Hieher kam in Menschengestalt der Sohn des Saturnus,
Mit ihm der Träger des Stabs, der Maja geflügelter Sprößling.
Wohl an tausend Häusern begehrten sie Lager und Obdach;
Tausend Häuser verschlossen das Thor. Doch ein Hüttchen empfing sie,
Klein und bedeckt mit grünlichem Moos und mit trockenem Schilfgras.
Aber das Mütterchen Baucis und gleich an Jahren Philemon,
Einst in der Hütte vereint, sind hier mit einander ergrauet,
Unter dem niederen Dach, wo Armuth leichter sie trugen,
Leichter jeglichen Schmerz, weil Eins mit dem Andern ihn theilte.
Fruchtlos möchtest du hier nach Herr und Diener dich umsehn,
Zwei nur bilden das Haus, sie gehorchen zugleich und gebieten.
Wie nun die göttlichen Gäste durchs niedere Pförtchen geschritten,
Und mit gebücktem Haupt eintreten ins reinliche Stübchen,
Rücket der Alte den hölzernen Sitz, und die emsige Baucis
Deckt ihn geschwind mit reiner, wenn grob auch gesponnener Decke.
Schnell nun zum Heerd! Dort glimmt in der Asche vielleicht noch ein Fünkchen
Gestriger Glut, die nährt sie mit Blättern und trockener Rinde,
Bläst zum Flämmchen es an mit dem schwachen, keuchenden Athem.
Scheitholz trägt sie herab vom Speicher und dürres Gezweige,
Bricht es am Knie und setzt in die lodernde Flamme das Töpfchen.
Während den Kohl sie liest, den draus im gewässerten Gärtchen
Vater Philemon gepflückt, holt jener vom rusigen Balken
Sorglich den Schinken herab, den lange gehegeten Bissen,
Schneidet das köstlichste Stückchen heraus und trägt's an der Gabel
Hurtig dem Mütterchen zu; die kocht es in sprudelnder Welle.
Aber die Zwischenzeit muß freundliche Rede verkürzen,

Daß auch die Gäste die Weile nicht plagt. Die buchene Wanne
Hängt an der Wand, am hölzernen Griff; mit laulichem Wasser
Wird sie gefüllt, und empfängt die Glieder der göttlichen Wandrer.
Mitten im Zimmer erhebt sich ein Pfuhl von duftigem Schilfgras
Auf dem Gestelle von Holz mit weidengeflochtener Lehne.
Drüber nun breiten sie Decken, des halb verfallenen Bettes
Festtagskleid, doch das Kleid beschämt nicht das ärmliche Lager.
Hin nun strecken zum Mahl sich die Götter. Die trippelnde Alte
Rücket den Tisch, doch ein Fuß ist zu kurz und es wanket die Tafel.
Schnell ein Scherblein untergelegt, fest steht er und eben.
Und das Mütterchen reibt ihn ab mit grünlichem Ampfer.
Obst nun trägt sie herbei, die gesprenkelte Beere der Pallas,
Früchte des Weichselbaums in klar durchsichtiger Brühe,
Rettig und Kresse dazu und fettdurchlöcherten Käse,
Dann die Eier, gelinde gebraten in glimmender Asche,
Alles auf Irdengeschirr. Aus gleichem Thone verfertigt
Pranget der Krug und der Becher dazu, geschnitten aus Buchsholz,
Jener bekleidet mit gelblichem Wachs. So beginnet die Mahlzeit.
Jetzt entsendet der Heerd einladend duftende Speisen,
Und die Weine sofort von nicht beträchtlichem Alter
Werden zur Seite gesetzt, und weichen den Schüsseln des Nachtischs.
Hier ist die Nuß, die Feige gemischt mit der runzlichen Dattel,
Pflaumen und duftende Aepfel in weidengeflochtenem Körbchen,
Trauben dazu, gebrochen von purpurfarbiger Rebe.
Mitten ein weißliches Honiggezell; doch mehr als die Speisen,
Laden die Mienen sie ein und die nöth'gende Güte der Armuth.

Aber so oft auch die Becher geleert, sieht staunend das Ehpaar,
Wie sich von selber der Krug anfüllt mit perlendem Weine.
Ahnend starren das Wunder sie an; mit erhobenen Händen
Flehet Philemon zugleich mit der zaghaft staunenden Alten,
Nicht zu verschmähen das kärgliche Mahl und die mageren Speisen.
Eines besaßen sie noch, ein Gänslein, Wächter des Hauses;
Baucis eilt sie zu fah'n zum Mahl für die göttlichen Gäste.
Aber das Gänschen ist flinker als sie und verspottet sie lange:
Neckisch mit hurtigem Schwung der keuchenden Alten entfliehend,
Eilt zu dem Sitze der Götter sie hin. Die wehren der Alten:
„Tödte sie nicht! Wir sind nicht Menschen; schon büßet die frev'le
Nachbarschaft den gehässigen Geiz; doch du bist gerettet,
Freundliches Paar; nur lasset das Haus und eilt auf die Höhe
Jenes Gebirgs; wir schreiten voran, seid muthig und folgt uns."
Beide gehorchen. Auf Stäbe gestützt hinschreiten sie mühsam
Schritt vor Schritt die Höhe hinan. Schon stehet der Gipfel
Pfeilschuß nah, da dreht sich das Paar und sieht mit Bestürzung
Rings in sumpfiger Fluth versenket die blüh'nden Gefilde,
Ringsum faulendes Moor, ein Hüttchen allein ist geblieben.
Staunend betrachten sie dieß und beweinen das Loos der Gefährten.
Siehe, da steht auch das Haus, die niedere Hütte, verwandelt
Hoch zum Tempel; die Kuppel gestützt auf riesigen Säulen;

Golden strahlet das Schilf; die Erd erglänzet von Marmor;
Ehern das Thor, wie ein Werk aus der Hand vielkundigen Meisters.
Freundlichen Blicks nun sprach zu dem Paare der Sohn des Saturnus:
„Sagt mir, was wünscht ihr? schon ist's euch gewährt.“ — Nach kurzem Bedenken
Nahet Philemon dem Gott und eröffnet gemeinsame Bitte:
„Laß uns Priester denn sein und die heilige Schwelle bewahren,
Laß uns, die wir vereint hinlebten die Tage des Lebens,
Sterben vereint; zur selbigen Stund', daß die theueren Reste
Keines des Anderen seh' und Keines das Andre bestatte.“ —

Siehe, gewünscht und gewährt. Sie waren die Hüter des Tempels
Bis an die Schwelle des Grabs. Gelöst von Jahren und Alter
Saßen sie einst an dem heiligen Thor und erzählten das Wunder.
Sieh, da erblicket der Greis von grünendem Laub umblühet
Baucis, und jene zugleich in grünendem Laube den Gatten.
Während ihr Antlitz schon umziehet die sprossende Hülle,
Riefen sie noch mit traulichem Gruß: Leb, theurer Gatte,
Wohl — Leb wohl, o theures Weib; und hemmend bedeckten
Blüthen das Wort. Noch zeigt alldort der Bewohner Tyana's
Nachbarstämme gepaart aus traulich verschwisterten Körpern.
Solches erzählten mir glaubwürdige Greise (warum auch
Sollten sie täuschen?). Ich selbst sah Blumengewind' an den Zweigen
Hangend, und meinen Kranz zu den andern fügend, begann ich:
Fromme behütet ein Gott, und mit Lieb' wird Liebe gelohnet.

Quintus Horatius Flaccus.

§. 5. **Horaz**, der zu allen Zeiten beliebte und gepriesene Liederdichter, war der Sohn eines Freigelassenen (geb. 65 v. Chr. zu Venusia). Sein zärtlich besorgter Vater zog vom Lande nach Rom, dem Sohne eine gute Erziehung zu verschaffen. Zu Athen vollendete dann Horaz seine Bildung. In dem Kriege der Triumvirn gegen die Republik trat er als Kriegstribun (Obrist) in die Armee der Republikaner. Nach der Niederlage bei Philippi ging er nach Rom und fand an Mäzenas einen Freund und Gönner. Auch nahm er das Amt eines Schreibers an und suchte sich durch Poesieen, wie er selbst gesteht, „Etwas zu erwerben.“ Er lebte abwechselnd in Rom und auf seinem Landgütchen („Sabinum“) und starb im 57. Lebensjahre (9 v. Chr.). Die Gedichte des Horatius sind: Oden, Satiren (wozu auch die sogenannten Epoden gehören), Episteln (poetische Briefe). Horaz glänzt weder durch die Tiefe seiner Gedanken, noch durch die Pracht seiner Sprache; sein Werth besteht vielmehr in der Wahrheit der Empfindungen, und der einfachen, natürlichen Darstellung. Der Inhalt seiner Lieder ist die Philosophie eines erfahrenen, behaglichen Weltmannes. „Leben und leben lassen“, „Nichts fürchten, Nichts hoffen“, „das Leben ist kurz, laßt's uns genießen“, „das Laster ist

Thorheit, die Tugend Klugheit", das sind die Regeln seiner von Vielen übermäßig gepriesenen Lebensweisheit. Mit diesen Regeln läßt sich allerdings gut auskommen im Leben, allein eine höhere Auffassung des Lebens, ein tieferer Sinn liegt nicht in ihnen.

Anmerk. Das Lesen von Uebersetzungen des Horaz befriedigt wenig, weil auch die beste Uebersetzung ohne Erklärungen unverständlich bleibt. Empfehlenswerth sind die Uebersetzungen der Oden von Ramler und E. W. Binder, der Briefe von J. Merkel, der Satiren und Briefe von Wieland. (Letzterer gibt auch Erläuterungen.)

1. Lob des Landlebens.

Beglückt der Mann, der vom geschäft'gen Drange fern,
Wie in der Vorwelt Sterbliche,
Mit eignen Stieren ackernd baut das Vatergut,
Vom Wucher ganz die Seele frei!
Ihn weckt der wilde Schlachtgesang der Krieger nicht,
Noch bebt ob Meerestoben er;
Das Forum mied er, blieb von stolzer Schwelle Prunk
Der Mächtigen im Volke fern.
Drum fügt er jetzt mit aufgeschoss'nem Rebenzweig
Vermählend hoher Pappeln Zier;
Die Heerden schaut im siedlerischen Thal er jetzt,
Die brüllend schweifen auf der Trift,
Mit krummer Hipp' entnimmt nicht frucht'ge Reben er,
Und senket beſſ're dann hinein.
Es träuft gepreßter Honig ihm im blanken Faß,
Er raubt das Kleid dem blöden Schaf,
Und wann das Haupt mit mildem Obst so reich geschmückt
Auctumnus im Gefild' erhob,
Entpflückt die selbst gepfropfte Birn' so wonnevoll,
Die purpurfarb'nen Trauben er,
Geweiht, Priap, zur Spende dir, und Vater, dir,
Silvan,*) der du die Marken schirmst.
Jetzt ruht an alter Eiche Stamm so gern er aus
Und jetzt auf weichem Rasenplan,
Indeß entrauscht der fernen Höh' der Gießbach dort,
Hier girren Sänger in dem Hain,
Wenn schlägt der Bäche Rieseln an's entzückte Ohr
Und schläfert sanft den Müden ein.
Doch führt vom Sitz der Donn'rer dann die Winterzeit,
Das Schlackerwetter und den Schnee,
Dann treibt die Schaar der Hunde in's gespannte Netz
Die grimmen Eber rings daher.

— — — — — — — — — — — —

*) Silvan, Schutzgott von Wald und Flur.

Wer möchte so die böse Sorge bannen nicht,
Die die Begierde stets gebier't!
Müht dann daheim die Hausfrau auch, die zücht'ge, sich
Für's Haus und pflegt die Kindlein sie,
Wie's braune Weib des hurtigen Apuliers,
So brav — wie die Sabinerin;
Auf heil'gem Heerd mit dürrem Holz die Glut sie schürt,
Wann heim der Mann ermattet kehrt,
Zur Hürde, der geflochtenen, das satte Vieh
Nun treibt, die vollen Euter leert;
Entnimmt aus duft'gem Zuber dann den heur'gen Wein,
Und Speisen von der Flur mir beut:
— — — — — — — — — — — —
Wohl schmeckt ein Huhn aus fernem Afrika mir dann,
Ein Waldhuhn aus Jonien
Nicht köstlicher, als von der Zweige fruchtigstem
Gepflückt euch die Oliv' ergötzt,
Und Sauerampf, der Niedrung Sproſſ' und auch die Malv',
Ein heilend Kraut erkranktem Leib',
Auch wohl ein Lamm geschlachtet mir am Markungsfest,
Ein Böcklein, das dem Wolf entrann.
Wie froh seh' ich bei solchem Mahl die Schafe dann
Gesättigt heimzieh'n von der Trift!
Es zieh'n mit umgewandtem Pflug am müden Hals
Die Stiere trägen Schrittes heim.
Es lagert das Gesinde sich am blanken Heerd,
Ein Schwarm wie in des Reichen Hof. — — —

2. An Licinius Murena.

Sich'rer wirst du leben, Licin, wofern du
Nicht auf hohem Meere zu weit dich wagest,
Noch aus Furcht vor Stürmen am ungetreuen
Ufer verweilest.

Wer den goldenen Mittelweg liebt, vermeidet
Gern der morschen Hütte berauchtes Obdach,
Und vermeidet, nüchternen Sinnes, gleichgern
Neid und Palläste.

Oefter schwankt von Winden die hohe Fichte,
Schwerer stürzt ein Thurm in die Tiefe nieder,
Und der Berge Gipfel berührt des Himmels
Näherer Donner.

Weiser Gleichmuth hoffet in bösen Tagen
Und befürcht't in guten ein andres Schicksal.
Ungestüme Winter entfernt derselbe
Gott, der sie sandte.

Was uns heute wehe thut, schmerzt nicht immer,
Immer spannt Apoll nicht den Bogen; oft auch
Weckt er durch ein Barbiton*) die verstummte
Muse zum Singen.

Zeige bei trübseliger Zeit dich tapfer
Und von unerschüttertem Muth; doch lern' auch,
Schwellt ein allzugünstiger Wind dein Segel,
Klüglich es einziehn.

3. An Grosphus.

Ruhe, Ruh' ist heißes Gebet des Armen,
Den auf hohem Meere der Sturm erfaßt hat,
Schwarz Gewölk umhüllet den Mond, es strahlt kein
Leitender Stern ihm.

Ruh' ersehnt der Parther mit Pfeil und Bogen,
Ruh' das kriegsdurchwüthete Land der Thraker —
Ruhe, Grosphus, kauft sich um edle Steine,
Kauft sich um Gold nicht.

„Platz dem Consul" rufet der Lictor, dränget
Rings das Volk weg: nicht so den Sturm der Seele,
Nicht der Sorgen Schaar, die der Decke gold'ne
Felder umschwirren.

Glücklich lebt mit Wenigem, wem das Salz bei
Schlichter Mahlzeit blinkt in ererbter Schaale,
Wem nicht Angst verscheuchtet den leichten Schlaf, nicht
Schmutzige Habgier.

Unermüdlich rennen wir Eintagsmenschen,
Jagen, zielen; suchen uns and're Länder,
And're Sonnen: Flieht, wer die Heimath meidet,
Flieht er sich selbst auch?

Auch in's Meerschiff steiget die mißgestalte
Sorge, bleibt nicht hinter dem stolzen Trosse:
Sorge, schnell wie flüchtige Hirsche, schnell wie
Stürmender Ostwind.

Frohen Muth's genieße das Jetzt, das Künft'ge
Auszuklügeln hasse der Sinn; Beschwerden
Lächle heiter weg: es bestehet nirgend
Volle Beglückung.

---

*) **Barbiton**, ein leierartiges Saiteninstrument.

Ew'gen Ruhm gab schleuniger Tod Achillen;*)
Ewig alternd welkte Tithon lebendig;
Mir gewährt vielleicht, was sie Dir versagt, die
Laune des Glückes.

Dich umbrüllen hundert sicil'sche Heerden
Fetter Kühe; muthige Renner wiehern
Dir entgegen; köstlicher Purpur färbet
Deine Gewänder.

Mir zum Antheil fiel ein bescheid'nes Gütchen;
Mir ein Hauch hellenischer Mus', ein schwacher,
Durch der Parce Spruch — und den neid'schen Pöbel
Stolz zu verachten.

Uebrige Lyriker und Lehrdichter.

§. 6. Virgil, Ovid und Horaz sind die drei großen Dichter des sogenannten goldenen Zeitalters der römischen Poesie. Neben und nach ihnen sind noch einige Geister zweiten Ranges erwähnenswerth: Catullus, Tibullus und Propertius als lyrische Dichter (unter ihnen Tibullus durch lieblichen, malerischen Styl der beste); Persius und Juvenal als Satiriker. Die Gedichte Juvenals lassen uns einen tiefen Blick in die furchtbare Verworfenheit jener Zeit thun, welche der Dichter in erschrecklicher Wahrheit schildert und mit unerbittlichem Zorne geißelt. Als Verfasser bissiger, oft auch eckelhafter Epigramme ist Martialis berühmt. Ein Paar als Proben:

An einen Vorleser.

Was umhüllst du den Hals, vorlesend, mit wolligem Wulste?
Wahrlich, unserem Ohr frommte die Wolle doch mehr.

Philo.

Philo schwört, er habe noch nie zu Hause gespeiset:
Freilich, speiset er nicht, lud ihn Keiner zu Gast!

Thais und Lecania.

Schwärzlich Gebiß hat Thais, Lecania blendende Zähne.
Wie das? jene besitzt eigene; künstliche die!

Als vielgelesener Fabeldichter der Römer ist Phädrus, ein freigelassener Sclave des Augustus, bekannt. Seine Fabeln sind aber nur

*) Achill zog frühen ruhmvollen Tod langem ruhmlosem Leben vor. Dem Tithon hatte seine Gattin Eos (Morgenröthe) Unsterblichkeit, aber nicht ewige Jugend, von den Göttern erwirkt; daher schrumpfte er häßlich zusammen.

Bearbeitungen äsopischer Fabeln, von welchen bereits oben bei der Griech. Lit. §. 3 Proben gegeben wurden.

Prosa: Marcus Tullius Cicero.

§. 7. Das Erste und Höchste war dem Römer der Staat. Was dazu diente, den Staat groß zu machen oder Einsicht in's Staatswesen zu gewähren, war für ihn vom höchsten Interesse, also unter den Künsten und Wissenschaften die Beredtsamkeit und die Geschichte. Hier haben die Römer Großes geleistet. Mit der Beredtsamkeit war die Philosophie verbunden. Diese strebte nicht, wie die griechische, nach Erkenntniß der höchsten Wahrheiten, sondern war auf den Nutzen für's Leben gerichtet, mehr praktisch, rednerisch, declamatorisch. Der Mann, welcher in einziger Art Philosophie und Beredtsamkeit in sich vereinigte, heißt **M. Tullius Cicero** (geb. 106 v. Chr. in Arpinum). Sein thatenreiches Leben steht mit der Geschichte seiner Zeit im engsten Zusammenhang. Hier die Hauptereignisse. Von den tüchtigsten Lehrern gebildet, widmete sich Cicero frühzeitig der Rechtswissenschaft und Redekunst. Von seinem 26. Jahre an trat er als Vertheidiger vor Gericht auf. Seine Gesundheit zu stärken, unternahm er eine Reise nach Athen und Kleinasien. Von da zurückgekehrt erhielt er, 30 Jahre alt, die Ehrenstelle eines Quästors von Sicilien. Hier hatte der Statthalter Verres mit Bedrückungen und Erpressungen gar übel gehaust. Cicero hielt sieben Reden gegen ihn, wovon zwei erhalten sind. Verres ging in die Verbannung. Bald darauf begann der gottlose Catilina seine Verschwörung gegen den Staat. Er bewarb sich zugleich mit Cicero um das Amt eines Consuls. Cicero erhielt es und vereitelte nun die Plane des Catilina, gegen welchen er donnernde Reden hielt. Die Römer begrüßten ihn als Vater des Vaterlandes. Allein die Hinrichtung mehrerer Mitverschwornen Catilina's hatte dem muthigen Consul gefährliche Feinde erweckt. Das Werkzeug derselben, der Volkstribun Clodius, ließ nicht ab mit Ränken und Drohungen gegen Cicero, bis dieser freiwillig in die Verbannung gieng. Indessen kehrte er schon nach sechzehn Monaten im Triumphe zurück. Der Tod des Clodius befreite ihn von seinem gefährlichsten Gegner. Bald darauf wurde Cicero vom Senate zum Statthalter von Cilicien ernannt, kriegte als solcher glücklich gegen die Parther und kehrte mit einem hübschen Vermögen nach Rom zurück. Hier brach der offene Kampf zwischen Cäsar und Pompejus aus. Cicero hielt es mit Pompejus, zog sich aber nach dessen Niederlage bei Pharsalus vom öffentlichen Leben in die Stille seiner Studien zurück. Nach

Cäsars Ermordung erwachten noch einmal Cicero's Hoffnungen, allein Antonius trat an Cäsars Stelle. Gegen diesen hielt nun Cicero jene feurigen, patriotischen Reden, welche nach jenen des Demosthenes gegen Philipp den Ehrennamen „Philippische" erhalten haben. Als sich darauf Antonius mit Octavianus und Lepidus zum Triumvirate verband, ließ er den Cicero in die Acht erklären. Auf der Flucht an's Meer von den Mördern erreicht, verbot er den Seinigen allen Widerstand und bot sein Haupt dem Herennius mit den Worten dar: „Herbei, Veteran, und wenn du dieses wenigstens recht verstehest, haue zu!" So fiel der große Mann unter den Streichen des Mörders in einem Alter von 64 Jahren (44 v. Chr.). Er war ein edler Mensch und ein braver Bürger, dessen Herz für Freunde, Vaterland und Wissenschaft glühte. Als Redner blieb er Muster für alle Zeiten. Die Reinheit und Vollendung seines Stils haben ihm auch in den Schulen das größte Ansehen verschafft, so daß „Ciceronisches Latein" das Ideal des lateinischen Ausdrucks bezeichnet. Unter den philosophischen Schriften Cicero's sind am berühmtesten: Tuskulanische Unterredungen (von dem Landgute Tuskulum genannt), und 3 Bücher von den Pflichten. Seine rednerischen Werke sind theils Lehren der Redekunst, theils gehaltene Reden, unter welchen die bereits erwähnten gegen Verres, Catilina und Antonius die berühmtesten sind. Außerdem hat Cicero classische und für die Geschichte seiner Zeit höchst interessante Briefe geschrieben.

Der Glanz dieses Meisters in Beredsamkeit und Philosophie stellt seine Nachfolger sehr in Schatten. Unter diesen ist Seneca mehr durch sein trauriges Schicksal, als durch seine Schriften berühmt. Er hat die Grundsätze der stoischen Philosophie (Herstellung alter Zucht und strenger Sitte) verfochten, war Nero's Erzieher und starb auf Befehl dieses ungerathenen Zöglings, indem er sich selbst die Adern öffnete (65 n. Chr.). Ein anderer, Quintilian, war nicht Redner, sondern Lehrer der Redekunst. Als solcher hat er das erste vollständige Lehrbuch der Redekunst verfaßt. Eine Sammlung sehr gefälliger, oft gezierter Briefe ist von Plinius „dem Jüngeren" auf uns gekommen (Neffe des „älteren" Plinius, des berühmtesten alten Naturforschers nach Aristoteles).

Anmerk. Eine Auswahl aus Cicero's Schriften für Laien gibt die Sammlung von Vorberg, Hellas und Rom. Für weitere Lektüre sind die Uebersetzungen der Stuttgarter Sammlung, vorzüglich aber die von Klotz begonnene zu empfehlen.

Geschichtschreibung. Cajus Julius Cäsar.

§. 8 Das Leben dieses großen Mannes gehört der Weltgeschichte an, in welcher er eine so große Rolle spielte. Hier sei nur erwähnt,

daß Cäsar im Jahre 99 v. Chr. geboren, in seiner Jugend trefflich gebildet, bald ein Liebling des römischen Volkes wurde, sich zuerst mit Pompejus und Crassus zum Triumvirate verband, später jedoch gegen Pompejus mit einem Heere zog und ihn bei Pharsalus (48 v. Chr.) besiegte. Auch in Afrika und Spanien schlug er seine Gegner, die Pompejaner, herrschte dann in Rom als lebenslänglicher Dictator im Glanze der höchsten Macht, bis er im Jahre 44 v. Chr. unter den Dolchen verschworener Republikaner den Tod fand.

Cäsar war gleich groß als Feldherr, Staatsmann, Redner und Geschichtschreiber. Seine Reden sind uns nicht erhalten, wohl aber seine Geschichtbücher **„vom gallischen Krieg"** und **„vom Bürgerkrieg."** Es sind Denkwürdigkeiten oder Tagebücher, welche Cäsar wahrscheinlich schon während seiner Feldzüge niederschrieb. Sie gelten mit Recht als Muster einfacher, wahrheitstreuer, leidenschaftsloser Darstellung. Cäsar spricht von sich selbst als von einer dritten Person. Er lobt sich nicht, er läßt nur seine Thaten sprechen und sie sprechen stark genug für ihn. Rednerische Phrasen, Declamationen, wortreiche Betrachtungen fehlen ihm ganz: er wirkt mit den einfachsten Mitteln. Und diese Wirkung war außerordentlich schon zu seiner Zeit; denn Tacitus, selbst einer der größten Geschichtschreiber, sagt von ihm: „Julius Cäsar war der größte Geschichtschreiber." Bei der Beschränktheit des Raumes folgt eine kurze Schilderung aus dem gallischen Krieg.

Anmerk. Die beste Uebersetzung von C.'s Werken ist die von A. Baumstark (in der Stuttgarter Samml.).

Römische Krieger.

In den Kriegen, welche Cäsar führte, um das heutige Frankreich der römischen Herrschaft zu unterwerfen, wurde einmal eine einzelne römische Legion von einem großen Heere Gallier in ihrem Standlager angegriffen. Es befanden sich in dieser Legion zwei sehr tapfere Hauptleute, Titus Pulfio und Lucius Varenus. Zwischen diesen waren unaufhörliche Reibungen, denn jeder wollte für den besseren Krieger gelten, und in jedem Feldzug erneuerten sie ihre Rangstreitigkeiten mit der größten Erbitterung. Als nun die Feinde gerade einen der heftigsten Angriffe auf die Befestigungen des Lagers machten, sagte Pulfio: „Was zauderst du, Varenus? Auf welche andere Gelegenheit, deine Tapferkeit zu beweisen, wartest du noch? Dieser Tag wird allen unsern Streit entscheiden." Mit diesen Worten schreitet er aus den Befestigungswerken, und wo sich der dichteste Haufe der Feinde zeigt, da stürzt er gerade auf sie los. Da kann denn auch Varenus nicht länger innerhalb des Walles bleiben — was würden auch die Kameraden dazu denken? — er folgt ihm also. Wie Pulfio in die Nähe der Feinde kommt, schleudert er seinen Wurfspieß gegen sie, und durchbohrt Einen, der sich aus dem Haufen hervorwagt. Die Gallier, die ihren Landsmann getroffen sinken sehen, decken ihn mit ihren Schilden; gegen den Römer aber werfen sie Alle ihre Lanzen, und lassen

ihm keinen Raum zurückzuweichen. So wird dem Pulfio der Schild durchbohrt, und eine Lanze bleibt in seinem Wehrgehänge stecken. Durch diesen Unfall biegt sich die Scheide seitwärts, und wie er das Schwert ziehen will, wird ihm die rechte Hand aufgehalten: in dieser Noth umringen ihn die Feinde. Da eilt ihm sein Gegner Varenus zu Hülfe. Auf diesen wendet sich nun plötzlich der Sturm des Haufens; den Pulfio lassen sie, sie glauben ihn von der Lanze durchbohrt. Varenus begegnet ihnen rasch mit dem Schwerte, und streitet im Nachkampf; Einen tödtet er, die Andern treibt er vor sich her: aber in allzu ungestümem Verfolgen geräth er an einen ungünstigen Standort und stürzt. Jetzt wird auch er umringt, und nun ist es Pulfio, der ihm Hülfe bringt; und beide ziehen sich unversehrt, nachdem sie mehrere Feinde erlegt haben, unter dem Beifallsruf der Ihrigen in's Lager zurück. So tummelte das Glück sie beide im Wettstreit und Kampf, daß Jeder dem Gegner Hülfe und Rettung bringen mußte, und nicht zu entscheiden war, wer dem Andern an kriegerischer Tugend überlegen wäre.

Nepos. Sallustius.

§. 9. Unter dem Namen des **Cornelius Nepos** sind 25 Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren des Alterthums auf uns gekommen, deren Verfasser wahrscheinlich ein Schriftsteller viel späterer Zeit ist. Diese Lebensbeschreibungen, welche in unsern Gelehrtenschulen von den Anfängern im Lateinischen gelesen werden, enthalten, mit Ausnahme weniger, nicht viel mehr als verschiedene, oft planlos zusammengewürfelte Anekdoten und Geschichtchen, deren Verfasser kaum den Namen eines Geschichtschreibers verdient.

Gerade im Gegensatz zu diesen Geschichtchen für Knaben sind zwei Geschichtbücher des Cajus **Sallustius** Crispus (geb. 86 v. Chr.) wahrhaft für Männer geschrieben: die Geschichte des Catilina und seine Verschwörung, und die Geschichte des Krieges der Römer mit Jugurtha, dem tapfern König von Numidien. In diesen beiden historischen Gemälden zeigt sich Sallust als einen Meister der Geschichtschreibung. Seine Gesinnung ist die eines alten, sittenstrengen Römers, der wohl in jener Zeit wie ein Prediger in der Wüste erscheinen mußte. Seine Sprache ist voll Kraft und Leben, seine Schilderung der Charaktere wahr bis in's Kleinste. Ein so ernster, tief denkender Schriftsteller gehört aber mehr für das Mannesalter, als für die Jugend, ihr soll der nächst folgende Livius empfohlen sein.

Titus Livius.

§. 10. Aus dem Leben dieses großen Mannes ist Weniges bekannt. Er scheint in stiller Muse ganz seinen gelehrten Arbeiten gelebt zu haben. Er war geboren zu Padua und starb auch daselbst (im J. 19

n. Chr.) **Titus Livius** hat die römische Geschichte in 142 Büchern erzählt, wovon leider die meisten verloren gingen. Dieses großartige Werk ist ein wahres Nationalwerk der Römer, von echt römischer Gesinnung beseelt. Wenn Livius seinen schönen Zweck, „den Sinn des Volkes für den ehrlichen Glauben und die Tugenden der Vorfahren zu erwecken," nicht erreicht hat, so lag die Ursache dessen in dem entarteten Geiste seiner Zeitgenossen. Er wenigstens steht als unübertroffener Meister in anziehender Schilderung und lebendiger Erzählung da. Keiner der römischen Geschichtschreiber kommt ihm in blühender, beinahe poetischer Darstellung gleich. So groß indessen die Bewunderung des Livius zu allen Zeiten gewesen ist, so haben ihn doch die strengen Geschichtforscher getadelt, daß er auch die Sagen der römischen Vorzeit in seine Geschichte eingeflochten hat. Allein Livius wollte Alles wiedergeben, was zu seiner Zeit überliefert war und was zum Glanze des römischen Namens beitragen konnte. Eine Probe genügt, einen Begriff von der fließenden, rednerisch glänzenden Darstellung dieses Geschichtschreibers zu geben.

Anmerk. Unter den Uebersetzungen ist die von Klaiber (in der Stuttgarter Samml.) die vorzüglichste. Niemand wird es bereuen, wenigstens die Paar ersten Bücher des Livius, worin die alte Geschichte Roms so anziehend erzählt ist, gelesen zu haben.

Mucius Scävola.

Als Porsena seinen ersten Versuch abgeschlagen sah, schritt er zur Belagerung der Stadt. Bald entstand die größte Theuerung und Mangel an Getreide. Da schien es dem Cajus Mucius, einem edeln Jüngling, schmählich, daß das römische Volk, zur Zeit der Dienstbarkeit, während es Königen unterthan war, in keinem Kriege je von irgend einem Feinde eingeschlossen, nun ein freies Volk, von denselben Etruskern eingeschlossen werde, deren Heere es so oft aus dem Felde geschlagen hatte. Darum Willens, durch eine große und kühne That diese Schmach zu rächen, beschloß er, zuerst auf seine Faust in's feindliche Lager einzudringen, dann, aus Furcht, er möchte, wenn er ohne Erlaubniß der Consuln und ohne Jemands Wissen ginge, von den römischen Wachen etwa angehalten und als Ueberläufer zurückgebracht werden, erschien er vor dem Senat und sprach also: „Väter, ich will über die Tiber setzen, und wenn ich kann, in's feindliche Lager gehen, nicht auf Raub, noch um Plünderung mit Gleichem zu vergelten. Nach einer größern That, wenn die Götter helfen, steht mein Sinn." Die Väter billigen es. Mit einem Dolche unter dem Gewande geht er ab. Als er hinkam, stellte er sich in den dichtesten Haufen, nahe an den Königsstuhl. Da hier gerade den Kriegern der Sold gegeben wurde, und der Schreiber, neben dem Könige fast in gleichem Anzuge sitzend, sehr geschäftig war, an ihn die Krieger insgemein sich wandten, so scheute sich Mucius zu fragen, welcher von beiden Porsena sei, und um nicht durch sein Nichtkennen des Königs sich selbst zu verrathen, folgte er auf Gerathewohl dem Zuge des Geschicks, und stieß den Schreiber statt des Königs nieder. Als er darauf, mit dem bluttriefenden Dolche durch den erschrockenen Haufen sich den Weg bahnend, davon eilte, aber auf das Geschrei alles herbei

lief, die königlichen Trabanten ihn ergriffen und zurückschleppten, sprach er, wehrlos vor des Königs Richterstuhl gestellt, auch jetzt noch unter so drohendem Geschicke mehr furchtbar als furchtsam: „Ich bin ein römischer Bürger. Mein Name ist Mucius. Als Feind wollte ich den Feind tödten. Zu sterben habe ich nicht minder Muth, als zu ermorden. Mannhaft handeln, mannhaft leiden ist römisch. Und ich bin nicht der Einzige, der solchen Vorsatz gegen dich gehegt; eine lange Reihe hinter mir strebt nach gleicher Ehre. Wohlan also, wenn's beliebt, gürte dich zu diesem Wagespiel, jede Stunde um dein Leben zu kämpfen, Schwert und Feind an deines Zeltes Schwelle zu haben. Das ist der Krieg, den wir junge Römer dir ankündigen, kein Streitheer, keine Schlacht hast du zu fürchten. Dir allein und immer nur mit Einem wird es gelten." Als der König theils ergrimmt, theils durch die Gefahr erschreckt, drohend um ihn Feuer anlegen hieß, wenn er nicht schnell erkläre, welche Nachstellungen er ihm so räthselhaft ankündige, sprach Mucius: „siehe her, damit du fühlest, wie nichts der Körper denen sei, die hohen Ruhm vor Augen haben," und legte seine Rechte in das zum Opfer angezündete Feuerbecken, und briet dieselbe ganz gelassen, als fühlte er nicht das Mindeste. Da sprang der König von Verwunderung wie außer sich von seinem Sitze auf, und hieß den Jüngling vom Altar entfernen. „Gehe hin, sprach er, du mehr dein eigener Feind als meiner. Glück auf! würde ich deinem Heldenmuthe zurufen, wenn dieser Heldenmuth m e i n e m Vaterlande dienete. Nun entlasse ich dich des Kriegsrechts ledig, unangetastet und unverletzt." Jetzt sprach Mucius, als wollte er die Güte vergelten: „Weil du Heldenmuth zu ehren weißt, so sollst du durch deine W o h l t h a t von mir erfahren, was du durch deine D r o h u n g e n nicht konntest. Dreihundert an der Zahl, die Ersten von Roms Jünglingen, haben wir uns verschworen, gegen dich auf diesem Wege vorzuschreiten. Mir fiel das Loos zuerst. Die anderen werden, wie jeden die Reihe trifft, bis das Schicksal dich in unsere Hände liefert, — jeder zu seiner Zeit erscheinen."

Cornelius Tacitus.

§. 11. Rom's größter Geschichtschreiber war **Cajus Cornelius Tacitus** um 90 n. Chr. (sein Geburts- und Sterbejahr ist nicht festgestellt). Er hatte unter Kaiser Vespasian Kriegsdienste gethan, verheirathete sich später mit der Tochter des edlen A g r i c o l a und bekleidete mehrmals höhere Staats- und Ehrenämter. Viele Jahre brachte er auf Reisen in Britannien und Germanien zu, daher seine Beschreibung unseres deutschen Vaterlandes nicht auf Hörensagen, sondern auf Augenschein beruht. Von den Werken des Tacitus sind uns erhalten: **Leben des Agricola** (des berühmten Feldherrn in Britannien, Schwiegervaters des Tacitus), das Muster einer klaren, unparteilichen, schönen Biographie, **Germania**, eine kurze, wahrheitstreue Beschreibung des alten Deutschlands, seiner Bewohner, Sitten, Einrichtungen. Tacitus hält das unverdorbene, kräftige Naturvolk den sittenlosen Römern wie einen Spiegel vor, in welchem er prophetischen Geistes die künftige Größe der Germanen und den Untergang Roms erblickt. Dieses Buch hat das größte

Interesse für uns, denn es ist die älteste und wichtigste Quelle unserer deutschen Geschichte, daher eine Mittheilung daraus gerechtfertigt erscheint. Die Hauptwerke des Tacitus: „Jahrbücher" und „Geschichtbücher" erzählen die Geschichten der römischen Kaiserzeit bis auf die Zeit des Verfassers. Leider sind diese Meisterstücke nur noch theilweise erhalten.

In allen Schriften des Tacitus wird die Tiefe der Gedanken, die Gewalt der Sprache und der Adel der Gesinnung bewundert. Kein römischer Geschichtschreiber hat mit so viel Freimuth, mit so tiefer Verachtung und mit so scharfem Tadel die Niederträchtigkeit jener Zeiten gebrandmarkt, keiner hat der Heuchelei die Maske so unerbittlich abgerissen. Wie eine Granitsäule unter Trümmerhaufen, wie ein glänzender Stern in finsterer Nacht, wie ein Riese unter Zwergen, — so steht der Geschichtschreiber Tacitus unter seinen tief gesunkenen, entarteten Zeitgenossen.

Anmerk. Die Sprache des Tacitus, abgemessen und gedankenschwer, läßt sich in Uebersetzungen kaum wiedergeben. Am lesbarsten für Laien ist noch Gutmann's Uebersetzung. — Tacitus ist der letzte große Schriftsteller der römischen Literatur. Die Geschichtschreiber nach ihm sind unbedeutend. Nur Quintus Curtius Rufus, Verfasser einer romantischen Geschichte Alexanders des Großen, verdient noch Erwähnung, weil sein Buch in anziehender, lebendiger Sprache geschrieben ist und gern auf Schulen von der Jugend gelesen wird.

Die alten Germanen.*)

Ueber den Ursprung der Germanen ist die wahrscheinlichste Meinung die, es seien die Stämme dieses Namens, durch keine Ehebündnisse mit fremden Nationen entartet, zu einem ächten, ungemischten Volke erwachsen. Daher auch das Gepräge des Körpers, trotz der großen Menschenzahl, bei allen dasselbe: blaue, wildblickende Augen, blonde Haare, hochwüchsige Körper, nur zu ungestümem Angriff tüchtig, in Mühe und Arbeit nicht ebenso ausdauernd, durchaus nicht Durst und Hitze, wohl aber Kälte und Hunger zu ertragen durch Himmelstrich und Boden gewöhnt.

Selten gebrauchen sie Schwerter oder größere Lanzen. Sie tragen Spieße, oder, wie sie es nennen, Framen, woran das Eisen schmal und kurz, jedoch so scharf und zum Gebrauche geschickt, daß ihnen dieselbe Waffe, je nach Bedürfniß, bald zum Fechten, bald zum Werfen dient. Der Reiter nun begnügt sich mit Schild und Frame: die Fußkämpfer entsenden auch Wurfgeschosse, jeder mehrere, und schleudern auf ungemeine Entfernung, unbekleidet oder im leichten Ueberwurf. Keine Eitelkeit in der Tracht: nur die Schilde werden mit den grellsten Farben bunt bemalt. Wenige haben Panzer, kaum Einer und der Andere einen Helm oder Hut. Den Schild zurückzulassen, ist große Schmach; keinem Opfer darf beiwohnen, an keinem Rathe Theil nehmen, wer sich so entehrt, und Viele, die dem Kriege entronnen, haben die Schande durch den Strang geendet.

Was vor Allem zur Tapferkeit befeuert, nicht das Ungefähr, nicht die zufäl-

*) Vielfach verkürzt.

lige Zusammenwirkung bildet ein Geschwader oder einen Keil, sondern Familie und Verwandtschaft; dann die theuern Unterpfänder ganz nahe, von wo das Jammern der Weiber zu Ohren dringt, von wo das Gewimmer der Kinder. Diese sind Jedem die heiligsten Zeugen, diese die höchsten Kampfrichter. Zu der Mutter, zu der Gattin tragen sie ihre Wunden, und diese zählen, schätzen die Male unverzagt. Auch Speise und Ermuthigung führen sie den Kämpfenden zu.

Es wird dem Gedächtniß überliefert, daß in manchen Schlachten die schon erschütterten und wankenden Reihen der Krieger von den Frauen wieder hergestellt worden, die nicht abließen vom Flehen und die Brust entgegenhielten und die drohende Gefangenschaft zeigten. Denn dieser Gedanke beängstigt sie ihrer Frauen wegen viel heftiger, so daß man, um die Treue eines Stammes recht wirksam zu fesseln, unter den Geißeln auch edle Jungfrauen verlangt. Ja sie sehen gar in ihnen eine Art heiliger, schicksalskundiger Wesen, weisen nicht ihren Rath zurück, verachten nicht ihre Aussprüche.

Die Götter in Mauern einzuschließen oder irgendwie nach Weise eines menschlichen Antlitzes zu gestalten, halten sie für unverträglich mit der Größe der Himmlischen. Haine und Wälder weihen sie und nennen mit der Götter Namen jenes Geheimnißvolle, das nur ihr ehrfurchtsvoller Sinn erschaut. In eben diesen Hainen werden auf Kosten der Gemeinden Rosse gehalten, weiß von Farbe, durch keinen Menschendienst entweiht: wenn diese unter dem heiligen Wagen einhergehen, so bilden der Priester und der König oder ein Edler des Stammes das Geleite, und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Und kein Vorzeichen steht in größerem Glauben, nicht allein bei dem Volke, sondern auch bei den Vornehmen, bei den Priestern. Sich nämlich betrachten sie als die Diener, jene als die Vertrauten der Götter. Es gibt noch eine andere Beobachtung der Vorzeichen, wonach sie den Ausgang schwerer Kriege ermessen. Aus dem Volke, mit welchem Krieg ist, verschaffen sie sich auf irgend eine Weise einen Gefangenen, und lassen diesen mit einem erwählten Krieger ihres Stammes, jeden mit den vaterländischen Waffen, kämpfen. Der Sieg des Einen oder des Andern gilt als ein vorläufiges Urtheil.

Ueber geringere Sachen berathen die Edlen, über größere Alle: so jedoch, daß auch das, worüber das Volk zu entscheiden hat, bei den Edlen verhandelt wird. Sie versammeln sich, wenn nicht von Ungefähr ein plötzliches Ereigniß eingetreten, an bestimmten Tagen, bei Neumond oder bei Vollmond. Denn für Unternehmungen ist dies in ihrer Meinung der glückbringendste Anfang. Auch zählen sie nicht, wie wir, nach Tagen, sondern nach Nächten.

Wie es der Menge beliebt, sitzt man in den Waffen nieder. Stille wird von den Priestern, denen dann auch das Recht der Strafe zusteht, geboten. Hierauf spricht der König, oder ein Edler, je nach dem Alter, nach der Geburt, nach dem Kriegsruhm, nach der Beredtsamkeit eines Jeden, jedoch mehr mit dem Ansehn des Rathes als mit der Gewalt des Befehls. Mißfällt die ausgesprochene Meinung, so verwirft man durch Murren; gefällt sie, so schlägt man die Framen zusammen. Die ehrenvollste Art der Zustimmung ist der Beifall mit den Waffen.

Man kann vor der Versammlung auch belangen und auf Leben und Tod anklagen. Es unterscheiden sich die Strafen nach den Vergehen. Verräther und Ueberläufer knüpft man an Bäumen fest auf; Feiglinge, Unkriegerische und durch Unzucht Befleckte versenkt man in Schlamm und Sumpf, wirft Reisig darüber hin.

Es gibt aber kein Geschäft, kein öffentliches und kein häusliches, das sie nicht in den Waffen verrichten. Allein die Waffen pflegt Niemand früher anzulegen,

als die Gemeinde ihn für tüchtig erklärt hat. Dann bekleidet in der Versammlung selbst der Edlen einer, oder der Vater, oder ein Anverwandter den Jüngling mit Schild und Frame. Dies ist die erste Auszeichnung der Jugend; bis dahin gelten sie ein Glied des Hauses, nun des Staates. Wenn sie im Treffen stehen, so ist es eine Schmach für den Führer, sich in Tapferkeit übertreffen zu lassen, eine Schmach für das Geleite, der Tapferkeit des Führers nicht gleich zu kommen; aber gar Schimpf und Schande für das ganze Leben, den Tod seines Führers überlebend aus der Schlacht zu weichen. Jenen zu vertheidigen, zu schützen, auch die eigenen Heldenthaten seinem Ruhme zuzuwenden, ist die heiligste Verpflichtung.

Die Ehe wird streng gehalten; kein Theil der Sitten verdient mehr Lob. Denn sie, fast allein unter allen Barbaren, begnügen sich mit einem Weibe, nur mit sehr seltenen Ausnahmen, wo nicht Lust, sondern hoher Rang und viele Bewerbungen die Ursache mehrerer Verbindungen sind. Mitgift bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe zu. Zeugen sind Eltern und Verwandte; sie prüfen auch die Geschenke. Diese sind nicht berechnet, um Weibern zu gefallen, um die Neuvermählte damit zu schmücken; nein, Rinder und ein aufgezäumtes Roß und Schild mit Schwert und Frame. Keuschheit ist ihre Wache; kein Schauspiel mit seinen Lockungen, kein Gastmahl mit seinen Aufregungen verführt sie. Niemand lacht dort über Laster; nicht nennt man verführen und verführt werden den Zeitgeist. Mehr gelten dort die guten Sitten als anderswo die guten Gesetze.

In jedem Hause wachsen sie nackt und im Schmutze zu solchen Gliedern, zu solchen Leibern empor, wie wir sie bewundern. Die eigne Mutter nährt Jeden an ihren Brüsten, nicht Mägden und Ammen werden sie überwiesen. Nichts Verfeinertes in der Erziehung, wodurch Herr und Knecht zu unterscheiden. Unter demselben Viehe, auf demselben Boden wachsen sie auf, bis die Jahre die Freien sondern, die Tugend sie anerkennt. Die Ehen nicht vor der Zeit, und die Kraft der Eltern spiegelt sich in den Kindern.

Vierter Abschnitt.

Christliche Literatur.

Christus. Alte und neue Zeit.

§. 1. Die Erkenntniß des lebendigen Gottes war durch die Sünde zu einer dunklen, matten Erinnerung geworden. Naturreligionen sollten den Heiden einen Ersatz für die verlorene Offenbarung gewähren. So verehrte man anstatt des Schöpfers die Geschöpfe und setzte an die Stelle der wahren Gottesverehrung Sterndienst, Natur- und Thierdienst, Menschendienst.

Mit der Erkenntniß Gottes ging zugleich die Erkenntniß der Würde des Menschen und seiner ewigen Bestimmung verloren. Pflicht und Tugend waren den Heiden unbestimmte, durch die Götterlehre vollends verwirrte Begriffe; Unsterblichkeit, Tod, waren mehr grauenvolle Schreckbilder, als Gedanken, an welche sich beseligende Hoffnungen knüpften. Daher die trostlose Stimmung der Alten, daher die Klagen ihrer sinnigsten Dichter, z. B. Homers:

„Denn nichts Anderes wohl ist jammervoller auf Erden
„Als der Mensch vor Allem, was Leben haucht und sich reget."

Daher auch die von den Alten gebilligte Sclaverei, die Grausamkeit gegen die Sclaven, das kaltblütige Aussetzen der Kinder, die sclavische Stellung der Frauen, das Preisgeben von Menschenleben in Thierkämpfen und Gladiatorspielen, endlich die grenzenlose Ausgelassenheit der Sitten, welche um die Zeit der Geburt des Heilandes in der Römerwelt auf's Höchste stieg. Wohl haben die Besten unter den Alten Wahrheit gesucht und theilweise gefunden, aber es war nur eine Erkenntniß für Wenige, nicht für die Menschheit, wie es Platon in den Worten ausspricht: „Schwer ist es, die Gottheit zu finden, unmöglich aber, sie dann, wenn man sie gefunden, Allen bekannt zu machen." Das wahre Licht für Alle, welches nicht nur Einzelne, sondern alle Völker erleuchten sollte, wer konnte es anders sein, als der da selbst ist die Wahrheit und das Leben, Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Sein Wort und seine That hat die Menschheit erneuert. Es beginnt daher eine neue Zeit, wie im Leben, so in der Wissenschaft und Kunst. Das alte Rom zerfällt, die Welt der Germanen tritt in die Geschichte. An diesen neuen geistesfrischen Völkern hat die Lehre Christi herrliche Früchte getragen. Sie hat die Herzen erwärmt und die Sitten geheiligt. Wie sie die Geister ergriffen und beseelt hat, wird die Literaturgeschichte der einzelnen Völker lehren; hier soll nur von jenen Erzeugnissen der christlichen Literatur die Rede sein, welche noch in den Sprachen der alten Welt, dem Griechischen und Lateinischen, verfaßt worden sind.

Griechische Kirchenschriftsteller.

§. 2. Den Ruhm des ersten christlichen Dichters hat der griechische Kirchenlehrer Clemens von Alexandria (gest. vor 217) durch einen herrlichen Lobgesang: „An den Erlöser" erworben. Clemens schrieb außerdem einige treffliche Schriften, worin die christliche Lehre gegenüber der heidnischen Philosophie mit gleicher Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit

vertheidigt wird. — Der genialste unter den griechischen Kirchenschriftstellern war **Origenes** (geb. 185 n. Chr.), ein Mann von glühendem Eifer für das Christenthum, ausgezeichneter Lehrgabe und Belesenheit in der altgriechischen Literatur. Mit diesen Waffen trat er den Heiden entgegen, besonders in seiner classischen Vertheidigung des christlichen Glaubens gegen die Angriffe des Philosophen Celsus. Zu Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. lebte der heilige Gregor von Nazianz, Erzbischof von Constantinopel. Er hielt Reden voll Ueberzeugungskraft, verfaßte Briefe in schöner würdiger Sprache, und Gedichte voll Zartheit und Leichtigkeit. Gleich ihm ein Heiliger, nur als Redner größer, ja der größte unter allen Meistern der christlichen Beredtsamkeit, war **Chrysostomus**, Patriarch von Constantinopel (geb. um 347). Sein eigentlicher Name war Johannes, doch wurde bald nach seinem Tode der Name Chrysostomus, d. i. Goldmund für ihn allgemein. Dieser Mann hat durch die Macht des Wortes Wunderbares gethan, Sünder gerettet, Heiden bekehrt, Parteien versöhnt, ja die Leidenschaft eines ganzen Volkes beschwichtigt.

Man hat ihn den christlichen Demosthenes und Cicero genannt, nur hat er vor diesen viel voraus: die Wahrheit des Christenthums. Bei der Beschränktheit des Raumes als Probe nur ein Wort des Chr.

Ueber die Erziehung.

Gott trägt große Sorge für die Erziehung der Kinder; deßhalb hat er eine so große Liebe zu den Kindern der menschlichen Natur eingepflanzt, um durch eine unwiderstehliche Gewalt die Eltern zur Sorge für die Kinder anzutreiben. Deßhalb hat Gott Feste verordnet und gebietet den Kindern den Grund derselben bekannt zu machen (2 Mos. 13, 14.). Deßhalb straft er Eltern für die Sünden der Kinder, wie den Eli (1. Sam. 3. u. 4.). Die Eltern, die immer von ihren Kindern umgeben sind und alle Gewalt über sie besitzen, haben die Sorge für die Erziehung leicht. Nur die rasende Leidenschaft für das Irdische ist die Ursache der Verderbniß der Kinder. Weil ihnen die irdischen Dinge das Höchste sind, müssen sie wohl ihre Kinder ebensowohl, als ihre eigene Seele vernachlässigen. Solche Väter halte ich für ärger, als Kindermörder, denn diese können doch nur den Körper von der Seele trennen, jene stürzen die Seele in die Hölle. Jetzt hören wir Nichts von den Vätern, als daß sie, ihre Söhne zum eifrigen Studium der Redekünste ermahnend, zu ihnen sagen: Da ist einer von so niedriger Herkunft durch die Redekunst zu den glänzendsten Staatsämtern gelangt, hat große Reichthümer sich erworben, eine reiche Frau erhalten, ein schönes Haus sich gebaut und ist bei allen angesehen und überall furchtbar. Dort ist einer durch die Kenntniß der lateinischen Sprache so weit gekommen, daß er am kaiserlichen Hofe eine glänzende Rolle spielt und Alles nach seinem Willen regiert. Alle reden nur von denen, welche etwas Großes für die Welt geworden sind; von den himmlischen Dingen redet Keiner, und wenn ein Anderer Etwas davon zu erwähnen wagt, wird er als Zerstörer aller Verhältnisse fortgeschickt. Wenn ihr also solche Dinge

von Anfang an euern Kindern vorsagt, so lehrt ihr sie nichts Anderes als das, was die Quelle von allem Bösen ist; denn ihr flößt ihnen die beiden entgegengesetzten Begierden ein, die Habsucht und die noch verderblichere Begierde nach eitler leerer Ehre; und wenn beide zugleich die zarte Seele des Jünglings einnehmen, so wird jeder Keim des Guten zerstört. Und nicht allein das ist das Schreckliche, daß ihr sie antreibt zu dem, was der Lehre Christi zuwider, sondern daß ihr auch das Schlechte mit schönen Namen verdeckt. Immer auf der Rennbahn und dem Theater liegen, nennt ihr Ton der guten Welt, das Trachten nach Reichthum ein unabhängiges Leben suchen; Ehrgeiz einen hohen Sinn; Uebermuth Freimüthigkeit. Und als wäre es noch nicht Täuschung genug, belegt ihr die Tugenden mit den entgegengesetzten Namen: ihr nennt Ordnung der Sitten bäurisches Wesen; die Bescheidenheit Feigheit; das Prunklose etwas Knechtisches, die Geduld Schwäche. Ihr bietet Alles auf, damit prächtige Bildsäulen auf euren Häusern stehen und ihre Dächer mit Gold besetzt seien; aber daran, daß die kostbarste Bildsäule, die Seele, von Gold werde, daran wollt Ihr nicht einmal denken.

Anmerk. Zu einiger Kenntniß der christlichen Redner ist für Laien das Werk: „Beredtsamkeit der Kirchenväter" von Nickel und Kehrein zu empfehlen, woselbst diejenigen, welche einzelne Schriftsteller kennen lernen wollen, auch Angaben der besten Uebersetzungen finden.

Lateinische Kirchenschriftsteller.

§. 3. Aus der großen Zahl kirchlicher Schriftsteller des Abendlandes folgen hier nur die berühmtesten Namen. Unter diesen leuchtet vor allen der heilige Bischof von Hippo, **Aurelius Augustinus** (geb. zu Tagaste in Afrika um 452). Ein Jüngling von den seltensten Gaben und der feurigsten Phantasie, aber von Ruhmbegierde und Sinnenlust getrieben, gerieth er bald auf die verderblichsten Abwege. Durch ein Wunder der göttlichen Gnade zur Besinnung gebracht, entsagte er für immer aller Welteitelkeit und gab sich mit ganzer Seele und mit aller Kraft seines großen Geistes an Christus und die Kirche hin. Seine zahlreichen Schriften sind die reichsten Quellen christlicher Weisheit und Wissenschaft, dabei von dem lebendigsten Glauben und von der heiligsten Liebe beseelt. Sein berühmtestes Werk ist die Schrift „von der Stadt Gottes", worin er den Vorwurf der Heiden, das Christenthum sei am Untergange des römischen Reiches schuld, widerlegt und im Gegentheil den Verfall in dem innerlich faulen Heidenthume nachweist. Die lesenswertheste Schrift Augustins bleiben seine „**Bekenntnisse**", worin er die Geschichte seiner Bekehrung, an welcher seine fromme Mutter Monica großen Antheil hatte, mit der Zerknirschung eines von Dank und Liebe glühenden Büßers darstellt. Augustinus starb nach einem thatenreichen Leben im 76. Jahre seines Alters, 430 n. Chr. Der Mann, welcher durch die Kraft seiner Beredtsamkeit nicht wenig zur vollen Umkehr des h. Augustin

beigetragen hatte, war der heilige **Ambrosius**, Erzbischof von Mailand (geb. um 340). Schon in seiner Kindheit deutete ein Vorzeichen die Zukunft des Mannes. Der Knabe schlief im Garten, da ließ sich ein Bienenschwarm auf sein Angesicht nieder und flog, ohne ihm Leides zu thun, in seinen Mund ein und aus. So wurde die Lieblichkeit und die Kraft seiner Rede vorgedeutet. Ambrosius aber hat nicht nur durch die Kraft seines Wortes, sondern noch mehr durch die Macht seines Beispiels Großes gethan. Als der Kaiser Theodosius eine geringe Widersetzlichkeit der Bürger von Thessalonich mit einem Blutbade von 7000 Menschen vergolten hatte, und darnach wie gewöhnlich zur Kirche ging, verwehrte ihm der Bischof Ambrosius den Eingang und wies ihn zur Buße für solchen Gräuel hin. Dieser einzige Zug aus seinem thatenreichen Leben beweist den Glaubensmuth und Charakter des Mannes. Von gleichem Geiste sind seine Schriften durchweht. Gewöhnlich wird ihm auch der Ambrosianische Lobgesang oder das Te deum laudamus (Großer Gott, dich loben wir) zugeschrieben, allein dieser Gesang wurde 100 Jahre später von einem Unbekannten verfaßt. Dagegen ist er der Dichter einiger herrlicher Kirchenlieder.

Nächst diesen beiden ist der berühmteste lateinische Kirchenvater **Hieronymus** (geb. 331), ein Mann von strengen Sitten und gründlichem Wissen, besonders ausgebreiteter Sprachenkenntniß. Seine Schriften haben mehr einen gelehrten als populären Charakter, mit Ausnahme der geistreichen Briefe, die er an zwei vornehme Frauen, Paula und Marcella, schrieb.

Früher als die Genannten wirkte der heilige Bischof und Martyrer **Cyprian** (geb. 200) in Carthago. Er vereinigte mit seltenen Geistesgaben große Kenntniß der alten Literatur und besaß hinreißende Beredtsamkeit. Das Größte aber an ihm war seine unbegrenzte Nächstenliebe. Denn als er in der Christenverfolgung Valerians enthauptet wurde, bezeugten selbst die Heiden ihr Mitleid, weil sie der Liebe gedachten, die auch ihnen der heilige Bischof während der Pest erwiesen hatte. Als sein Todesurtheil verkündet wurde, riefen alle anwesenden Christen laut, sie wollten sterben mit ihm. — Der vierte unter den großen Kirchenlehrern des Abendlandes ist Papst **Gregorius der Große** (604 n. Chr.). Er hat Vieles für Ausbreitung des Christenthums gethan, besonders ist die Bekehrung Englands sein Werk. Auch hat er zur Verbesserung des Kirchengesanges in Rom eine eigene Sängerschule gegründet und selbst einige der schönsten Kirchenlieder verfaßt. Mitten in den furchtbaren Stürmen der Völkerwanderung stand dieser Mann fest wie eine Säule der Wahrheit allen Erschütterungen der Zeit ge-

genüber. Von seinen Schriften sind besonders viele seiner (800) Briefe höchst lesenswerth.

Als christlicher Dichter verdient noch **Prudentius** Erwähnung. Er hat Lieder zum Lobe der Martyrer und für die tägliche Andacht gedichtet. Schöne Gedanken in nicht immer fehlerfreier Form.

Lieder des h. Ambrosius.

1.

O heil'ger Geist vom höchsten Thron,
Eins mit dem Vater und dem Sohn:
Geuß deiner Gaben lichten Schein
Voll Huld in unsre Herzen ein.

Gedank' und Sinn und Herz und Mund
Mach' unsers Glaubens Zeugniß kund:
Die Lieb' entlodre himmelwärts,
Entzündend auch der Brüder Herz.

Dieß, Vater, gib vom Gnadenthron,
Und du, dem Vater gleicher Sohn,
Dem, mit dem Geist, der Trost verleiht,
Sei Ehr' und Preis in Ewigkeit.

2.

Wahrhaft'ger Gott, Herr, dessen Kraft
Der Zeiten stäten Wechsel schafft:
Der du die Dämm'rung führst herauf
Und lenkst der Sonne Mittagslauf:

Lösch' aus des Haders Flammenwuth,
Der Leidenschaften sünd'ge Glut.
Des Leibs Gesundheit schenke du,
Und gib den Herzen wahre Ruh.

Dieß, Vater, gib vom Gnadenthron,
Und du, dem Vater gleicher Sohn,
Dem, mit dem Geist, der Trost verleiht,
Sei Ehr' und Preis in Ewigkeit.

Lied Gregors des Großen.

Nachts uns erhebend laßt uns wachen Alle,
Daß stetes Loblied Gott dem Herrn erschalle,
Und wir einstimmig seinen Namen preisen
In süßen Weisen.
Daß uns, die wir lobsingend ihn verehren,
Er einst voll Huld, mit seiner Heil'gen Chören,
Woll' in sein Reich erhöhn und Wonn' uns geben
Und sel'ges Leben.
Schenk', ew'ge Gottheit, aus den lichten Höhen
Gewährung, o Dreiein'ger, unserm Flehen,
Deß Ehre preisen mit vereintem Schalle
Die Welten alle.

Morgenlied Gregors des Großen.

Seht, wie erbleicht die mächt'gen Schatten sinken,
Der Morgenröthe Rosengluten blinken:
Laßt unser Flehn empor zum Herrn sich schwingen,
Uns ihm lobsingen:
Daß unsre Schuld erbarmend er verzeihe,
Die Angst verscheuche, Rettung uns verleihe,
Daß er uns seinen heil'gen Frieden sende,
Sein Heil uns spende.

Schenk', ew'ge Gottheit, aus den lichten Höhen,
Gewährung, o Dreiein'ger, unserm Flehen,
Deß Ehre preisen mit vereintem Schalle
Die Welten alle.

Anmerk. Die „Bekenntnisse" des h. Augustin sind sehr oft übersetzt; die Schrift „vom Staate Gottes" von Silbert (1827). Lebensgeschichten des großen Mannes von Kloth (1810) und Poujoulat (1845). — Zur Kenntniß der Beredtsamkeit der Kirchenväter oben genanntes Werk von Nickel und Kehrein. — Zur Kenntniß des christlichen Kirchenliedes: Schlosser, die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte (1851), sehr empfehlenswerth.

Christliches Kirchenlied des Mittelalters.

§. 4. Ambrosius und Gregor der Große hatten den christlichen Kirchengesang in's Leben gerufen. Von nun an erklangen heilige Lieder durch alle Jahrhunderte. Viele haben sich bis auf den heutigen Tag im Munde der Kirche erhalten und sind auch in unsere deutschen Gesangbücher übergegangen. Ihre Anzahl ist sehr groß, so daß wir uns auf die anerkannt schönsten Blüthen derselben zu beschränken haben. Zu allen Zeiten hat sich die christliche Poesie mit Vorliebe in Lobgesängen auf die heilige Jungfrau ergossen. Eines der ältesten und schönsten Marienlieder ist das einfach erhabene „Meerstern sei gegrüßet" (Ave maris stella) von unbekanntem Verfasser. Es kommt in vielen Gesang- und Erbauungsbüchern vor. Ebenso ist das Salve regina, „Sei gegrüßt, o Königin" hinlänglich bekannt.

Unter den ersten christlichen Sängern des Mittelalters begegnen uns einige gekrönte Häupter, wie Karl der Große und Robert, König von Frankreich (gest. 1031). Die Sage bezeichnet jenen als Verfasser des allbekannten Liedes: „Komm' Schöpfer, Geist kehr' in uns ein" (Veni creator spiritus). Mit mehr Sicherheit wird von Robert behauptet, er habe das Lied „Veni sancte spiritus" gedichtet, diesen wahrhaft vom heiligen Geiste eingegebenen

Bittgesang zum heil. Geist.

Komm herab, o heil'ger Geist,
Geuß den Strahl, der dir entfleußt,
In der Deinen Herzen ein.

Vater, hör der Armen Schrei'n,
Komm, uns Gaben zu verleih'n,
Komm der Seelen lichter Schein.

Unsre Tröstung, unsre Rast,
Du der Seelen süßer Gast
Süße Labung, komm herein.

Du in Arbeit unsre Ruh,
In der Hitze Kühlung du,
Hülf und Trost in aller Pein.

Heilger Lichtquell, sel'ge Lust,
Fülle deiner Gläub'gen Brust
Mit dem Licht der Gnaden dein.

Ohne deiner Gottheit Strahl,
Kann in Menschen nichts zumal,
Nichts von Sünde ledig sein.

Was befleckt ist, wasche rein,
Was verwelkt ist, woll' erneun,
Und den Wunden Heilung leih'n.

Mache weich, was spröd und hart,
Wärme, was von Frost erstarrt,
Führ' auf sichern Pfad uns ein.

Gieb, Herr, deiner Gläub'gen Schaar,
Die auf dich vertrauet gar,
Deiner Gaben Siebenschein,

Woll' der Tugend Lohn verleih'n.
Laß das Ende selig sein,
Dort uns ewig dein zu freun.

Wie in diesem Liede die Glut der heiligen Liebe in den einfachsten Worten ergossen ist, so flammt sie hingegen in dem Gedichte des Cardinals Petrus Damiani: „von den Wonnen des Paradieses" in den prachtvollsten Lobgesang auf. Leider kann dieses Lied wegen zu großen Umfanges hier nicht mitgetheilt werden. (S. Schlosser die Kirche in ihren Liedern I.)

Wenn die christliche Dichtung ihr Leben aus der Liebe hat, die der göttliche Geist entzündet, so ist hier vor allen jener heilige Bernhard von Clairvaux zu nennen, dessen ganzes Leben so zu sagen eine Poesie der Liebe war. Was dieser Mann, getrieben vom Geiste Gottes und erfüllt von wahrer Demuth und flammender Nächstenliebe, in seinem thatenreichen Leben (von 1091—1153) Großes gethan, erzählt die Weltgeschichte; hier ist nur zu sagen, daß Bernhard auch ein wahrer christlicher Dichter war, wovon außer andern Liedern schon jener entzückende Gesang von der Liebe zu Jesus (Jesu dulcis memoria) hinlängliches Zeugniß gibt. Wahrlich, nur eine wahrhaft reine, Gott über Alles liebende Seele konnte ein solches Lied erheben. (Selbst Luther sagte von Bernhard: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's Sankt Bernhard." Und Dante, der größte Dichter Italiens, wählt in seinem „Paradiese" den h. Bernhard zum Führer bei der Anschauung der Mutter des Herrn. S. unten.)

Angedenken an Jesus.

Jesu, dein süß Gedächtniß macht,
Daß mir das Herz vor Freuden lacht:
Doch süßer über Alles ist,
Wo du, o Jesu, selber bist.

Nichts Lieblichers man singen kann,
Nichts Wonnevollers höret man,
Nichts Süßers zu gedenken ist,
Als du, Sohn Gottes, Jesu Christ.

Jesu Hoffnung der Reuenden,
Wie hold bist du den Bittenden,
Wie gnadevoll den Suchenden:
Was wirst du sein den Findenden?

Jesu, du Herzensfreund' und Wonn',
Lebend'ger Brunnquell, Geistessonn',
Dir gleichet nichts auf dieser Erd',
In dir ist, was man je begehrt.

Kein Mund es je aussprechen mag,
Die bloßen Worte sind zu schwach,
Nun wer's erfahren, glaubet's frei,
Wie süß es, Jesum lieben, sei.

Jesu du König hehr und klar,
Du Sieger stark und wunderbar,
Du unnennbare Süßigkeit,
Nach dir verlangt mich allezeit.

Bleib bei uns, Herr, und weiche nicht,
Erleuchte uns mit deinem Licht,
Treib aus der Seele Dunkelheit,
Füll' an die Welt mit Süßigkeit!

O Jesu, meine Süßigkeit!
Der Seele Trost, die zu dir schreit,
Nimm auf in Huld und Gütigkeit
Mein Fleh'n, zum Opfer dir geweiht.

Du Brunnquell der Barmherzigkeit,
Erbarm dich mein im letzten Streit,
Laß mich, mein Gott, in dir erneut,
Genießen dein in Ewigkeit.

Wie Bernhard seiner lieblichen, milden Rede willen der „honigsüße Lehrer", wurde ein anderer hochberühmter Lehrer des Mittelalters, Thomas von Aquino, der „englische" genannt. (Geb. 1224, gest. 1274.) In diesem Manne fanden sich wunderbare Geistesgaben mit allen Tugenden eines Heiligen vereinigt. Kein theologischer Schriftsteller des Mittelalters kommt ihm an Weisheit und Tiefe des Geistes gleich. Auch die Gabe des heiligen Gesanges war ihm verliehen. Davon zeugen einige schöne Kirchenlieder, besonders das allbekannte „Pange lingua gloriosi" (Preiset Lippen das Geheimniß), noch heutzutage der erhabenste Festgesang der katholischen Kirche.

Ein anderer Thomas, genannt von Celano (gestorben um die Mitte des 13. Jahrhunderts) ist der Verfasser jenes unvergleichlich erhabenen, wie eine Posaune des jüngsten Gerichtes Seelen erschütternden Liedes:

Dies irae.

Tag des Zornes, Tag der Fülle,
Deckt die Welt mit Aschenhülle,
David zeugt es und Sibylle.

Welch ein Graun wird sein und Beben,
Wird der Richter niederschweben,
Strenge Prüfung zu erheben.

Die Posaun im Schreckenstone,
Aus den Gräbern jeder Zone,
Sammelt Alle her zum Throne.

Tod, Natur, mit Staunen sehen
Dann die Creatur erstehen,
Zur Verantwortung zu gehen.

Und ein Buch wird man entfalten,
Drinnen Alles ist enthalten,
Ob der Welt Gericht zu halten.

Wann der Richter also richtet,
Wird, was dunkel war, gelichtet,
Ungerochen nichts geschlichtet.

Ach, was werd' ich Armer sagen?
Wer vertritt mich vor den Klagen,
Da Gerechte selber zagen?

Herr, dem sich der Weltkreis beuget,
Der aus Gnade Gnad' erzeiget,
Rette mich, zur Huld geneiget.

Milder Jesu, woll' erwägen,
Daß du kamest meinetwegen,
Um mein Heil alsdann zu hegen.

Ich war Ziel ja deines Strebens,
Kreuzestod der Preis des Lebens:
So viel Müh' sei nicht vergebens.

Richter der gerechten Rache,
Nachsicht üb' in meiner Sache,
Eh zum letzten ich erwache.

Bang erseufz' ich, schuldbefangen,
Reue röthet meine Wangen:
Laß mich Fleh'nden Gnad' erlangen.

Du, der lossprach einst Marien,
Und dem Schächer selbst verziehen,
Hast mir Hoffnung auch verliehen.

Mein Gebet gilt nicht so theuer;
Schonung übe, du Getreuer,
Rette mich vom ew'gen Feuer.

Mit den Schafen woll' mich weiden,
Von den Böcken mich zu scheiden
Stell' mich dir zur rechten Seiten.

Wann Verworfnen ohne Schonen
Du mit Flammenpein wirst lohnen,
Laß mich mit den Sel'gen wohnen.

Schuldgebeugt zu dir ich schreie,
Ganz das Herz zerknirscht von Reue:
Sel'ges Ende mir verleihe.

Thränen bringt der Tag der Wehen,
Wo vom Staube wird erstehen
Zum Gericht der Mensch voll Sünden.

Laß ihn, Gott, Erbarmen finden,
Jesu, milder Herrscher du,
Gieb den Todten ew'ge Ruh.

Dem Dies irae steht ein anderes berühmtes Kirchenlied, das Stabat mater, würdig zur Seite. Es soll den Minoriten Jakob de Benedictis, genannt Jacoponus (gest. 1306), zum Verfasser haben. Der Schmerz Maria's bei dem Anblicke ihres gekreuzigten Sohnes konnte nicht rührender, nicht ergreifender ausgedrückt werden, als in diesem einzigen Klaggesang. Und doch bei aller Wehmuth des tiefsten Seelenleidens auch keine Spur von moderner Sentimentalität oder Zerrissenheit. Die größten Meister, wie Palestrina, Haydn, Rossini u. A. haben das Stabat mater musikalisch behandelt.

Stabat mater.

Stand die Mutter qualentragend,
An dem Kreuzesstamme klagend,
Wo der Vielgeliebte hing:
All' des Sohnes Marter leidend,
Daß der Anblick wie ein schneidend
Schwert ihr durch die Seele ging.

O wie traurig in dem Leide
Stand die hochgebenedeite
Mutter in des Sohnes Noth:
Wie sie klagte, wie sie zagte,
Wie der Schmerz ihr Herz zernagte
Bei des Heilands bitterm Tod.

Wer verginge nicht im Wehe,
Wann er Jesu Mutter sähe
In der Leiden schwerem Drang?
Wer enthielte sich vom Schmerze,
Wie der frommen Mutter Herze
Mit des Kindes Qualen rang?

Für der Brüder Sünd' und Schulden
Sieht sie Jesum Pein erdulden,
Der den Leib der Geißel beugt:
Sieht sie ihren Sohn erblassen
An dem Kreuze, gottverlassen,
Da der Geist von hinnen fleugt.

Mutter reich an Liebessehnen,
Laß mich fühlen deine Thränen,
Deinen Schmerzen mich verein:
Du entflamme meine Triebe,
Du mein Herz zu Jesu Liebe,
Wohlgefällig ihm zu sein.

Heil'ge Mutter, all' die Wunden,
So dein Sohn am Kreuz empfunden,
Hefte in die Seele mir!
Der mit Hulden meiner Schulden
Strafe wollt' am Kreuz erdulden,
Seine Qualen theil' mit mir!

Nimm mein Weinen zu dem deinen,
Laß mich ihm im Kreuz vereinen,
Sterben all' mein Leben lang!
An dem Kreuze dir zur Seite
Stehn, vereint mit deinem Leide,
Sei des Herzens heil'ger Drang.

Jungfrau, hochverklärt vor allen,
Laß mein Flehen dir gefallen,
Gieb mir Theil an deiner Qual:
Laß mich erben Christi Sterben,
Seines Leidens Pein erwerben
Und der Wunden große Zahl.

Laß die Wunden mich empfinden,
Laß die Schmerzen mich entzünden,
In der Liebe zu dem Sohn:
Den Entflammten und Erglühten
Wolle dann in Gnade hüten
Vor des Weltenrichters Thron.

Laß das Kreuze mich befreien,
Christi Sterben mich erneuen,
Seine Gnade mich erhöhn:
Wenn vom Leibe dann geschieden
Einst die Seele, laß im Frieden
Mich zum Paradiese gehn.

Zum Schlusse dieser wenigen Proben der christlich-lateinischen Poesie des Mittelalters verdient noch jener wunderbare Sonnengesang des heiligen Franziskus von Assis Erwähnung, zwar kein Kirchenlied im obigen Sinne, aber ein Lobgesang von so großartigem Charakter, wie die Geschichte der Poesie nur wenige aufweisen kann. Freilich ist das kein Lied für Alle, gleich jenem „Freut euch des Lebens", oder „Hier sitz' ich auf Rasen", sondern nur für Christen, welche ahnen, daß alle Welt und auch des Menschen Dasein Lobgesang Gottes ist.

Sonnengesang des h. Franziskus.

Höchster, allmächtiger, gütiger Herr!
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre und alle Benedeiung.
Dir allein gebühren sie:
Und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.

Gepriesen sei Gott, mein Herr, mit allen Creaturen, vornehmlich mit unsrem edlen Bruder, der Sonne,
Welcher den Tag wirkt, und uns leuchtet durch sein Licht.
Und schön ist er und strahlend in großem Glanze:
Von dir, o Herr, ist er das Sinnbild.

Gepriesen sei mein Herr um unsrer Schwester willen, des Mondes und der Sterne willen,
Welche er am Himmel geformet hat klar und schön.

Gepriesen sei mein Herr um unsers Bruders, des Windes und der Luft willen, und der Wolken, und der heitern, und jeglicher Zeiten:
Durch welche du allen Creaturen Erhaltung schenkest.

Gepriesen sei mein Herr um unsrer Schwester willen, des Wassers:
Welche sehr nützlich ist und demüthig und köstlich und keusch.

Gepriesen sei mein Herr um unsres Bruders willen, des Feuers, durch welchen du die Nacht erhellest,
Und er ist schön und freudig, und sehr stark und gewaltig.

Gepriesen sei mein Herr um unsrer Mutter willen, der Erde.
Die uns ernähret, und beherrschet, und mannigfaltige Früchte gebiert,
und farbige Blumen und Kräuter.

Außer den Genannten hat es eine große Anzahl lateinischer Dichter bis auf die neueste Zeit gegeben. Unter ihnen verdient vorzüglich eine Dichterin, die gelehrte Nonne Hroswitha von Gandersheim (geb. 920) genannt zu werden. Sie verfaßte geistliche Schauspiele in Terenzischer Form und besang die Thaten Otto's des Großen in Hexametern. Der berühmteste neuere lateinische Dichter war der Jesuit Jakob Balde (geb. 1603), in dessen Liedern sich reiche Phantasie und glühende Begeisterung offenbart. Dabei weiß er die lateinische Sprache so leicht und anmuthig wie ein Römer zu handhaben, daher man ihn auch den deutschen Horaz genannt hat. Herder hat viele seiner Lieder in's Deutsche übertragen, später lieferte Neubig eine vollständige Uebersetzung derselben.

Fünfter Abschnitt.

Italienische Literatur.

Sprache. Charakter des Volkes und seiner Literatur.

§. 1. Das Italienische gehört zu den Romanischen Sprachen, das heißt, den aus dem Lateinischen neu entstandenen Sprachen der Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen. Am längsten hatte sich das Lateinische eben in Italien, seiner Heimath, als Sprache der Gebildeten erhalten. Daneben bestand eine Volkssprache, welche sich aber vor dem 12. Jahrhundert nur schüchtern zur schriftlichen Darstellung hervorwagen durfte. Diese Volkssprache, die ihren Sitz vorzüglich in der Mitte des Landes, Toskana, hatte, wurde durch den Dichter Dante zur Schriftsprache der ganzen Nation erhoben.

Das Italienische ist durch Melodie und musikalischen Wohlklang ausgezeichnet. Deßgleichen ist auch die Literatur, insbesondere die Poesie der Italiener mehr eine musikalische und malerische, als eine gedankentiefe, beschauliche, wie die deutsche. Die Literatur ist der Spiegel des Volkscharakters. Der Italiener ist der heiterste, lebendigste, sanglustigste

Mensch. Er hat ein reizbares Gemüth, lebhafte Phantasie, einen Hang zum Lebensgenusse, eine Freude an glanzvollen Schauspielen, Aufzügen, Festlichkeiten. Auch in der Religion macht sich diese Hinneigung des Volkes zur äußeren Pracht und Schönheit des katholischen Gottesdienstes offenbar. Wer aber deßwegen den Italiener des Götzendienstes beschuldigt, der hat weder eine Ahnung von dem poetischen Naturell des Volkes, noch von dem Wesen der katholischen Religion, deren Cultus sich des Sinnlichen zur Veranschaulichung des Uebersinnlichen auf eine dem natürlichen Menschen entsprechende Weise bedient.

Dieser Charakter der Italiener hat sich auch in ihrer Literatur abgespiegelt. Sie haben das erzählende Gedicht und die erzählende Prosa mit Liebe gepflegt; den Mittelpunkt ihrer Poesie bildet aber die Gefühlsdichtung, welche dem Geiste des Volkes gemäß auf das Innigste mit der nationalen Musik- und Gesangliebe verbunden ist. Wenn ihre Dichtkunst zuweilen auf die Bahn allzu sinnlicher Darstellung hingezogen wurde, so war es die Macht des christlichen Glaubens, welche davon ablenkte und zur Reinigung der Geister führte. (Beispiele: Tasso und Manzoni.)

Dante Alighieri.

§. 2. Dante, Italiens größter Dichter, wurde in Florenz 1265 geboren. Er stammte aus einem edlen, begüterten Geschlechte. Da sein Vater frühzeitig starb, so blieb seine Erziehung der Mutter Bella überlassen, welche für die Ausbildung des ernsten und sinnigen Knaben auf's Beste sorgte. Als Dante herangewachsen war, umfaßte sein großer Geist bald das ganze Gebiet der damaligen Bildung. Aber die Wissenschaft ließ ihn nicht seiner Bürgerpflichten vergessen. Zuerst nahm er an zwei Feldzügen Theil. Als die Parteien der Gibellinen und Welfen sein Vaterland zerrissen, suchte Dante vergebens die Gemüther zu versöhnen. Die Welfen, denen sich Dante anschloß, zerfielen in die Weißen und Schwarzen. Als die Weißen unterlagen, wurde Dante verbannt. Neunzehn Jahre lang zog er flüchtig umher, bis er verzehrt von Gram über das Unglück des Vaterlandes, 56 Jahre alt, im Jahre 1321 zu Ravenna verschied, woselbst er in der Minoritenkirche begraben liegt.

Die erste Anregung zur Poesie empfing Dante in seiner Jugend, als er in seinem neunten Jahre ein junges Mädchen von fast gleichem Alter bei einem Familienfeste kennen lernte. Es war jene Beatrice Portinari, die er in seiner göttlichen Comödie verherrlicht. Sie begeisterte ihn zu jenen zarten und reinen Liedern, welche in der Vita nova (neues Leben) gesammelt sind. Sein Hauptwerk aber wurde

die göttliche Comödie (divina Commedia), eine Dichtung in 100 Gesängen, in welcher Dante eine große Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel zur Anschauung des dreieinigen Gottes unternimmt. Anfangs führt ihn Virgilius (in welchem die menschliche Vernunft dargestellt wird) durch die Abgründe der Finsterniß und die Stufen des Fegfeuers, dann ist es Beatrice, sein Schutzgeist, welche sich von Gott die Gnade erbittet, den Dichter durch den Himmel zu geleiten.

Auf dieser Wanderung trifft Dante die berühmtesten seiner verstorbenen Zeitgenossen je nach ihrem Verdienste, bald unter den Verdammten, bald unter den Seligen und knüpft mit ihnen Gespräche an. So wird die Geschichte jener Zeit in das Gedicht verflochten und dem Dichter Gelegenheit geboten, eine Reihe der mannigfaltigsten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen, in den verschiedensten Zuständen, zu schildern; von dem tiefsten Abgrund rettungsloser Qual, durch alle Stufen der Hoffnung und des Leidens hindurch, bis zur höchsten Verklärung hinauf. Besonders ist es die erste Abtheilung des Gedichtes, „die Hölle", in welcher sich der Groll des Verbannten in entsetzlichen Schilderungen Luft macht. Wie er aber die Hölle verlassen und den Berg des Fegfeuers erreicht hat, wird himmlische Ruhe über seinen Gesang ausgegossen. Das Herz wird leichter und freudiger, je weiter der Dichter hinaufsteigt. Endlich naht sich ihm auf dem Gipfel, wohin er das irdische Paradies verlegt hat, Beatrice. Da verläßt ihn alle irdische Erinnerung. Gezogen von ihren unsterblichen Blicken fliegt er von Stern zu Stern durch die Räume der Himmel, bis er zum Mittelpunkte alles Lichtes gelangt, wo er geblendet und ohnmächtig niedersinkt, erkennend, daß seinem Geiste hier eine Gränze gesteckt sei.

Dante's göttliche Comödie ist ein wahrhaft christliches, auf katholischem Glaubensgrunde ruhendes, allegorisches Epos, geschaffen von einem Riesengeiste, welcher nicht nur alles Wissen und Denken seiner Zeit, sondern auch alle großen Gedanken der Vorwelt in sich aufgenommen und alle Tiefen der Weisheit im Lichte des Glaubens durchmessen hatte. Dante singt das Höchste, was je ein Dichter gesungen hat: die welterlösende Liebe, oder, wie er selbst singt, die Liebe, die Sonn' und Sterne bewegt. Um diesen Mittelpunkt entwickelt sich das ganze Schauspiel der Weltgeschichte, welches Diesseits und Jenseits umfaßt. Dante's Werk steht einzig in seiner Art als das vollkommenste christliche Epos da, wenn man es so nennen kann, denn es läßt sich eigentlich unter keine der gewöhnlichen Dichtungsarten begreifen. So großartig es ist in der Anlage, ebenso groß und erhaben ist es in der Ausführung und Schilderung. Leider ist das Verständniß dieses Gedichtes durch die feierliche Sprache

des Dichters, durch die allegorische Darstellung und durch die vielen Anspielungen aus der italienischen Geschichte sehr erschwert, daher wir uns auch mit wenigen Proben begnügen. Schon die Zeitgenossen Dante's bedurften einer Erklärung, wofür nach seinem Tode in Florenz öffentliche Lehrer aufgestellt wurden; und obwohl kein Dichter Italiens den italischen Geist und Charakter so tief ergriffen hat, ist Dante doch niemals der Dichter seiner Nation geworden.

Anmerk. Uebersetzungen von Streckfuß, Philalethes, Kopisch, Kannegießer (letztere mit leicht verständlichen Erklärungen). Zeichnungen von Flaxman und Cornelius (letztere mit Text von Döllinger. Leipzig, 1830).

1. Eingang zur Hölle.

(Dante kommt mit Virgil zur ersten Classe von Verdammten, den Müßiggängern, die nicht kalt und warm gelebt. Zu ihnen gehören auch jene Engel, welche bei dem Aufruhr Satans gegen Gott keine Partei genommen.)

„Ich führe dich zur Stadt der Qualerkor'nen,
Ich führe dich zum unbegränzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlor'nen;
Mich schuf mein Meister aus Gerechtigkeit.
Die erste Liebe wirkte, mich zu gründen,
Die höchste Weisheit und Allmächtigkeit.
Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Als Ewiges, und ewig daur' auch ich. —
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!" —
Die Inschrift zeigt' in dunkler Farbe sich
Vor meinen Blicken über einer Pforte,
Dr'um sprach ich: „Herr, ihr Sinn beängstet mich!"
Er aber dr'auf zu mir mit klugem Worte:
„Hier sei jedweder Argwohn weggebannt,
Und jede Feigheit sterb' an diesem Orte.
Wir sind zur Stelle, die ich dir genannt,
Hier wirst du jene Jammervollen schauen,
Die nicht den wahren Weg des Heils erkannt."
Er faßte meine Hand, daher Vertrauen
Durch sein Gesicht voll Muth auch ich gewann.
Dr'auf führt er mich in das geheime Grauen.
Gleich hob Geächz, Geschrei und Klagen an,
Laut durch die sternenlose Luft ertönend,
So daß ich selber weinte, da's begann.
Verschied'ne Laute, Worte, gräßlich dröhnend,
Handschläge, Klänge heiseren Geschrei's,
Die Wuth, aufkreischend, und der Schmerz, erstöhnend —
Dies Alles wogte tosend stets, als sei's
Im Wirbel Sand, durch Lüfte, die zu schwärzen
Es keiner Nacht bedarf, im ew'gen Kreis.
Und ich, noch blöden Sinns und bang' im Herzen,
Sprach: „Meister, welch Geschrei, das sich erhebt?

Wer ist doch hier so ganz besiegt von Schmerzen?"
Und er: „der Klang, der durch die Lüfte bebt,
Kommt von den Jammer-Seelen jener Wesen,
Die ohne Schimpf und ohne Lob gelebt.
Vermischt sind die Nicht-Guten und Nicht-Bösen
Mit jenen Engeln, die sich nicht empört
Und Gott nicht treu und nur für sich gewesen.
Der Himmel stößt die Seelen sonder Werth
Als Mißzier aus und die Verdammten jagen
Sie gleichfalls fort, durch solches Volk entehrt."
Und ich: „Mein Meister, sprich, warum sie klagen?
Was ist das Leiden, das so hart sie drückt?"
Er sprach darauf: „Das will ich kurz dir sagen.
Des Todes Hoffnung ist dem Volk entrückt,
Im blinden Leben trüb und immer trüber
Scheint ihrem Neid jed' and'res Loos beglückt.
Sie kamen lautlos aus der Welt herüber,
Von Mitleid und Gerechtigkeit verschmäht.
Doch still von ihnen! Schau', und geh' vorüber!"

2. Beatrice's Erscheinen.

(Beatrice erscheint dem Dante auf einer Blumenwolke in grünen und rothen Gewändern mit weißem Schleier. Dante weint, Beatrice mahnt ihn, seine Thränen für seine Sündenschuld zu sparen. Sie fragt ihn mit strenger Miene, ob er sich würdig fühle des Paradieses? Jener schweigt, da wendet sich Beatrice redend an die Engel und erzählt ihnen Dante's innere Lebensgeschichte.)

„Schau recht, wohl bin, wohl bin ich Beatrice,
Geruhtest endlich du dem Berg zu nahen!
Nicht wußtest du, daß hier der Mensch glückselig?"
Die Augen sanken tief zum klaren Quell mir,
Doch schauend mich in ihm, wandt' ich in's Gras sie:
Solch eine Scham beschwerte mir die Stirne.
So scheint die Mutter ihrem Kinde strenge,
Wie sie mir schien; denn aus dem Bittern schmeckt' ich
Heraus die Süße der so strengen Milde.
Sie schwieg nun still, die Engel aber sangen
Urplötzlich: „In te Domine speravi!"
Doch über „pedes meos" nicht mehr weiter.
Wie Schnee wohl, zwischen wachsendem Gebälke,
Zusammenfrieret auf Italiens Rücken,
Bewegt und fest gemacht von slav'schen Stürmen,
Dann flüssig worden in sich selbst verträufelt,
Wenn haucht das Land, wo sich verliert der Schatten:
So daß es scheint, als schmelz' Glut eine Kerze:
So war ich ohne Thräne, ohne Seufzer,
Eh' Jene sangen, deren Weise immer
Nachfolgt den Weisen der urew'gen Kreise;

Doch als ich dann in ihren süßen Klängen
Vernahm ihr Mitleid mit mir, mehr als hätten
Gesagt sie: Frau, was peinigst du ihn also?
Da ward der Frost, der mir um's Herz gezwängt war,
Zu Hauch und Wasser und mit Schluchzen ging er
Hervor durch Mund und Aug' aus meinem Busen.
Sie, unbewegt ganz auf dem rechten Schenkel
Des Wagens stehend, wendete die Rede
Nunmehro zu den holden Wesen also:
„Ihr wachet an dem endelosen Tage,
So daß nicht Nacht, nicht Schlaf euch einen Schritt raubt,
Den thut die Zeitlichkeit auf ihrem Wege:
Es ist geflissentlich so meine Antwort,
Daß mich vernehme der da drüben weinet;
Damit so Sünd' als Leid von gleichem Maaß sei.
Nicht nur durch die Gewalt der großen Kreise,
Die jedes Saatkorn bringt zu einem Ziele,
Wie eben es geleiten die Gestirne,
Nein, auch durch Schenkungen göttlicher Gnade,
Die aus so hoher Wolke niederregnen,
Daß unsre Blicke dort nicht nahen können:
Ward der da so in seinem neuen Leben
Mit Kraft gestählt, daß jede gute Sitte
Sich wunderbar an ihm erwiesen hätte:
Doch um so schlimmer wird und um so wilder
Ein Land durch böse Saat und ungepfleget
Als es in sich der Erde gute Kraft hat.
Ich hielt ihn ein'ge Zeit mit meinem Antlitz;
Ihm zeigend meine jugendlichen Augen
Führt' ich mit mir ihn gradeaus gerichtet;
Als aus dem Fleisch ich mich zum Geist erhoben
Und Schönheit mir und Tugend war gewachsen,
War ich ihm weniger genehm und theuer!
Er wandte seine Schritt auf falsche Wege,
Nachfolgend trügerischen Glücksgestalten,
Die kein Versprechen dann gänzlich erfüllen.
Eingebungen ihm senden, half mir auch nicht,
Womit ich ihn im Schlaf und anderwärts auch
Zurückerief; so wenig sorgt' er dessen.
So tief fiel er hinab, daß alle Lehren
Zu seinem Heil nicht reichten, außer daß ihm
Gezeiget wurden die verlornen Schaaren:
Deßhalb besuchte ich der Todten Ausgang,
Drum sind zu dem, der ihn hinauf geführet,
Mit Thränen hingetragen meine Bitten,
Das hohe Schicksal Gottes wär' zertrümmert,
Wenn Lethe überschritten würd', und Labung
Der Art gekostet, sonder eine Zahlung
Von Reue, welche Thränen niederströmet.

3. Beatrice. St. Bernhard. Die Himmelskönigin.

(Nachdem Dante geleitet von Beatrice die Himmel durchwandert, ist seine Führerin plötzlich verschwunden und zu dem ihr bestimmten Sitze unter den Seligen wieder aufgestiegen. Statt ihrer gesellt sich ein Greis, der h. Bernhard, zum Dichter. Von ihm geführt, richtet Dante noch Gedanken und Worte zur Beatrice und betrachtet dann die Himmelskönigin, deren Glorie alles bisher Gesehene übertrifft.)

Also durch das lebend'ge Licht hinwandelnd,
Führt' ich die Augen über alle Stufen,
Bald auf, bald ab, und bald ringsum im Kreise,
Antlitze sah ich, lockende zu Liebe,
Geschmückt von Gottes Licht und eig'nem Lächeln,
Gebärden auch geschmückt mit jeder Tugend.
Die allgemeine Form des Paradieses
Hatt' allbereits mein Blicken überflogen,
Doch noch auf keiner Stelle fest verweilet;
Da wandt' ich mich mit neuentflammter Sehnsucht,
Um meine Herrin über viel zu fragen,
Worüber meine Seele war in Zweifel.
Sie sucht' ich; doch ein Andrer gab mir Antwort;
Sie wähnt' ich nah', doch einen Greisen schaut' ich,
Gekleidet wie die andern sel'gen Menschen.
Auf Aug' und Wange war ihm ausgegossen,
So milde Wonn' in heiligen Gebärden,
Wie sie an einem lieben Vater sein muß.
Und: „Sie, wo ist sie?" fraget ich in Eile —
Worauf er: „Deine Sehnsucht zu erfüllen,
Schickt Beatrice mich von meiner Stätte.
Und wenn empor du blickst zum dritten Kreise
Der höchsten Stufe, wirst du auf dem Thron sie
Erschau'n, deß ihr Verdienst sie würdig machte."
Die Augen hub' ich, sonder ein Erwiedern,
Und sah, wie sie sich bildete die Krone,
Die ew'gen Strahlen Gottes wiederstrahlend;
Von droben, wo der höchste Donner hallet,
Ist nie ein sterblich Aug' so weit entfernet,
Läßt es sich noch so tief ins Meer hinunter,
Als dort mein Blick von Beatricen fern war:
Doch hinderte mich's nicht, denn niederstrahlte
Ihr Bild zu mir nicht durch getrübtes Mittel.
„O Frau, auf welcher stark besteht mein Hoffen
Und die du duldetest zu meinem Heile,
Daß in der Hölle deine Spuren blieben
An so viel Dingen, als ich nun geschauet,
An deinem Können und an deiner Milde
Erkenne ich die Güte und die Stärke!
Du hast von Knechtschaft mich geführt zur Freiheit,
Auf all' den Wegen und auf all' die Weisen,
Die Macht besitzen all' dies zu bewirken.

Woll' deine Herrlichkeit in mir bewahren,
Daß meine Seele, welche du geheilet,
Sich dir gefällig aus dem Leib entwirre! —
So betet' ich und sie, die so entfernt war,
Schien mir zu lächeln, sah auf mich und wandte
Sodann sich wiederum dem ew'gen Born zu.
Da sprach der heil'ge Greis: „Damit vollkommen
Du deinen Weg vollendest bis zum Gipfel,
Weßhalb mich Bitte sandt' und heil'ge Liebe:
Flieg' mit den Blicken hin durch diesen Garten,
Sein Schau'n wird heller dir den Blick entzünden,
Bei deinem Aufgang zu dem Strahl der Gottheit.
Dann wird die Himmelskönigin, deren Liebe
Mich ganz entflammt, uns jene Huld gewähren,
Dieweil ich bin Bernardus, ihr Getreuer.“ —

Franzesco Petrarca.

§. 3. **Wie Dante der größte epische Dichter Italiens, ist Petrarca der erste Lyriker, obwohl Dante ohne Zweifel ein viel größeres Genie gewesen. Franzesco Petrarca, geb. zu Arezzo 1304, gebildet in Frankreich und Italien, wurde seiner lateinischen, nunmehr fast vergessenen, Gedichte wegen in Rom zum Dichter gekrönt, während ihn seine damals minder geschätzten italienischen Gedichte später berühmt gemacht haben. Petrarca's Lieder und Sonette sind großentheils der Verherrlichung einer von ihm bewunderten Frau, Laura, gewidmet. Sie führen den einfachen Titel „Rime“ (Reime) und sind mehr durch kunstreiche Form und wohlklingende Sprache, als Wärme des Gefühls ausgezeichnet.**

Anmerk. Uebersetzung von K. Förster (1833).

1. Sonette an Laura.

Ich sah der höchsten Schönheit zarte Blüthe,
Den Reiz, der meine Sinne so verwirrt,
Daß Alles sonst mir Traum und Schatten wird,
Gepaart mit Sittenhuld und Engelgüte.

Und sah, von stummer Wehmuth wie berauscht,
Ihr helles Aug' im Thau der Thränen schwimmen.
Ach, Wald und Waldstrom hätte wohl gelauscht,
Bei ihren Reden, ihren Klagestimmen.

Denn Weisheit, Seelenadel, Lieb' und Gram
Verbanden da harmonisch sich zu Weisen,
Die nimmer noch die Welt so süß vernahm.

Es hallte nach in allen Himmelskreisen;
Es säuselte kein Blatt an Busch und Baum,
Nur Melodie durchfloß der Lüfte Raum.

O du mit glüh'nder Tugend reich erfreuet,
Verklärte Seele, die kein Lied erstrebet,
Wohnung, wo Himmelsreinheit lebt und webet,
Burg hohen Muths, die Wahn umsonst bedräuet;

O Flamm', o Rosen, hold in Schnee gestreuet,
Deß Spiegelglanz mich läutert und belebet;
O Wonne, wenn mein Flug zum Antlitz schwebet,
Dem schönsten, wo sich je der Tag erneuet!

Von deinem Namen, wenn so weit verstanden
Die Reime würden, sollten Bagdad klingen,
Nil, Atlas, Thule, Don, Olymp und Calpe.

Doch kann ich nicht der ganzen Welt ihn bringen,
So mag er tönen in den schönen Landen,
Die Apennin trennt, Meer umgibt und Alpe!

Ich weine über die entschwundnen Zeiten,
Die in der Erdenliebe mir vergingen;
Ich schwang mich nicht empor und hatte Schwingen,
Vielleicht kein niedres Beispiel zu bereiten.

O unsichtbarer Herr der Ewigkeiten,
Der du mich siehest in der Erde Schlingen,
Hilf der verirrten Seele sich bezwingen,
Für ihre Sünd' laß deine Gnade streiten!

Daß, wenn ich lebt' in Krieg und Sturm, ich sterbe
Im Frieden und im Hafen; wenn mein Weilen
Auch eitel war, mein Scheiden Lob erwerbe!

Im kurzen Lebensraum, der mir noch offen,
Laß, wie im Tode, deine Hand mich heilen;
Bei dir allein, du weißt es, ist mein Hoffen.

2. Gesang an die heilige Jungfrau.

O Jungfrau schön, umwallt von Sonnenschimmer,
Im Sternenkranz, so werth der höchsten Sonne,
Daß all ihr Licht auf dich herabgeflossen,
Von dir zu reden drängt mich Liebeswonne;
Doch kann ich's ohne deine Hilfe nimmer
Und deß, der liebend sich auf dich ergossen!
Nach ihr begehr' ich; ihrer ja genossen
Von je, die gläubig riefen.
O Jungfrau, wenn dem tiefen
Jammer der Welt sich je dein Herz erschlossen,
So neige dich herab zu meinem Flehen,
Daß mir dein Beistand werde,
Obwohl ich Erde, Fürstin du der Höhen.

O weise Jungfrau, aus dem schönen Kranze
Der heiligen und klugen Jungfrau'n eine,
Mit hell'rer Lamp' und als die Erst' erfunden!
Du fester Schild der zagenden Gemeine
Gegen des Schicksals und des Todes Lanze,
Durch den wir Sieg, nicht Rettung blos, gefunden!
Du Kühlung gegen Glut, in die entbunden
Der blöde Mensch sich senket!
O Jungfrau, wann doch lenket
Dein Blick, der trauernd einst die bittern Wunden
An deines Sohnes süßen Gliedern sahe,
Sich her nach meinem Wehe?
Rathlos ich stehe, daß ich Rath empfahe.

— — — — — — — — —

O einz'ge Jungfrau, einzig ohn' Exempel,
Die du des Himmels Raum erfüllt mit Liebe,
Für die nicht Erste sich noch Zweite findet!
Dein keusches Thun, die heilig frommen Triebe
Dem wahren Gotte haben sie zum Tempel
Den reinen jungfräulichen Leib gegründet.
Du hast am Leben Freude mir entzündet!
Auch dein Gebet, du Eine!
O Jungfrau, Süße, Reine!
Dem größten Sünder größte Gnad' entbindet.
Gebeugt so Herz als Knie', heb' ich die Hände —
O wolle mich begleiten,
Den Irren leiten zum ersehnten Ende!

O lichte Jungfrau du, Unwandelbare!
Du treuer Hort den treuen Schiffern allen,
Du Stern auf Meeres wild bewegter Höhe,
Sieh, wie von Stürmen furchtbar überfallen,
Allein dahin und steuerlos ich fahre,
Und wie so nah' dem letzten Schrei ich stehe!
Von dir nur hofft, daß es ihm wohl ergehe,
Das sündige Gemüthe!
O Jungfrau du, verhüte
Des Widersachers Spott ob meinem Wehe!
Gedenke, wie aus deinem Schooß geboren,
Daß er uns Retter werde,
Den Leib der Erde Gott sich auserkoren.

O Jungfrau, wie so viel hab' ich der Thränen,
Gebet und Schmeichelworte schon verloren,
Und Angst mir nur erworben und Beschwerden,
Seit an des Arno Strand ich ward geboren,
Umhergetrieben rings von blindem Sehnen,
War nichts als Weh mein Leben hier auf Erden.
Sterbliche Reize haben und Geberden

Und Worte mich berücket.
O Jungfrau, hoch beglücket!
Dem Todesnahen komm' ein Schirm zu werden!
Wohl flücht'ger sind meine Tag', als Pfeile,
Von Schmach und Sünd' umfangen,
Dahingegangen, und zum Tod' ich eile.

O Jungfrau du, drauf ich mein Hoffen baue,
Du kannst und willst mich meiner Noth entraffen!
Verlaß mich nicht in meinem letzten Sehnen!
Nicht mich, nur den, der mich aus Gnad' erschaffen,
Nicht mein Verdienst, sein Ebenbild nur schaue!
Das möge mir, dem Armen, dich versöhnen.
Zum Stein schuf mich Medusa und mein Wähnen,
Daß eitle Flut ihn tränke.
O Jungfrau du, bedenke
Mein müdes Herz mit frommen, heil'gen Thränen,
Daß mindest sich zu Gott die letzte kehre,
Befreit vom Erdenschlamme,
Aus Wahn nicht stamme, wie die erste Zähre.

Es rückt der Tag heran; bald muß er kommen;
So eilt die Zeit und flieget,
O Jungfrau, unbesieget!
Bald hält der Tod, bald Reu' mein Herz umklommen.
Befiehl dem Sohn mich, daß er — Mensch hienieden
Und wahrer Gott — mir spende,
Geht's einst zu Ende, gnädig seinen Frieden.

Boccaccio, Ariosto.

§. 4. Die erdichtete Erzählung (Novelle), für welche die Italiener stets eine große Vorliebe hatten, wurde vorzüglich durch den talentvollen **Giovanni Boccaccio** (geb. 1313, gest. 1375) ausgebildet. Sein berühmtes Werk, der **Decamerone**, ist eine Sammlung von hundert, höchst launigen und geistreichen, aber leider in eben dem Maße ärgerlichen Erzählungen. Boccaccios Dichtungen fehlt der sittliche Geist des Christenthums. Seine Bildung war einseitig aus den classischen Schriften der Alten geschöpft. Er hat viele, zum Theil schlimmere Nachfolger gefunden, deren sittenlose, dazu populäre Darstellung von höchst verderblichem Einflusse auf das italienische Volk geworden ist. Der erzählenden Prosa ging die erzählende Poesie zur Seite. Sie nahm ihre Stoffe meistens aus dem Sagenkreise von Karl dem Großen und aus der Geschichte der Kreuzzüge. Die Italiener haben keinen Mangel an Rittergedichten, doch nur wenige von Bedeutung.

Eines der besten ist der **rasende Roland** (Orlando furioso) des **Lodovico Ariosto** (geb. 1474, gest. 1533). Diesem romantischen Ge-

dichte fehlt es freilich an Einheit und Regelmäßigkeit, dagegen ist es vortrefflich im Einzelnen, unerschöpflich in anmuthiger Erzählung, voll Leben und Mannigfaltigkeit. Dennoch steht es weit hinter dem deutschen Rittergedichte, z. B. dem Parcival, zurück. Dieses ist ein wahrhaft christliches Epos, während Ariosts Roland nur das galante, leichtsinnige Ritterthum schildert, das ganz und gar ohne die Begeisterung des Glaubens und ohne das Feuer der Liebe ist, wodurch die christlichen Ritter eines Parcival so erhabene, herrliche Gestalten sind.

Anmerk. Unter den deutschen Uebersetzungen des „Orlando“ sind die bekanntesten von Gries und Streckfuß.

Torquato Tasso. Das befreite Jerusalem.

§. 5. Seit Ariosto ging das Heldengedicht der Italiener auf sinnlichen Bahnen. Da erschien Torquato Tasso und erhob es durch den Geist des christlichen Glaubens, den er ihm einhauchte, auf eine neue und höchste Stufe der Vollendung. Tasso war 1544 zu Sorrento bei Neapel geboren, von sehr zartem und reizbarem Nervensystem, was man sagt, ein Gefühlsmensch. Als solcher eignete er sich nicht für das gewöhnliche Welt- und Hofleben und gerieth in Folge seiner Laune und Empfindlichkeit in manche Verdrießlichkeiten. Dazu kam häusliches Mißgeschick. Als er zwölf Jahre alt war, starb seine geliebte Mutter; noch als Jüngling drückte er dem Vater die Augen zu. Tasso hielt sich lange Zeit am Hofe von Ferrara auf. Allein so wohlwollend auch der Herzog gegen ihn gesinnt war, so mißtrauisch und trüb zeigte sich die Stimmung des Dichters, bis er in völlige Geisteszerrüttung verfiel und in das Irrenhaus gebracht wurde. Auch nach seiner Entlassung aus demselben fand er keine Ruhe, führte ein Wanderleben, oft der bittersten Noth preisgegeben, und starb in Rom, wo er als Dichter gekrönt werden sollte, im Jahre 1595. Tasso's trauriges Geschick ist von neueren Dichtern (wie Göthe, Byron, Zedlitz) poetisch dargestellt worden. Sein unsterbliches Gedicht, das **befreite Jerusalem** (La Gerusalemme liberata), ist neben Dante's göttlicher Comödie das schönste Werk der italienischen Literatur, und zugleich, wie jene, eine ächt christliche, ja streng katholische Schöpfung. Was Tasso war, ist auch sein Gedicht. Die Sage erzählt, niemals sei ein Lächeln auf die Lippen des ernsten Mannes gekommen. Dieser Ernst des Lebens, diese Hohheit des Sinnes, diese Tiefe des Gemüths ist auch in seinen Werken ausgeprägt. Die Sprache des Dichters ist die reinste und edelste, und die Schilderung im Einzelnen oft hinreißend. Nur die allzu genaue Nachahmung der Alten, besonders des Virgil und Homer, wird mit Recht getadelt.

Der Gegenstand des Gedichtes ist der erste Kreuzzug, gerade der glorreichste und großartigste. Schon sechs Jahre waren die Kreuzfahrer in Asien; da blickt Gott vom Himmel herab auf das Christenheer. Unter allen Helden scheint Gottfried von Bouillon der Mann, das große Werk der Eroberung Jerusalems zu vollbringen. Deßhalb muß ihm der Engel Gabriel im Traume auftragen, die Fürsten neuerdings zum Kampfe aufzumuntern. Gottfried thut es in einer feurigen Rede. Darauf ermahnt Peter der Einsiedler zur Wahl eines Oberfeldherrn. Man erwählt den Gottfried. Unter seiner Anführung zieht das Kreuzheer die Meeresküste entlang gegen Jerusalem. Schrecken befällt die Muselmänner. Auf den Rath des Zauberers Ismen läßt der König das Bild der Madonna aus der Christenkirche in den Tempel Mahomets schaffen, weil dann nichts mehr für die Stadt zu fürchten sei. Allein am andern Morgen ist das Bild verschwunden. Ergrimmt will der König alle Christen ermorden lassen, wenn nicht der Thäter entdeckt werde. Da erscheint Sophronia, eine christliche Heldenjungfrau und bekennt, das Bild verbrannt zu haben. Der König will sie gleichfalls verbrennen lassen, als Olind, ein edler Jüngling, herbeikommt und sich für den Räuber des Bildes ausgibt. Weil aber Sophronia auch bei ihrer Aussage beharrt, will sie der König Beide verbrennen lassen. Schon stehn sie gebunden auf dem Scheiterhaufen, da erscheint die Heldenjungfrau Klorinde und fleht für Beide um Gnade. Der König willfahrt ihr, doch müssen die Schuldigen Jerusalem verlassen. Sophronia, gerührt von Olind's Edelmuth und Liebe, reicht ihm die Hand. Unterdessen sind die Kreuzfahrer bis nach Emaus vorgerückt. Unendlicher Jubel erschallt beim Anblick Jerusalems. Der bedrängte König steigt nun mit der Jungfrau Erminia auf einen Thurm, um das Christenheer zu überschauen und sich die einzelnen Helden nennen zu lassen. Darauf macht Klorinde den ersten Ausfall in's Christenlager. Sie wirft Alles vor sich nieder, nur Tankred widersteht ihr. Er erkennt in ihr die Jungfrau, die er schon früher bei einem Brunnen gesehen hatte und will sie schonen. Die Heldin wird leicht am Halse verwundet. Unterdessen versammelt Satan die Höllengeister und entflammt sie in einer wüthenden Rede, Alles aufzubieten, um die Fortschritte der Kreuzfahrer zu hemmen. Einer eilt nach Damascus zum Zauberer Hidraot und beredet ihn, seine Nichte zum Verderben der Helden auszusenden. Armida begibt sich sogleich in's Christenlager und sucht Gottfried durch die Reize ihrer blendenden Schönheit zu gewinnen. Sie sei eine verlaßne, aus der Heimath verstoßne Jungfrau und flehe um Hilfe gegen eine so grausame Behandlung. Alle Ritter werden gerührt und bezaubert, nur Gott-

fried, der hohe Held, bleibt ruhig, gestattet jedoch auf Zudringen der Ritter, daß zehn von ihnen zur Rache mit Armida ziehen. Die Wahl eines Anführers der Zehn entspinnt furchtbaren Hader. Rinaldo und Gernand treten als Nebenbuhler auf; Gernand wird im Zweikampfe erschlagen. Gottfried will den Frevel bestrafen, allein Rinald entflieht. Armida aber zieht mit ihren Rittern von dannen. Nach diesem Zwischenspiel der Hölle fährt die Haupthandlung fort. Argant, ein Sarazenenheld, fordert den tapfersten Christenhelden heraus. Tankred erscheint, ein Zweikampf entbrennt, dem erst die Nacht ein Ende macht. Man trennt sich mit dem Versprechen, den Kampf nach sechs Tagen fortzusetzen. Indessen hat Erminia von der Mauer herab dem Kampfe mit zugesehen. Eine Tochter des Königs von Antiochia, war sie bei Eroberung dieser Stadt dem Tankred in die Hände gefallen, von ihm liebreich behandelt und sammt ihrer Mutter ohne Lösegeld entlassen worden. Seitdem schlug ihr Herz für den edlen Ritter, und als sie ihn im Kampfe mit Argant verwundet sieht, faßt sie den Entschluß, hinaus zu reiten, Tankred aufzusuchen und seine Wunden zu heilen. Weil sie aber die Rüstung ihrer Freundin Klorinde angelegt hat, verfolgen sie christliche Reiter und Tankred selbst setzt ihr nach. Erminia flieht und kommt zu einem Hirten, der fern vom Kriegsgetümmel ein stilles Leben führt. Hier verkleidet sie sich als Hirtin und läßt auf einsamen Triften ihre Klagen ertönen. Unterdessen hat sich Tankred beim Nachsetzen in einen Wald verirrt und kann am bestimmten sechsten Tage nicht zum Zweikampfe erscheinen. Anstatt seiner tritt Raimund von Toulouse hervor. Im Begriffe, über Argant zu siegen, wird er von dem Geschosse eines Feindes getroffen. Gottfried, ergrimmt über solchen Verrath, greift die Schaar der Heiden an und würde sie vollständig besiegt haben, wenn nicht die Höllengeister durch ein heftiges Gewitter die Christen in's Lager zurückgejagt hätten. Noch manches Unheil stiften sie, insbesondere weiß die Furie Alekto den Sultan Soliman anzutreiben, Nachts mit seinen Arabern die Christen zu überrumpeln. Es entsteht eine furchtbare Schlacht, da selbst das Heer der höllischen Geister den Feinden zu Hilfe zieht. In dieser Noth sendet Gott den Erzengel Michael zu Hilfe und die Christen behaupten das Feld. Sultan Soliman will nach Gaza reiten, wo sich das ägyptische Heer versammelt hat. Aber der Zauberer Ismen begegnet ihm und führt ihn in einem von Nebel umhüllten Wagen pfeilschnell nach Jerusalem mitten in eine Berathung der Helden. Unterdessen vernimmt Gottfried im Christenlager von einem Fremdlinge die Geschichte der von Armida betrogenen, durch Rinaldo aber befreiten Ritter. Auch Peter der Einsiedler bekräftigt, daß Rinaldo noch lebe und

sagt dessen Großthaten voraus. Darauf bereitet Gottfried den Sturm auf die Stadt vor. Die Christen durchbrechen von einem hölzernen Thurm aus die Mauer, da wird Gottfried verwundet, es entsteht Verwirrung, die einbrechende Nacht macht den Kämpfen ein Ende. Nur Klorinde weicht nicht, sie will mit Argant im Bunde den hölzernen Thurm der Christen anzünden. Tankred begegnet ihr. Es beginnt ein blutiger Zweikampf. Klorinde fällt, und bittet sterbend den Tankred um die Taufe. Jetzt erst erkennt der Held seine Gegnerin und will vor Schmerz vergehn. — Gottfried, bestrebt, den verlornen Thurm zu ersetzen, schickt Leute aus, Bäume zu fällen. Allein Ismen hat den Wald verzaubert. Schreckliche Gesichter verscheuchen die Arbeiter. Niemand kann in den Wald. Da erklärt Peter der Einsiedler, man müsse den Rinaldo erwarten; diesem sei es vorbehalten, in den Wald zu dringen. Durch ein Traumgesicht ermahnt, sendet Gottfried Ritter aus, den Rinaldo aufzusuchen. Von einem Zauberer berathen, gelangen die Abgesandten nach langer Meerfahrt zur Insel der Glückseligen, wo Armida den Rinaldo durch ihre Zauberkünste zurückhält. In einem unbewachten Augenblicke gelingt es den Rittern, dem Rinaldo einen Demantspiegel vorzuhalten, worin der Held mit Entsetzen seine Schande erblickt, sich aufrafft und mit den Rittern davoneilt. Armida aber schwört Rache und fährt alsbald durch die Lüfte nach Gaza, wo das Heer des Königs von Aegypten versammelt ist. Zwei Helden, Adrast und Tissaphern, versprechen ihr, den Kopf Rinaldo's zu liefern. Dieser ist inzwischen beim Christenheere angelangt und mit Jubel empfangen worden. Er beichtet dem Eremiten Peter seine Sünden und entzaubert darauf den Wald, so daß nun Bäume gefällt und Sturmmaschinen erbaut werden können. Das Christenheer bereitet sich mit Gebet und Communion zum Angriffe vor. Der Sturm beginnt. Der Erzengel Michael steht den Kreuzfahrern bei. Endlich flattert die Kreuzesfahne glorreich auf den Zinnen Jerusalems. In der Schlacht begegnen sich Tankred und Argant. Argant fällt, aber auch Tankred sinkt von Wunden ohnmächtig nieder. Da zieht eben Erminia des Weges daher nach Jerusalem, findet den Tankred, verbindet seine Wunden und läßt ihn nach Jerusalem bringen. Unterdessen ist auch das Heer der Aegypter gegen die Christen herangerückt: es entbrennt die Schlacht. In diesem letzten, entscheidenden Kampfe thun sich besonders Odoardo und Gildippe hervor. Soliman macht einen wüthenden Ausfall, schon weichen die Christen zurück, Tankred hört es auf seinem Krankenbette, da rafft er sich auf, eilt hinaus und erringt den Sieg. Die Burg wird erstürmt. Rinaldo tödtet den Adrast, dann den Sultan Soliman, dann den Tissaphern. Die Feinde fliehen nach allen Seiten. Ar-

mida will sich in einem einsamen Thale tödten, da ereilt sie Rinaldo und beschwichtigt sie. Die Schlacht ist zu Ende, Gottfried zieht in die Kirche und hängt seine blutige Rüstung auf. Sein Gelübde ist gelöset.

Dieses der Inhalt des herrlichen Gedichtes, das wohl verdient, von allen Freunden der Poesie gelesen zu werden, wozu die mitgetheilte Probe einladen möge.

Tasso steht noch in einer andern Gattung der Poesie, im Hirtenschauspiel, als Meister da. Sein **Aminta** ist eine der lieblichsten und zartesten idyllischen Dichtungen.

Anmerk. Uebersetzungen des befreiten Jerusalems von Gries, Streckfuß, Duttenhofer. Das Leben Tasso's hat Streckfuß erzählt.

Jerusalems Erstürmung.

Den Tag, vor dem er will die Stadt berennen,
Bringt Bouillon zu ganz in's Gebet versenkt,
Ein Jeder soll die Sünden sein bekennen
Und Jedem wird des Himmels Brot geschenkt.
Den Feind läßt er das Sturmwerkzeug erkennen
An jenem Ort, den er zu schonen denkt,
Damit an dem verschanzten Thor der Heide
Sich glaubt bestürmt mit schwer getäuschter Freude.

Sobald die Nacht erschien, ward die geschickte
Bewegliche Maschine so regiert,
Daß sie der Mauer mälig näher rückte,
Wo Krümmung nicht, noch Winkel ward verspürt.
Und auf den Berg, der Zion überblickte,
Zugleich auch Raimund die Maschinen führt,
Indeß Camill sich nähert mit dem Thurme
Der Nordwestseite zu gewalt'gem Sturme.

Als es im Osten neu beginnt zu tagen
Und neu die Morgenröthe scheint so klar,
Da sah'n die Heiden — und ihr Herz muß zagen —
Daß nicht der Thurm am frühern Orte war,
Auch rechts und links sehn sie solch Unding ragen,
Noch nie geschaut, ein Anblick wunderbar;
Und zahllos sind die Widder und Ballisten
Und Katapulte in dem Heer der Christen.

Jetzt hat die Syrerschaar mit Waffenstücken
Die Stelle zu bewehren fleißig Acht,
Wo Bouillon läßt zur Stadt die Thürme rücken
Auf jene Weise, die er klug bedacht.
Doch weiß der Feldherr, daß in seinem Rücken
Schon auf dem Wege sei Aegyptens Macht;
Drum läßt er Guelf und beide Robert kommen:
Im Sattel, spricht er, bleibt bewehrt vollkommen

Und sorgt dafür, daß, während ich die Zinnen
Ersteige, wo man leichter sie erklimmt,
Kein feindlich Streifcorps Zugang kann gewinnen,
Das rücklings kommt und uns den Sieg entnimmt. —
Sprach's; und den fürchterlichsten Sturm beginnen
Drei starke Heere nun, von Wuth ergrimmt.
Drei Schaaren stellt auch Aladin entgegen
Und eilt, auch selbst die Rüstung anzulegen.

Kaum kann sein Leib durch Alters Last entmannt,
Mit Zittern seine eigne Schwere tragen,
Doch nimmt er die entwöhnte Wehr zur Hand
Und eilt, auf Raimund kämpfend loszuschlagen,
Stellt Soliman dem Gottfried und Argant
Camill'n entgegen, kühn die Schlacht zu wagen.
Bei Jenem steht auch Tankred, seinem Schwert
Hat gutes Glück den Todfeind nun bescheert.

Pfeilschützen rücken erst dem Feind entgegen,
Mit bösem Gift ist jeder Pfeil gewürzt;
Die Pfeile kommen gleich dem dicht'sten Regen,
So daß dem Tage wird sein Licht verkürzt.
Allein mit größrer Kraft, mit mächt'gern Schlägen
Kommt nun der Mauerbock herangestürzt.
Sturmbalken mit geschärfter Eisenspitze
Und Marmorkugeln werfen die Geschütze.

Die schweren Steine gleichen Donnerkeilen,
Durch welche Leib und Wehr zusammenkracht,
So daß nicht Leben nur und Geist enteilen,
Gestalt und Antlitz wird zu Staub gemacht.
Die Lanzen scheinen nur das Fleisch zu theilen
Und mit dem Streich scheint nicht ihr Lauf vollbracht.
Sie dringen ein, sie stechen durch gewaltsam,
Ringsum nur Tod verbreitend unaufhaltsam.

Doch dieses Angriffs Ungestüm und Schauer
Beugt nimmermehr der Saracenen Kraft.
Sie spannen Tücher aus vor ihrer Mauer
Und Wollzeug, das dem Stoß die Wucht entrafft.
Es wird der Böcke Stoß stets schwächer, flauer,
Weil widerstandlos Zeug den Schwung erschlafft,
Manch' tödtlich Wurfgeschoß der Feind auch schickte,
Wenn er die Stürmer schlecht gedeckt erblickte.

Doch wird des Stürmers Angriff drob nicht schwächer,
Der vorrückt in drei Treffen aufgestellt.
Die sind beschützt beim Marsch durch Eisendächer,
Auf die der Pfeile Hagel fruchtlos fällt.
Die schieben Thürme vor, die Mauerbrecher,
Die, wie er kann, der Feind sich ferne hält.

Der Thürme Brücken zielen schon von oben,
Des Widders Eisenstirn muß unten toben.

Rinaldo steht indessen unentschlossen,
Denn die Gefahr paßt seiner Würde schlecht;
Nur Pöbelruhm scheint auf der Bahn zu sprossen,
Wo jeder Kämpfer schreitet zum Gefecht.
Er blickt umher; der Weg, den die Genossen
Nicht wagen, eben dieser scheint ihm recht.
Dort, wo die Zinnen hoch und drohend ragen,
Wo Niemand stürmt, will er den Angriff wagen.

Er eilt nun, zu der großen Schaar zu sprechen,
Die Dudo einst geführt zu Schlacht und Streit:
„Ist's schmachvoll Zeugniß nicht von unsern Schwächen,
Daß sich des Friedens jene Zinne freut?
Weiß Muth nicht jegliche Gefahr zu brechen,
Ist jeder Weg nicht frei für Tapferkeit?
Wohlan zum Sturm! Vor Streichen von den Wilden
Schützt uns ein fest Schildkrötendach von Schilden!" —

Er spricht's; und ihm vereinen sich die Recken
Und über'm Haupt den Schild ein jeder hält.
Sie fügen so genau die Eisendecken,
Daß sie der grimmste Hagel nicht zerspellt.
Also beschützt geht hin die Schaar der Kecken,
Wo ihrem Lauf sich Nichts entgegenstellt,
Was auch von Pfeilen, Steinen kommt von Oben,
Durch Nichts wird dieses feste Dach zerstoben.

Sie sind am Fuß der Mauer. Und Rinald
Legt an die Wand die hundertsprossige Leiter,
Und sie bewegt so schnell des Arms Gewalt,
Daß sie ein Rohr im Wind erscheint, Nichts weiter.
Bald Lanzen, Balken, Säulen, Felsen bald
Stürzen von Oben; doch der kühne Streiter
Verachtung nur solch' tollem Stürzen gab,
Flög' auch der höchste Berg auf ihn herab.

Ein Wald von Pfeilen und von Trümmerstücken
Bricht auf den Schild ihm, auf den Rücken ein,
Die rechte Hand hilft ihm im Aufwärtsrücken,
Die linke deckt die kühne Stirne sein.
Sein Beispiel, das die Krieger sein erblicken,
Spornt sie mit Macht, er steigt nicht mehr allein.
Gar viele klimmen nach ihm auf die Leiter,
Doch Muth und Schicksal lacht nicht jedem Streiter.

Der stirbt, der fällt. Er klimmt stets weiter fort,
Droht dem, ermuntert den, zu dem Beginnen,
Schon streckt er seine Hand zum Mauerbord,
So viel kann er durch Hast und Kraft gewinnen;

Da kommt viel Volk, das stößt und drängt ihn dort,
Sucht fruchtlos ihn zu werfen von den Zinnen.
O Wunder! solchen Heeres Drängen, Drohn,
Beut Einer in den Lüften schwebend Hohn.

Er widersteht, dringt kühn empor, es mehrt sich
Die Kraft in ihm, beschwerten Palmen gleich.
Je mehr der Druck, je glühender empört sich
Sein hoher Muth an Schnellkraft wunderreich.
Bahn bricht er durch die Feinde mit dem Schwert sich
Und springt dann auf den Mauerkranz zugleich
Und hat zum Schutze der, die nach ihm kommen,
Mit kühnem Arm ihn gänzlich eingenommen.

Es reicht nun dem Eustach der Heldengleiche,
Als er schon wankte und im Fallen war,
Daß er mit ihm den Mauerkranz erreiche,
Die kühne Siegerrechte hilfreich dar.
Indessen war im andern Feldbereiche
Bei Gottfried's Kämpfern mancherlei Gefahr,
Weil hier nicht bloß die Menschenkraft genügte,
Nein, auch Maschine mit Maschine kriegte.

Der größte Stamm, einst eines Schiffes Mast,
Wird von den Syrern auf der Zinn' erhoben,
Beschlagen gut mit tücht'gen Eisenkloben;
Am Strick zieh'n sie zurück den Klotz mit Hast,
Dann bricht er rasch hervor mit schwerem Toben.
Bald streckt er vor den Kopf anstürmend jach,
Bald kriecht er gleich der Schildkröt' unter Dach.

Der ungefüge Klotz beginnt zu schnellen
Auf jenen Thurm mit solcher grimmen Macht,
Daß er die festen Fugen macht zerschellen,
Der Thurm schon wankt und manche Lucke kracht.
Doch, um zu helfen sich in solchen Fällen,
Sind an dem Thurm zwei Sicheln angebracht,
Die an dem Läufer, wie er vor will schnappen,
Im rechten Augenblick die Seile kappen.

So wie ein Felsstück, das des Alters Stunde,
Der Winde Wuth vom hohen Berge löst't,
Wald, Hütten, Heerden niederreißt zum Schlunde
Des Abgrunds, allzerstörend sich vergrößt:
So reißt der schwere Klotz zum tiefsten Grunde
Volk, Waffen, Zinnen, wo sich all zerstößt,
Es wankt der Thurm bei solchem mächt'gen Fallen,
Die Mauer bebt, die fernsten Schluchten hallen.

Schon glaubte Bouillon siegreich einzuziehen,
Und wähnt sich schon als hoher Sieger groß.
Doch plötzlich sieht er Flammen um sich sprühen,
Aus denen Rauch und Qualm in Masse floß.

Nie mochte Aetna's Krater so erglühen,
Wenn Lava brach aus seinem Schwefelschooß,
Nicht sandten jener Sonne heiße Gluten
Auf Indiens Gau'n solch' heißer Dünste Fluten.

Glutkugeln, Feierlanzen, Feuerräder
Schwarzqualmend hier und dort im blut'gen Schein!
Von Rauch und Dünsten fühlt erstickt sich Jeder,
Die Flamme leckt, der Donner dröhnt darein.
Es wird dem Thurm am End' das feuchte Leder
Zu der Vertheid'gung schwachen Schutz verleih'n.
Es schwitzt und schrumpft, und wird nicht Hülfe senden
Der Himmel selbst, so weicht der Thurm den Bränden.

Beim Heere steht da Gottfried seelengroß,
Er ändert nicht die Farbe, nicht die Stelle,
Er tröstet sie, er sorgt, daß Wasser floß
Am Thurm hinab, damit das Leder schwelle;
Doch immer schlimmer wird der Seinen Loos,
Schon mangelt ihnen frisches Naß der Quelle,
Da, schau! mit einem Mal ein Sturmwind weht,
Der all' den Brand auf die Erzeuger dreht.

Zurück nun muß im Sturm das Glutmeer weichen,
Der Heiden luft'gen Zelten zugewandt;
Das leichte Zeug eilt's zischend zu erreichen
Und unbezwingbar setzt es all' in Brand.
O ruhmbedeckter Führer sonder Gleichen,
Wie liebt dich Gott, wie schützt dich seine Hand!
Der Himmel kämpft mit dir, da gegenwärtig
Der Sturm beim Ruf der Schlacht ist, kampfgewärtig.

Ismen, der Frevler, sieht die Flamme dringen
Zur Stadt und wüthen dort mit neuer Brunst,
Und glaubt Natur und bösen Wind zu zwingen
Durch seiner Zauberkünste Nebeldunst;
Er eilt sich auf die Mauer jetzt zu schwingen,
Mit ihm zwei Schülerinnen seiner Kunst,
Gleich Charon bärtig, wüst und schwarz und schmutzig,
Wie Pluto zwischen Eumeniden trutzig.

Und horch! sein Mund schon düst're Laute gab,
Davor Cocyt und Phlegeton erzittert,
Die Luft wird schwarz, von düst'rem Wolkengrab
Wird schon der Sonne Angesicht umwittert,
Da fällt vom hohen Thurm ein Fels herab,
Wohl bergegleich, der alle Drei zersplittert,
Er schlug so ungestüm und mächtig drein,
Zerstreut ihr Blut ringsum und ihr Gebein.

In kleine, blut'ge Splitter nun zerreißt
Der Fels der drei verruchten Köpfe Schalen,

Gleich einem harten Mühlstein, wenn er kreis't
Und jedes Korn zu Stäubchen wird zermahlen.
Mit Seufzen flieht hinweg solch böser Geist,
Froh wird die Luft, neu scheinen Himmelsstrahlen,
Indeß der düst're Geist zur Hölle flieht.
Lern' Tugend üben, menschliches Gemüth!

Da Qualm und Glut und Wind die Stadt bedrücken,
So kann der Thurm mit Sicherheit ihr nah'n
Und kommt so nah', daß er mit seinen Brücken
Sich mächtig fühlt, den Mauerkranz zu fah'n.
Doch schnell eilt Soliman heranzurücken
Und sucht zu kappen diese schmale Bahn,
Er haut und haut und brächt' ihn auch zum Wanken,
Da steigt ein anderer Thurm aus dessen Flanken.

Der Thurm scheint hoch und höher sich zu dehnen,
Als in der Stadt ein jegliches Gebäu:
Erschrocken sehen nun die Saracenen,
Daß höher als die Stadt dies Werkzeug sei.
Trotz allem Pfeilehagel, Steinedröhnen,
Bleibt Soliman doch seiner Arbeit treu;
Er läßt nicht ab die Brücke zu zertrümmern
Und schimpft und mahnt, die feig sind, hier zu zimmern.

Da zeigt sich, andern Menschen unsichtbar,
Der Engel Michael Gottfried dem Frommen,
Mehr als die wolkenlose Sonne klar
In hoher Himmelsrüstung Glanz umschwommen.
Schau, Gottfried, spricht er, Zion ward nun bar
Des grausen Jochs, der Tag ist nun gekommen.
Erheb', erheb' dein Aug', das furchtsam blickt,
Schau, welchen Beistand dir der Himmel schickt!

Schau auf nach jenen luft'gen Himmelskreisen!
Siehst du nicht dort des Himmelsheeres Bild?
Den Wolkenschleier will ich dir entreißen,
Der düster, trüb um eure Menschheit quillt,
Will deinen Geist mit Himmelsfeuer speisen,
Damit du schaust die Geister unverhüllt,
Daß du den Glanz der himmlischen Gestalten
Vermögst — auf kurze Zeit doch — festzuhalten.

Schau dort die hohen Kämpen Christi blinken,
Als sel'ge Bürger in des Himmels Reich!
Dein Ziel muß ihnen auch das höchste dünken,
Sie fechten mit dir kühnlich Streich auf Streich!
Dort, wo der Mauer stolze Trümmer sinken,
Wo Rauch und Staub umherwogt grausenreich
Der Thürme Grund erschütternd, trotz dem Dampfe
Und Qualm, steht Hugo dort im kühnen Kampfe.

Siehst Dudo dort beim Thor gen Mitternacht
Mit Flamm' und Schwert im dichten Schlachtenreigen,
Wie er dir Waffen bringt, den Muth entfacht,
Die Leiter hält und mahnt hinaufzusteigen?
Sieh'st du am Hügel den in heil'ger Tracht,
Es scheint das Haar den Priesterkranz zu zeigen,
Ein sel'ger Geist, der Hirte Ademar,
Er führt und segnet noch der Krieger Schaar.

Du mußt den kühnen Blick noch höher heben
Und schau'n das Himmelsheer in voller Pracht. —
Er hebt den Blick und sieht auf Flügeln schweben
Des Himmelsheeres nie gezählte Macht;
Drei Schaaren sind's, in drei Cohorten streben
Sie Drei um Drei zu ordnen sich der Schlacht,
Zu weitem Kreise mehr nach Außen fliehend,
Im Mittelpunkt sich mehr zusammenziehend.

Sein Auge kann so großen Glanz nicht tragen,
Er senkt's, schaut auf, verschwunden ist der Schein.
Doch rings umher find't er den Feind geschlagen
Und sieht mit Freuden jetzt, der Sieg ist sein.
Noch Viele nach Rinald' zu klimmen wagen
Und dieser haut schon auf die Syrer ein.
Doch Gottfried, ob dem Zögern zornentglommen,
Die Fahne hat dem Fähndrich er entnommen.

Er geht zuerst hinüber, in der Mitten
Begegnet auf dem Weg ihm Soliman.
Auf diesem Wege nun von wen'gen Schritten
Wird mächtig große Kühnheit kund gethan;
Da ruft der Heid': Soll ich mein Blut verschütten,
Ich opfr' es gern auf dieser kurzen Bahn.
Kappt hinter mir die Brücke, lieben Leute,
Ich bleibe hier als nicht geringe Beute.

Von ferne sieht er flieh'n die Seinen alle
Und gräßlich wüthend kommt Rinald herbei.
Er denkt: was soll ich thun? Wenn ich hier falle,
Ist klar, daß fruchtlos jetzt mein Sterben sei.
Drum eilt er weg nach jenem neuen Schwalle
Und läßt für Gottfried nun die Brücke frei,
Der folgt ihm drohend nach, auf daß er pflanze
Des Kreuzes Banner auf dem Mauerkranze.

Stolz weht das Siegesbanner in der Runde
Sich lösend und verwickelnd mannigfalt,
Voll Ehrfurcht weht die Luft in dieser Stunde
Und klarer zeigt der Tag sich alsobald;
Der Pfeil, darauf gezielt, er fällt zum Grunde,
Wenn er nicht rücklings auf den Schützen prallt,

Und Zion scheint sich und der Berg zu beugen,
Der nah der Stadt ist, und die Stirn zu neigen.

Das ganze Heer läßt Jubel nun erschallen,
Von hoher Siegeslust entzückt, entbrannt;
So daß die Berge tönend wiederhallen,
Und Echo ruft aus fernster Felsenwand,
Held Tankred macht ein jedes Hemmniß fallen,
Das ihm entgegensetzt voll Muth Argant,
Auch seine Brücke kann die Zinn' erreichen,
Er springt hinan und pflanzt des Kreuzes Zeichen.

Guarini. Tassoni.

§. 6. **Giambattista Guarini** (gest. 1612) hatte es augenscheinlich darauf abgesehen, Tasso's Aminta zu übertreffen; allein er hat ihm nur nachgeahmt, selten erreicht in seinem berühmten Hirtenspiele: Der treue Schäfer (il pastor fido). Guarini ist oft gedankenreicher als Tasso, aber nicht so natürlich und anziehend, wie dieser.

Originell erscheint **Alessandro Tassoni** in seinem komischen Epos: Der geraubte Eimer (Secchia rapita). Dieses Gedicht hat die Absicht, die verderbliche, oft wegen Kleinigkeiten entbrannte Uneinigkeit der Italiener lächerlich zu machen. Daher schildert der Dichter einen Streit, welchen die von Modena mit denen von Bologna über den Besitz eines hölzernen Eimers geführt haben sollen. Beißende Satyre, derber Witz, schöne Sprache.

Anmerk. Uebersetzung des geraubten Eimers von P. L. Kritz.

Vincenzo Filicaja.

§. 7. Nach Petrarca war die lyrische Dichtkunst der Italiener in fades, geist- und gemüthloses Getändel verfallen. **Vincenzo da Filicaja** aus Florenz (geb. 1642) reformirte sie. Er setzte der Verweichlichung und Süßelei seiner Vorgänger edlere, männliche Gedanken entgegen, Gefühle, die aus dem Herzen stammten, und eine Sprache voll Kraft und Einfachheit. Besonders glühte Filicaja von warmer Vaterlandsliebe. Zur Probe das schöne Sonett

Italia! Italia!

Italien! o du, auf dessen Auen
Der Himmel goß unsel'ger Schönheit Spenden,
So dir gebracht als Mitgift Leid' ohn' Enden,
Das klar geschrieben steht ob deinen Brauen.

Möcht' ich dich minder schön und stärker schauen!
Damit mehr Furcht und minder Lieb' empfänden
Die, so nach deinem Reiz sich schmachtend wenden
Und dennoch dich bedroh'n mit Todesgrauen.

Nicht strömen säh' ich von den Alpen weiter
Bewaffnet Volk, nicht mit den blut'gen Wogen
Des Po sich tränken Galliens Roß und Reiter.

Noch säh' ich dich, mit fremder Wehr' umzogen,
Krieg führen durch den Arm ausländ'scher Streiter,
Stets, siegend und besiegt, in's Joch gezogen.

Goldoni. Gozzi.

§. 8. Dem kunstmäßigen Lustspiel geht das volksmäßige voraus. Dieses hat bei den Italienern seine stehenden Personen, von denen die berühmtesten sind: Der Doktor (langweiliger Gelehrter), Pantalone (gutmüthiger Kaufmann, der angeführt wird), Harlekin (Pantalons Diener, unser Hanswurst), Scaramuzzo (großsprecherischer Spanier, der von Harlekin geprügelt wird) u. s. w. Der Pulcinello (lustiger, mißgestalteter Bauer) gehört nur Neapel an.

Das kunstmäßige Lustspiel der Italiener begann im 15. Jahrhundert. Unter einer großen Zahl von Lustspieldichtern sind doch nur wenige von Bedeutung. Erst **Carlo Goldoni** (geb. 1707 in Venedig, gest. 1793) leistete Treffliches. An 150 Lustspiele bezeugen seine ungemeine Fruchtbarkeit. Er stellte der Harlekinade (commedia dell' arte) das Charakterlustspiel (commedia di carrattere) entgegen, worin ihm der Franzose Molière Vorbild war. Goldoni erkennt mit scharfem Blicke die schwachen Seiten der Menschen und zeichnet sie naturgemäß. Er ist reich an guten Einfällen und komischen Situationen, oft nur zu flüchtig und nachlässig in seiner Sprache. Eine Zeit lang wurde **Carlo Gozzi** durch Herstellung der alten Volkskomödie sein Gegner und Nebenbuhler. Gozzi bewies allerdings in seinen phantastischen Volksmährchen, Zauber- und Spektakelstücken wahrhaft poetische Erfindungskraft, allein es fehlte ihm die geschmackvolle Ausbildung, daher die Italiener bald zu ihrem gran Goldoni zurückkehrten.

Metastasio. Alfieri.

§. 9. Trauerspiel und Oper sind gleich dem Lustspiel erst in der neueren italienischen Literatur zur Ausbildung gekommen.

Als Dichter der heroischen oder tragischen Oper wird **Pietro Metastasio** (geb. 1698, Hofdichter in Wien, gest. 1789) von seinen Lands-

leuten hochgefeiert, ja überschätzt. Seine Sprache ist unvergleichlich süß, wohlklingend, musikalisch, aber der Inhalt seiner Opern höchst unbedeutend, zuweilen ohne allen sittlichen Werth. Eine Metastasio's Natur ganz entgegengesetzte erscheint in **Vittorio Alfieri** (geb. 1749, gest. 1803). Wie jener allzu weichlich, weibisch, schmachtend war, so dieser hart, trocken, einfach bis zur Dürftigkeit. Die französische Revolution hatte ihn begeistert, er wollte seine Landsleute ebenfalls für die Freiheit erziehen. Das Theater sollte die Schule sein, in welcher das Volk „frei, stark und edel" werden sollte. Dazu waren Alfieri's Trauerspiele, 21 an der Zahl, nicht geeignet. Es fehlte ihm die Weihe des Dichters, die Gabe der Erfindung, die Kunst der Darstellung; er war politisch erregt, aber nicht poetisch begeistert. Sein Hauptverdienst ist es, den herrschenden weichlichen Geschmack verdrängt zu haben.

Romantiker. Alessandro Manzoni.

§. 10. Der größte neuere Dichter Italiens ist der Graf **Alessandro Manzoni** (geb. zu Mailand 1784). Er ist gleich jenen großen Meistern Dante und Tasso vor Allem Christ und gläubiger Katholik. Zuerst trat er als lyrischer Dichter mit religiösen Liedern auf (Inni sacri). Hier ward ihm der Ruhm, anstatt der herkömmlichen hohlen Declamationen Lieder voll Innigkeit und Gefühl gedichtet zu haben. Darauf brach er eine neue Bahn für das Trauerspiel in seinem Grafen von Carmagnola und Adelgis, warf die Fesseln des sogenannten classischen französischen Drama's ab und dichtete in wahrhaft nationalem, freierem Geiste. Die Glanzpunkte dieser Tragödien sind die Chöre, in welchen sich, gleichwie in seinen Oden, Manzoni's lyrische Pracht auf's Herrlichste offenbart. Noch größer aber steht Manzoni als Erzähler da in seinem berühmten Roman: **die Verlobten** (gli promessi sposi), worin das Leben und Treiben des italischen Landvolkes in der Geschichte eines Brautpaares aus niederm Stande vortrefflich geschildert wird. Der Schauplatz ist die Lombardei um den Anfang des 17. Jahrhunderts. Don Rodrigo, ein vornehmer Sünder, hat sein Auge auf Lucia, die Braut des Seidenwebers Lorenzo, geworfen. Er weiß die Trauung am Tage selbst, da sie stattfinden soll, zu hintertreiben und bietet nun Alles auf, Lucia in seine Gewalt zu bekommen, bis ihn zuletzt die Strafe Gottes erreicht und die Pest im Spitale zu Mailand hinwegrafft, worauf Lucia mit ihrem Bräutigam vereint wird. Höchst lebendig und interessant sind die Charaktere dieses Romans gezeichnet, besonders der würdige Erzbischof Friedrich Borromeo, dann der geheim-

nißvolle ungenannte Banditenführer, der wahrhaft fromme Klosterbruder Christoforo und die scheinheilige Gertrude. Die Handlung ist durchaus spannend, der Ausgang vollkommen befriedigend. Man wird, wie Göthe urtheilte, von der Bewunderung zur Rührung und von der Rührung zur Bewunderung hingerissen. Seit Boccaccio's Decamerone war in der italischen Prosa kein besseres Werk erschienen, nur daß „die Verlobten" durch sittliche Reinheit und ächt katholische Religiosität weit höher stehen.

Anmerk. Uebersetzungen der „Verlobten" gaben E. v. Bülow (2. Aufl. 1837) und Leßmann (1828).

Pellico. Nicolini. Leopardi.

§. 11. Von Manzoni's romantischem Geiste angeregt, traten in neuerer Zeit noch drei große Dichter auf, deren zwei: Pellico und Nicolini im Trauerspiel, Leopardi aber in der Gefühlsdichtung Treffliches geleistet haben.

Silvio Pellico (geb. 1789) ist berühmter durch sein Schicksal als politischer Gefangener auf dem Spielberg, als durch seine poetischen Werke. Er ist eine weiche, elegische Natur sowohl in Liedern als Trauerspielen. Von letzteren ist Franzesca da Rimini durch den rührenden Gegenstand und die zarte, innige Behandlung ein Lieblingsstück der Italiener geworden. Pellico's berühmtestes Buch ist die Schilderung seiner Gefangenschaft: „**Meine Gefängnisse**" (Le mie prigioni).

Viel bedeutender ist **Giovanni Battista Nicolini** (geb 1786), zuerst auf der rauhen Bahn Alfieri's wandelnd, später von Manzoni's romantischer Richtung angezogen. Er hat die Stoffe zu seinen Trauerspielen mit Glück aus der Geschichte seines Vaterlandes genommen und sich schon dadurch den Weg zum Herzen seiner Landsleute gebahnt; besonders berühmt wurden seine Trauerspiele: Polyxena und Arnaldo da Brescia.

Am Ausgange der italischen Poesie erscheint noch ein Dichter, mit Petrarca und Filicaja der dritte im Bunde großer italischer Lyriker. Es ist der Graf **Giacomo Leopardi** (geb. 1798, gest. 1837). Angehaucht von Dante's Geiste ist seine Muse vor Allem patriotisch. Er singt die Leiden seines Volkes in einfach schöner, wahrhaft begeisterter, nur zuweilen bis zur Bitterkeit wehmüthiger Sprache. Sein Gesang an Italien, seine Verse an Angelo Mai gelten als Lieder von hoher Vollendung.

Italienische Prosaisten.

§. 12. Die bedeutendsten Prosawerke der schönen Literatur Italiens: Boccaccio's „Decamerone" und Manzoni's „Verlobte" sind bereits erwähnt worden. In der wissenschaftlichen Literatur sind die glänzendsten Namen: **Nicolo Macchiavelli** (geb. 1469 in Florenz), Geschichtschreiber und Staatsmann, welcher in seinem berüchtigten Buche „der Fürst" (il principe) lehrt, wie ein Regent das Wohl des Staates auch mit den schlechtesten Mitteln befördern dürfe.

Unter den neueren Geschichtschreibern ist **Cesare Cantu** (geb. 1806 zu Mailand) der bedeutendste, dessen Schriften von tief religiösem, echt katholischem Geiste beseelt sind. Sein anerkannt classisches Hauptwerk ist die **allgemeine Geschichte** (in 35 Bänden), in welcher klare, gründliche Darstellung mit christlicher Auffassung vereinigt ist. (Deutsche Uebersetzung von M. Brühl.) Auch sein Roman: Margherita Pusterla gehört unter die besten Erscheinungen der neueren italienischen Prosa. (Deutsch von Fink, 1842.)

Zur nähern Kenntniß der italienischen Literatur nennen wir aus der großen Masse von Hand- und Lesebüchern nur ein einziges, gediegenes: Handbuch der ital. National-Literatur von A. Ebert. Marburg u. Leipzig. 1854.

Sechster Abschnitt.

Spanische Literatur.

Sprache. Volkscharakter.

§. 1. Die spanische Sprache ist gleich der italienischen eine Tochter des Lateinischen. Erst in später Zeit, etwa zu Ende des Mittelalters, hat sich die castilische Mundart als die reinste und klangvollste zur classischen Schriftsprache erhoben. Das Spanische verbindet mit der süßen melodischen Klangfülle des Italienischen jene stolze Würde und Erhabenheit, welche dem Spanier selbst als „Grandezza" eigen ist. Weniger fließend und leicht, als die italische, ist die spanische Sprache tiefer, feuriger, kühner, energischer. Dazu besitzt sie durch den Einfluß des in Südspanien so lange einheimischen Arabischen weit mehr von jener orientalischen Bilderpracht und Farbenglut, als ihre romanischen Schwestern. Mit der

Sprache ist auch der Mensch geschildert. Dieselbe Beimischung von orientalischer Glut und Prachtliebe, dieselbe stolze, ernste, würdevolle Haltung, dieselbe Tiefe, Feinheit und Zartheit im Gefühl und Ausdruck. Was aber den Charakter des Spanischen Volkes und seiner Literatur ganz besonders auszeichnet, ist die Alles durchdringende und belebende Wärme des katholischen Glaubens. Spanien war der Schauplatz, wo sich Kreuz und Halbmond in Europa begegnen sollten. Ein fast achthundertjähriger Kampf weihte jeden Spanier zu einem Helden für Gott und Vaterland. Die ganze Nation glühte von frommer Kampfbegeisterung, von tiefer Glaubensinnigkeit und ritterlicher Gesinnung. So mächtige Gefühle waren auch nothwendig bei einem Volke, welches die Aufgabe hatte, die Vorhut der europäischen Christenheit gegen den Islam zu bilden. Und als diese Aufgabe gelöst und die Nation im Kampfe stark und ritterlich geworden war, sandte sie ihre Helden aus, ein Reich zu schaffen, in welchem die Sonne nicht unterging, einen neuen Schauplatz der Weltgeschichte. So herrlich war Spaniens Volk in vergangenen Tagen, so herrlich auch seine Literatur, unter allen romanischen ohne Zweifel die reichste und glänzendste. Besonders waren es die Romanzen, dann der Roman und das Drama, worin die spanische Poesie triumphirte. Erst in der neueren Zeit sank zugleich mit der nationalen Hoheit der Spanier auch ihre Literatur zu einer Sclavin des französischen Geschmackes herunter. Jene großen Werke der älteren Zeit aber verdienen näher betrachtet zu werden, weil sie leider bei uns weniger gekannt und gelesen sind als z. B. viele geringere Producte der Franzosen.

Die alten Romanzen. Der Cid.

§. 2. Die Poesie der Spanier ist zuerst durch die Heldenkämpfe mit den Mauren entzündet worden. Da wurden die Thaten des Königes Roderich, des Grafen Julian, Carls des Großen und seiner Palatine, vor allen aber des **Cid Campeador**, in volksmäßigen Erzählungen (Romanzen) gefeiert. Dieser Cid, von dessen Ruhm ganz Spanien Jahrhunderte klang, wurde ungefähr um das Jahr 1040 geboren und starb 1099 in Valencia, welches er von den Mauren befreit hatte. Sein eigentlicher Name war Ruy Diaz oder Rodrigo Diaz. Den Namen Cid erhielt er, wie man glaubt, von den Mauren, da ihn in einer Schlacht fünf Könige als ihren Seid, d. i. Besieger, anerkannten. Sein anderer Titel, Campeador, bedeutet Kämpfer. Geschichte und Sage erzählen die glänzenden Thaten und Siege des Cid über die Mauren, während er selbst kaum eine einzige Niederlage erlitt.

Sein Heldenleben wird in mehreren altspanischen Dichtungen „vom Cid" besungen, unter welchen die bekanntesten und schönsten sind: **Romanzen vom Cid** und **Heldengedicht vom Cid**, jene volksthümlicher, dieses kunstmäßiger gehalten, beide ächt episch, treu und klar, frisch und national, und von dem glaubensfrommen Geiste des alten christlichen Ritterthums beseelt. — Außer den Romanzen vom Cid besitzen die Spanier noch eine große Anzahl anderer Romanzen, welche in der Mehrzahl eben so schön, volksthümlich, treuherzig, glaubensinnig und wahrhaft episch sind. Es folgen einige Proben.

Anmerk. Die Romanzen vom Cid übersetzten Herder, Duttenhofer, vorzüglich Regis (1842); das Heldengedicht vom Cid O. L. B. Wolff mit erklärenden Anmerkungen (Jena 1850). Vorzüglich schön ist die Uebertragung anderer spanischer Romanzen von E. Geibel (Volkslieder und Romanzen der Spanier. Berlin, 1843).

Romanzen vom Cid.

Eines Abends trat Ximene
Vor den Thron des Königs dort
In Leon, Recht zu begehren,
Wegen ihres Vaters Mord,
Wider Rodrich von Vilbar, den
Cid, begehrt sie's, in Betracht,
Als ein Kind von zartem Alter,
Er zur Waise sie gemacht. —
„Ob ich Recht hab', oder keines,
Siehst du wohl und liegt am Tag,
König, weil der Ehr' Anliegen
Nimmer sich verstellen mag.
Jeden Tag, der anbricht, seh' ich
Meines Hauses Blutwolf, Ihn,
Daß mein Jammer nur sich schärfe,
Hoch zu Roß vorüberzieh'n.
Laß ihn, guter Herr — du kannst es —
Nicht umschwärmen mein Quartier!
Denn der Mann, der wahrhaft brav ist,
Rächet sich an Weibern nie.
Wenn mein Vater seinen schmähte,
Nun dann rächt' er ihn gewiß!
Und, zahlt Ehr' einmal mit Tod nur,
Gnüg' ihm zur Entschuld'gung dieß.
Hast in deinen Schutz genommen
Mich; o laß mich nicht betrüben!
Weil sie ja an deinem Herzen,
Was an mir geschieht, verüben. —"
„Schweiget nun, Donna Ximene;
Denn ihr macht mir große Plag;
Und ich werd' auf's Beste steuern
Allem euerm Ungemach.
Nichts darf ich dem Cid zu nah thun;
Ist ein Mann, der viel vermag;
Er beschützt mein Reich und will ich,
Daß er mir es auch bewach!
Doch denk' ich's mit ihm zu schlichten
So, daß euch's nicht soll gereu'n,
Daß er mir sein Wort soll geben,
Euer Ehgemahl zu sein." —
Wohl zufrieden war Ximene
Mit der Gnade, weil er wollt',
Daß derselbe, der zur Waise
Sie gemacht, sie schützen sollt.

Auf Estremadura rannten
Große Mohrenhaufen an,
Machten Christen viel gefangen,
Niemand nahm sich ihrer an.
Rodrich von Vilbar sie baten,
Daß er ihnen stünde bei;
Rodrich, als ein guter Mann, rief
Eilig seine Schaar herbei.
Lauter Freund' und Vettern waren's,
Die zu ihm gestoßen sind;
Nach der Mohren Fährte sucht' er,
Sein Panier, es flog im Wind,
Er als Feldhauptmann, mit gutem
Eisenharnisch angethan,

Ritt einher auf Babiecen;
Freude war's, zu sehn ihn an.
Auf dem Zug spricht er den Seinen
Muth ein: „Feig sei Keiner heut,
Weil ihr All' Kastiliens echte
Söhn' und Edelmannen seid,
Lasset uns als Tapfre sterben!
Hie läßt man sein Leben gut.“ —
Zwischen Sanct Esteban=Gormaz
Und Atienza ward die Brut
Der Beschnitt'nen eingeholet,
Schlacht geschlagen — Siegsgeschrei —
Don Rodigro überwand sie,
Die Gefang'nen macht er frei,
Nahm die Heerden ihnen wieder,
Jagt sie sieben Meilen, sticht,
Schlägt so viele Mohren nieder,
Daß man sie kann zählen nicht.
Abgewann er ihnen großes
Gut, Gefang'ne heerdenweis.
An zweihundert Pferde machte,
Für sein Theil, Rodrigo preis:
Hunderttausend Mark an Beute,
Er theilt alles überein
Unter alle seine Mannen,
Ohne Habsucht allgemein.
Gen Vibar, mit wohlverdienten,
Hohen Ehren heim er zog;
Ward von Allen viel gepriesen,
Und vom König wunderhoch.

Mit Victorien gekrönet
Seine Schläfe hochbeglückt,
Lag der gute Cid am Sterben,
Schier von eis'gem Frost erstickt.
Gegenwärtig war Sanct Peter,
Wollte gegenwärtig sein,
Zu bezeugen, daß so frohen
Schluß verdient das Leben fein,
Ihn beweinet Frau Ximene,
Die sein Sterben tief betrübt;
Weil, wenn sie ihn liebt' im Leben,
Sie weit mehr im Tod ihn liebt.
Thät der Cid kund sein Vermächtniß,
Wie er sieht, daß noth ihm war
Für die Wohlfahrt seiner Diener,
Seel' und Hab' und Ritterschaar. —
„Weil ich weiß,“ sprach er, „daß Bukar
Mein Valenz' mit großer Hord'
Zu belagern kommt, befehl' ich,
Meinen Leib zu führen fort
Wohl bewahrt und auf Babiecen,
So daß er mich hält: Gebt mir
In die eine Hand Tizonen,
In die andre mein Panier.
Auch befehl' ich, daß in Trauer
Niemand geh': es wär' nicht gut;
Nein, vielmehr in seid'nen Kleidern
Zeigt euch Alle wohlgemuth.
Und in einem fort ertönen
Laßt die Hörner und Drommeten,
Und mit ihren Frau'n Ximenen
Auf die Mauerzinnen treten,
Mit sich führen, wer von Allen
Ihr am meisten würdig schien;
Und mein treues Volk, es kleide
Sich in Weiß und Roth und Grün.
Wenn die Schlacht wird sein zu Ende,
Will ich, daß man meinen Leib
Nach Castilien bring' und meinen
Schatz, den erben soll mein Weib,
Frau Ximene; und darüber
Sei Hieronymus, der alte
Bischof, eingesetzt zum Vormund,
Daß er Alles wohl verwalte.
Auch fünfhundert Maravedis
Erbe, wenn ich todt sein werd',
Von mir jeder Edelmann, und
Tausend auch, wer ihrer werth.
Doch mein Vetter, Don Bermudez,
Aller Arten, wo Ximene
Wohnt, dien' ihr als Oberkämm'rer,
Ob die Zeit sie d'ran gewöhne.
Item soll die Flecken, Burgen,
Und die festen Rittersitz'
Von mir erben König Alfons,
Wie er sie schon hat quitz:
Weil ich niemals hab' erobert
Städt' und Festungen von je,
Denn als Diener und im Namen
Meiner Herrn und Könige,
Und Erstattung keiner Güter
Leist' ich an Castiliens Kron',
Weil die Könige vielmehr mir
Schuldig sind geworden schon

Meinen Schatz, den in den Kriegen
Mit den Mohren ich verthan,
Den ich ihnen schenk', und sprech' auch
Nicht um einen Deut sie an.
Item will ich, daß Babiecen,
Wenn er stirbt, man soll begraben,
Daß an so verdientem Fleische
Nicht die Vögel sich erlaben.
Und mein Leichnam, zum Sanct Peter
Von Cardenna bringt ihn hin,
Jenem Kloster in Castilien:
Dort sollt ihr begraben ihn.
Und Gott bitt' ich, daß beim Scheiden
Aus der Welt mir sei verziehn."

Don Alonso der Getreue.

Don Alonso Perez Gusman
Traurig sitzet er am Mahl',
Schmecket ihm der Wein wie Galle,
Rührt die Speisen er nicht an.
Denn ein Brief war von den Mohren
Ihm geschossen in die Stadt:
„Uebergebt die Stadt Tarifa,
Uebergebt sie, edler Graf,
Denn im Treffen auf dem Meere
Fiel dein Sohn in unsre Hand.
Wenn du uns die Thore öffnest,
Lassen wir ihn frei alsbald,
Geben ihm zu seinem Leben
Noch ein Roß von feiner Art;
Purpurn sollen sein die Decken
Und von Golde der Beschlag,
Und der Zaum von Silberglöckchen,
Daß es klingt bei Schritt und Trab;
Aber gibst du uns die Stadt nicht,
Schlagen wir das Haupt ihm ab."
Auf die Mauer ging Alonso,
Sah hinunter in das Thal,
Vor das Zelt des Mohrenhauptmanns
Führten seinen Sohn sie da,
Ketten trug er an den Händen,
Ketten trug er um den Hals,
Und der Bart hing auf die Brust ihm
Nieder von der langen Haft.
Als Alonso dieß gewahrte,
Wohl vernehmet, was er sprach:
„Tödtet meinen Sohn, ihr Mohren,
Lieber schlagt das Haupt ihm ab,
Eh' daß ich an meinem König
Uebe schmählichen Verrath."
Als er dieses Wort gesprochen,
Warf er selbst sein Schwert hinab,
Daß sie mit der eig'nen Klinge
Führen möchten jenen Schlag.
Wuth erfaßte da die Mohren,
Da sie solchen Muth ersahn,
Und den edlen Jüngling trafen
Mit dem Schwert sie dergestalt,
Daß das Haupt von seinen Schultern
Rollte blutig in den Sand.
Von dem Tag ward Don Alonso
Der Getreue zubenannt.

Romanze vom blutigen Strome.

Grüne Wellen, grüne Wellen
Wie so viele Leichen tragt ihr,
Christenleichen, Maurenleichen,
Die das scharfe Schwert erschlagen!
Tief gefärbt mit rothem Blut ist
Euer klar krystall'nes Wasser;
Denn von Christen, denn von Mauren
Ward gewalt'ge Schlacht gehalten.
Fürsten standen hier und Grafen,
Große Herrn von hohem Stande,
Männer tapfern Muthes fielen
Von der Blüthe span'schen Adels.
Hier erlag auch Don Alonso,
Der von Aguilar sich nannte,
Und zugleich an seiner Seite
Sank der tapfre Urdiates.
Aufwärts klimmt am Felsenabhang
Saavedra dort, der Tapfre,
Er gebürtig von Sevilla
Aus dem blütenvollsten Stamme.
Hinter ihm ein Renegate
Ruft ihm nach mit lautem Schalle:
„Gib dich, gib dich, Saavedra,
Fliehe so nicht aus dem Kampfe!
Nur zu gut erkenn' ich dich,
War in deinem Haus ja lange;
Auf dem Marktplatz von Sevilla
Sah' ich, wie du Lanzen warfest,

Kenne deine beiden Eltern,
Dein Gemahl auch, Donna Clara;
Sieben Jahre dein Gefang'ner
Ward ich schlimm von dir behandelt.
Traun! Jetzt bist du bald der meine,
Hilft Mahoma meinem Arme,
Und wie du verfuhrst mit mir,
Will ich dann mit dir verfahren."
Saavedra, der es hörte,
Wendet rückwärts schnell sein Antlitz,
Einen Pfeil schoß da der Mohr,
Doch vorüber flog die Waffe.
Und es traf ihn Saavedra
Mit dem Schwerte so gewaltig,
Daß er todt zu Boden stürzte
Ohne noch ein Wort zu athmen.

Aber enger eingeschlossen
Von dem ganzen Maurenschwarme,
Fiel auch endlich Saavedra,
Schlimm durchbohrt von einer Lanze.
Unterdeß hielt Don Alonso
Kräftig Stand und kämpfte wacker,
Und sein Roß, das ihm gefallen,
Braucht' er nun anstatt des Walles.
Aber Mauren über Mauren
Drangen auf ihn ein zum Kampfe;
Endlich matt vom Blutverluste
Sank er nieder auf den Abhang.
An dem Fuß der hohen Felsen
Haucht' er aus den letzten Athem;
Also starb der Held Alonso,
Doch unsterblich lebt sein Name.

Aeltere Dichter. Don Juan Manuel. Der Erzpriester von Hita.

§. 3. Unter den vielen älteren Dichtern der Spanier sind als die vorzüglichsten zu nennen: Der Infant Don Juan Manuel (um 1300) und der Erzpriester von Hita, Juan Ruiz. Jener fand im Gedränge von Staats- und Kriegsgeschäften noch Zeit zu trefflichen Dichtungen, von denen jedoch nur der einzige „Graf Lucanor" erhalten ist. Es ist eine Sammlung 49 sehr verschiedener Geschichten, Anekdoten und Gleichnisse in einfacher Erzählung. Reicher an Dichterkraft, dabei höchst launig und originell war Juan Ruiz, genannt der Erzpriester von Hita. Er hat eine Reihe sehr kurzweiliger Gedichte verfaßt, welche theils Züge aus seinem eignen Leben, theils Bilder seiner Zeit enthalten. Darunter sind Schilderungen, wie z. B. die Geschichte des Krieges zwischen dem Herrn Carneval und der Dame Fasten. Auf Don Carnevals Seite stehen Don Speck, Donna Rauchfleisch, fette Hennen, Geflügel u. s. w., während Donna Fasten die Fische des Meeres und der Flüsse zu ihren Soldaten hat. Don Carneval ist von Essen und Trinken übersättigt eingeschlafen; Donna Fasten benützt dieß zu einem nächtlichen Ueberfall und Siege. Carneval wird schmählich aus seinem Palast verjagt, allein nach 40 Tagen kehrt er gestärkt zurück und schlägt nun die durch 40tägige Fastenzeit abgemagerte Donna Fasten in die Flucht.

Derselbe Dichter, der Humorist und Satyriker war, hat zu gleicher Zeit Lieder gedichtet, die von der tiefsten Andacht und Glut des Glaubens durchdrungen sind. S. die Probe.

Anmerk. Eine Uebersetzung des „Grafen Lucanor" gab der Dichter J. v. Eichendorf (1840); einen guten Auszug der Gedichte des Erzpriesters von Hita Clarus (Geschichte der span. Poesie im Mittelalter I. 398 ff.)

An Maria.

Nun bin ich dein,
Du aller Blumen Blume,
Und sing' allein
Allstund' zu deinem Ruhme;
Will ruhig sein,
Mich dir zu weihn,
Und deinem Dulderthume.

Frau auserlesen,
Zu dir steht all' mein Hoffen,
Mein innerst Wesen
Ist allezeit dir offen.
Komm, mich zu lösen
Vom Fluch des Bösen,
Der mich so hart betroffen!

Du Stern der See
Du Port der Wonnen,
Von der im Weh
Der Wunden Heil gewonnen,
Eh' ich vergeh',
Blick' aus der Höh,
Du Königin der Sonnen!

Nie kann versiegen
Die Fülle deiner Gnaden;
Du hilfst zum Siegen
Dem, der mit Schmach beladen.
An dich sich schmiegen,
Zu deinen Füßen liegen
Heilt allen Harm und Schaden.

Ich leide schwer
Und wohlverdiente Strafen.
Mir bangt so sehr,
Bald Todesschlaf zu schlafen.
Tritt du einher
Und durch das Meer
O führe mich zum Hafen!

Italienische Schule. Garcilasso de la Vega. Hurtado de Mendoza. Luis Ponce de Leon.

§. 4. Die Glanzperiode der spanischen Literatur beginnt mit der Zeit, als Spanien durch die Eroberung Südamerika's eine Weltmacht wurde, wie sie die alte und neue Geschichte nicht gesehen hatte. Glück, Ruhm und Glanz kam in Fülle über die Nation und so erwachten alle Geister zu herrlichen Thaten auf dem Felde der Schlachten wie auf dem Felde der Poesie und Wissenschaft. Durch die Verbindung mit Italien lernten die Spanier die großen Dichter der Italiener kennen. Man bewunderte diese Meister, ohne sie einseitig nachzuahmen. Einer der lieblichsten Dichter der neu aufblühenden italienischen Schule war **Garcilasso de la Vega** (geb. 1503), ein tapfrer Soldat, der wunderbar liebliche und anziehende **Schäferlieder** mitten unter dem Getümmel der Waffen gedichtet hat.

Was von diesem Dichter, sowie (§. 3) von Juan Manuel bemerkt wurde, daß sie mitten im Gedränge der Weltgeschäfte Zeit und Lust zum Dichten fanden, das ist noch weit mehr von **Diego Hurtado de Mendoza** zu rühmen. Er war 1500 zu Granada geboren und starb 75 Jahre alt. Mendoza hatte als Staatsmann viel von dem finstern und herben Charakter des bekannten Herzogs von Alba, dagegen war er als Dichter über die Maßen zärtlich und elegant. Mehr als seine Poesie hat ihn der Roman „**Lazarillo von Tormes**“ berühmt

gemacht, der erste schalkhafte Roman in Spanien, welchem bald nachher Cervantes mit seinem unübertrefflichen Don Quixote folgte. Der Held dieses Romans, „Lazarillo“, ist der Sohn eines Müllers, welcher acht Jahre alt von seiner Mutter einem blinden Bettler zum Führer gegeben wird, mit dem er als Vagabund in Spanien herumzieht, wobei der Dichter die schönste Gelegenheit findet, die Sitten der Zeit und des Landes mit köstlicher Laune zu schildern. Wie prächtig weiß er z. B. den spanischen Nationalstolz, der oft zum Bettelstolze ausartete, zu verspotten, wenn Lazarillo als Lakai sich sieben Bürgersfrauen zugleich verdingt; „denn die Frau des Bäckers, des Schuhmachers, des Schneiders, des Maurers u. s. w. würde sich schämen, über die Straße und in die Messe zu gehen, ohne einen Bedienten zu haben, der ihnen, einen Degen an der Seite, ehrerbietig nachträte; und da Keine im Stande ist, ihn allein zu bezahlen, so richten sie sich so ein, daß er nach einander den Dienst bei jeder verrichten kann.“

Unter den Liederdichtern dieser Zeit ist unstreitig **Luis Ponce de Leon** der bedeutendste. Er war geboren im Jahre 1528, trat in den Orden der Augustiner und führte nun als Klosterbruder ein so stilles, beschauliches Leben, daß er nicht nur sein Geburtsland, Altcastilien, niemals verlassen, sondern auch keine zehn Menschen genauer gekannt haben soll. Es war ein ruhiger, in sich selbst verschlossener Geist, ein reines, reiches und tiefes Dichtergemüth. Leider verwickelten ihn die Ränke böser Menschen in einen langen Proceß vor der spanischen Inquisition, welcher jedoch mit seiner Freisprechung endigte. Das liebreiche, tiefreligiöse Wesen des Dichters ist auch in seinen Liedern auf das Schönste ausgesprochen. Ponce de Leon hat wenige Oden gedichtet, allein diese sind ohne Ausnahme classisch in Inhalt und Form, so daß man dem Dichter den Ehrentitel eines spanischen Horaz beigelegt hat.*) Ein schönes Beispiel ist die nachfolgende Ode „auf die Himmelfahrt.“

Anmerk. Eine gelungene, den Freunden christlicher Poesie zu empfehlende Uebersetzung haben wir von Schlüter und Stork (Sämmtliche Originalgedichte des L. Ponce de Leon. Spanisch und Deutsch. 1853.)

Christi Himmelfahrt.

Verlassend deine Heerde,
Die einsame, o Hirt, im tiefen, wilden
Und dunklen Thal der Erde,
Schwingst du dich durch die milden
Lichträume hin zu himmlischen Gefilden!

Die früher so Beglückten
Sie trauren nun sie seufzen, klagen, bangen;
Die sich an dir erquickten,
Wohin, seit du gegangen,
Wohin soll nun sich wenden ihr Verlangen?

*) Ticknor stellt ihn über Klopstock und Filicaja; A. v. Humboldt spricht (im Kosmos) mit Bewunderung von ihm.

Die Augen deiner Treuen,
Die froh sich weideten an deiner Schöne,
Was kann sie mehr erfreuen?
Das Ohr, das deine Töne
Vernahm, was gibt's, das seinen Schmerz versöhne?

Der Feinde grimm'ges Wüthen,
Wer wird es bändigen und wer den Winden
Und Wellen Ruh' gebieten?
Wie wird seit deinem Schwinden
Das schwanke Schiff den sichern Hafen finden?

O, lichte Wolke weile,
Sei nicht so neidisch unserm kurzen Glücke;
Was fliehst du so in Eile,
Entziehst ihn unserm Blicke,
Und lässest uns so blind und arm zurücke!

Epos. Ercilla.

§. 5. Die Spanier haben nur Ein classisches Heldengedicht: Der Cid; spätere Versuche im Epos sind minder gelungen, wenigstens kommen sie den epischen Dichtungen der Italiener nicht gleich, denen sie nachgebildet wurden. Das bekannteste Gedicht dieser Art ist die Araucana des Alonso de Ercilla y Zunniga (geb. 1533), ein Gedicht in 37 Gesängen, worin die Kämpfe der erobernden Spanier mit den Indianern von Arauco und Chili besungen werden. Ercilla nahm selbst an diesem romantischen Feldzuge Theil und kämpfte tapfer in sieben blutigen Schlachten. Den ersten und besten Theil seines Gedichtes hat er mitten in der Wildniß während des Krieges selbst geschrieben. Oft mußte er anstatt Papier Lederstreifen gebrauchen. Ercilla schildert treu und wahr, nur für einen Dichter oft zu trocken wahr, so daß sein Epos mehr einer Geschichte als einem Gedichte gleich sieht. Uebrigens ist seine Sprache classisch und fließend.

Anmerk. Uebersetzung der „Araucana" von Winterling (1831).

Drama und Roman. Cervantes.

§. 6. Wir treten nun in das goldene Zeitalter der spanischen Literatur ein. Drei Meister sind es, deren Namen als Sterne erster Größe in der Geschichte der Poesie aller Völker glänzen: Cervantes, Lope de Vega, Calderon.

Die spanische Poesie hat denselben Gang ihrer Entwicklung genommen, wie die altgriechische; es folgen Epos, lyrische Dichtung, Drama. Und wie einst das Theater in Hellas mit der Religion innig zusammenhing und ganz und gar auf nationalem Grund und Boden wurzelte, so ist auch das spanische Drama das religiöseste und zugleich das volksthümlichste aller modernen Völker. Erst in neuerer Zeit ist man auf die-

sen Schatz der spanischen Poesie wieder aufmerksam geworden und von Tag zu Tag steigt auch in Deutschland das Interesse aller Gebildeten an dieser classischen Literatur. Schon aus diesem Grunde sollen hier die obengenannten drei Meister möglichst ausführlich geschildert werden.

Der erste von ihnen der Zeit nach ist **Miguel de Cervantes Saavedra**, geb. 1547 zu Alcala de Henares. Dieser große Mann führte gleich andern gefeierten Dichtern ein Leben voll Armseligkeit. Schon als Student verfaßte er eine Menge kleiner Lieder und Romanzen; allein die Noth zwang ihn, 22 Jahre alt, sein Vaterland zu verlassen und in Italien ein Unterkommen zu suchen. Eine Zeit lang war er Kammerdiener des spanischen Gesandten zu Rom, später ließ er sich bei dem spanischen Heere anwerben, das gegen die Türken zu ziehen bestimmt war. In der Seeschlacht bei Lepanto focht er mit wahrem Heldenmuthe. Zwei Kugeln verwundeten ihn, eine dritte riß ihm den Arm weg. Dennoch machte er neue Feldzüge mit, gerieth aber eines Tages in die Hände von Seeräubern, die ihn nach Algier als Sklaven verkauften. Nach fünfjähriger qualvoller Gefangenschaft ward er losgekauft, kehrte nach Spanien zurück und weihte nun seine ganze Thätigkeit der Poesie, leider in beständigem Kampfe mit bitterer Dürftigkeit. Dennoch verließ ihn nie seine gute Laune und Heiterkeit, selbst in den letzten Tagen seines Lebens nicht, als seine Kräfte unter Krankheit und hohem Alter dahin schwanden. Voll Andacht bereitete er sich auf den Tod vor und trat zu diesem Zwecke in das Kloster der Franziskaner, wo er 69 Jahre alt, im J. 1616, verschied.

Zuerst schrieb Cervantes für das Theater. In seinem Trauerspiele: Numantia, schildert er mit glühender Begeisterung, aber ohne dramatische Kunst, den Untergang jener alten spanischen Heldenstadt im Kampfe mit den Römern. Glücklicher war er in Komödien, wo er seinem humoristischen Zuge nachgeben konnte. Vorzüglich gelangen ihm die sogenannten Zwischenspiele (Entremeses), von denen sein „Wundertheater" und „die Höhle von Salamanca" als Meisterstücke gelten. Das eigentliche Feld des Dichters, auf welchem er unsterblichen Ruhm erlangt hat, ist Roman und Novelle. Gleich im Eingange seines Novellenbuches erklärt er mit einem gewissen Selbstgefühl, was man von diesen Novellen zu halten habe: „Ich bin der Erste, der spanische Novellen schrieb; denn die vielen Dichtungen dieser Art, welche in spanischer Sprache verbreitet wurden, sind fremden Nationen abgeborgt, aber diese hier gehören mir; sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen: mein Geist hat sie erzeugt, meine Feder hat sie an's Tageslicht gebracht." Und das ist vollkommen wahr; denn die Novellen des Cervantes sind

durchaus spanische, ächt volksthümliche, dabei lebendige und frische Erzählungen, voll Menschenkenntniß, Witz und blühender Darstellung, und durch alle geht jener Zug schelmischer Laune hindurch, welcher dem Cervantes eigenthümlich ist. Die Novellen waren indessen gleichsam nur Vorübungen zu dem großen Schelmenromane, welcher das unübertroffne Meisterwerk aller Zeiten ist, dem **Don Quijote** (Leben und Thaten des sinnreichen Junkers Don Quijote aus der Mancha). Die Zeit der irrenden Ritter und Abenteuer war vorüber, aber die Erzählungen davon wurden noch immer mit wahrer Wuth verschlungen. Diesen verdorbenen Geschmack der Spanier wollte Cervantes in seinem Don Quijote lächerlich machen,*) und da es auch zu unsern Zeiten noch gar viele Freunde und Freundinnen der unsinnigsten Ritter- und Räubergeschichten gibt, so kann ihnen keine bessere Kur angeordnet werden, als die Lectüre des Don Quijote.

Der Held dieses Romans ist ein Landedelmann aus der Mancha, von liebenswürdigem Charakter und sonst vortrefflichem Verstande, nur durch das ewige Lesen der Ritterromane so verrückt geworden, daß er alle diese Geschichten für wahr hält und sich berufen fühlt, auch so ein fahrender Ritter und Held zu werden. Zu dem Ende stoppelte er eine wunderliche Rüstung aus alter und neuer Zeit zusammen; auch wählte er einen Knappen aus seinen Nachbaren aus. Dieser, Sancho Pansa mit Namen, ist ein Bauer von mittleren Jahren, sehr gutmüthig, aber schrecklich plump und leichtgläubig, jedoch schlau genug, um zuweilen die Narrheiten seines Herrn einzusehen, bei allem dem aber treu ergeben in schlimmen, wie in guten Tagen. Diese Beiden ziehen nun aus ihrem Dorfe auf Abenteuer aus. Don Quijote's Phantasie ist von dem Wuste der Rittergeschichten so verwirrt, daß er die gewöhnlichsten Dinge und Begebenheiten im Lichte der Zauberei und des Ritterthums erblickt und z. B. Windmühlen für Riesen hält, einsame Wirthshäuser für Ritterburgen, Stalldirnen für Edeldamen u. s. w. Dagegen sieht der einfältige Sancho Pansa überall die natürliche Wirklichkeit und kommt dadurch in beständige lächerliche Mißverständnisse und Reibereien mit seinem Herrn, der sich's nun einmal nicht nehmen läßt, Alles verzaubert zu sehen, ja wenn ihm die Wirklichkeit recht klar vor Augen steht, dieselbe für Täuschung boshafter Zauberer hält, welche ihn des Ruhmes großer Thaten berauben wollen. Dieser Wahn des Ritters im Gegensatze zur bewunderungswürdigen Einfalt des Knappen bietet den Stoff zu einer Reihe höchst

---

*) Daß Cervantes diese und keine andere Absicht hegte, erweist Dunlop, Gesch. der Prosadichtungen S. 331.

lustiger, komischer Abenteuer, welche endlich damit ausgehen, daß Ritter und Knappe als Tolle in ihr heimatliches Dorf zurückgebracht werden. Der zweite Theil des Romans bringt die Fortsetzung dieser Abenteuer. Don Quijote's Wahnsinn steigert sich auf's Höchste, bis er endlich in eine schwere Krankheit verfällt und in Folge dieser wieder zur Vernunft kommt, allen Thorheiten der fahrenden Ritterschaft entsagt und als ein guter Christ ruhig in seinem Bette stirbt.

Welchen Beifall dieser Roman gefunden hat, beweist schon der Umstand, daß noch bei Lebzeiten des Verfassers 30,000 Exemplare verkauft wurden. König Philipp III. sah eines Tages vom Balkon seines Schlosses herab einen Studenten lustwandeln, der in einem Buche las, dabei jeden Augenblick Luftsprünge machte und in schallendes Gelächter ausbrach. Nachdem ihn der König eine Weile betrachtet hatte, rief er aus: „Wahrlich, der Student ist ein Narr oder er liest im Don Quijote." Anstatt eines weiteren Urtheils folge hier das schöne Sonett von A. W. Schlegel, worin er dieses Meisterstück aller Romane trefflich charakterisirt.

Auf seinem Pegasus, dem magern Rappen,
Reit't in die Ritterpoesie Quijote,
Und führt anmuthiglich in Glück und Nothe
Gespräche mit der Prosa seines Knappen.

Erst wie sie blind nach Abenteuern tappen,
Trifft sie der Weltlauf mit gar harter Pfote;
Dann kommt der Scherz als huldigender Bote
Und schüttelt schelmisch ihre Schellenkappen.

Und Liebe webt d'rein rührende Geschichten;
Verstand der Menschen, Sitten, Tracht, Geberden,
Es gaukelt Phantasie in farb'ger Glorie.

Ich schwör' es, und Urganda selbst soll richten:
Was auch hinfüro mag ersonnen werden,
Dies bleibt die unvergleichlichste Historie!

Das Werk des Cervantes hat sehr viele Nachahmungen gefunden. Die berühmtesten davon sind: Des Engländers Butler Hudribas, dessen Held, ein presbyterianischer Richter, in Begleitung eines Schreibers von der Sekte der Independenten in der Wuth unwissenden religiösen Eifers durch's Land zieht, um Aberglauben und Mißbräuche abzustellen. Anziehender ist Wieland's Nachahmung in seinem Don Silvio de Rosalva, worin der Held dieses Namens, ein junger Edelmann, der nichts als Feenmärchen gelesen hat, endlich an die Wahrheit der Feenwelt glaubt und dadurch in die sonderbarsten Abenteuer ver-

wickelt wird. Wieland's Roman steht seinem Vorbilde weit nach, ist auch gebildeten Frauen keineswegs als Lektüre zu empfehlen.

Anmerk. Es gibt eine Menge von Uebersetzungen des Don Quixote, darunter die bekanntesten von Bertuch, Soltau, Keller. — Die „Novellen" finden sich in der Uebersetzung sämmtlicher Romane und Novellen des Cervantes von Keller und Notter (Stuttgart, 1842). — Die schönsten Komödien des Cervantes in Schack's Spanischem Theater (1845).

Lope de Vega.

§. 7. Es hat wenige Dichter gegeben, deren Leben so lang, so interessant und so fruchtbar gewesen ist. **Lope Felix de Vega Carpio**, geboren 1562 zu Madrid, konnte, fünf Jahre alt, schon lateinisch und spanisch lesen, und seinen älteren Mitschülern selbstgemachte Verse diktiren. Als Student machte er außerordentliche Fortschritte in den Wissenschaften, nur die Mathematik wollte ihm nicht behagen. Fünfzehn Jahre alt nahm er an einem Kriegszuge gegen Portugal Theil. Nach vollendeten Studien war er im Begriffe, Priester zu werden, wenn ihn nicht, wie er selbst sagt, die Liebe verblendet hätte. Allein diese erste Liebe nahm ein trauriges Ende, da seine Auserwählte an einen alten, reichen Advokaten verheirathet wurde.

Als Philipp II. (1588) seine mächtige „unüberwindliche" Flotte (Armada) gegen England ausschickte, nahm auch Lope an dem Zuge Theil. Der unglückliche Ausgang des Unternehmens führte ihn nach Madrid zurück. Hier verheirathete sich Lope; allein seine Ehe wurde durch mancherlei Unfälle getrübt, und als er nach dem Tode seiner Frau eine neue Ehe eingegangen, nahm frühzeitiger Tod auch die zweite Gemahlin von seiner Seite. Von solchem Schicksal gebeugt beschloß der Dichter, wie er selbst erzählt, „den eitlen Glanz der Welt zu verlassen und Priester zu werden." Sein Ruhm war bereits um diese Zeit in Spanien wie im Auslande auf's Höchste gestiegen. Wenn er über die Straße ging, lief das Volk zusammen, selbst der König blieb ehrfurchtsvoll bei ihm stehen. Italiener reisten einzig in der Absicht nach Spanien, „il famosissimo poeta spagnuolo" kennen zu lernen. Allein all diese fast abgöttische Verehrung machte den großen Mann nicht unbescheiden; vielmehr wandten sich seine Gedanken desto ernstlicher von dem Weltglanze auf die Betrachtung des Ewigen. Mit den Jahren nahm seine Andacht und seine Nächstenliebe zu. Er lebte ganz den Pflichten der Barmherzigkeit. Niemand fand seine Hand verschlossen. Als eines Tages ein schlecht gekleideter Geistlicher ihn um ein Almosen ansprach, bekleidete ihn Lope mit seinem eigenen Gewande und schenkte ihm seinen

Hut, obgleich er eben ausgehen sollte und keinen andern bei der Hand hatte. Seine Frömmigkeit war rein und ungeheuchelt. Die schönsten Beweise davon sind seine seelenvollen geistlichen Lieder, welche zu dem Besten gehören, was die christliche Poesie geschaffen hat, und deren noch manche bis auf den heutigen Tag in den Straßen Madrids von blinden Bettlern gesungen werden. (S. unten die Proben.) In einem schönen Sonette, „die höchste Schule“, hat er selbst seine Geistesumwandlung geschildert:

Des Wissens Gier, von allen Seelentrieben
Der unersättlichste, hat mich im Dienste
Der Wissenschaften und der hohen Künste
So viele Jahre rastlos umgetrieben.

Was ist mir nun als Frucht und Lohn geblieben?
Statt laut'rer Weisheit fand ich Hirngespinste,
Statt neuen Lichtes trübe Nebeldünste,
Mein Herz blieb leer, blieb arm an Glauben, Liebe.

O Eitelkeit des wißbegier'gen Strebens! —
Herr, laß nun auf dein Kreuz den Blick mich kehren,
Dort seh' ich höchste Kunst und Weisheit sprossen;

Doch, angenagelt kannst du so viel lehren?
Ja! denn du hast am Kreuz dich ganz erschlossen,
O Christus, ew'ge Weisheit, Buch des Lebens!

Geschwächt von seiner strengen Lebensweise und betrübt von häuslichen Unglücksfällen erkrankte Lope im Alter von 73 Jahren lebensgefährlich. Noch auf dem Sterbebette mahnte er seine versammelten Freunde zum Leben im Glauben und in der Liebe. „Ich wollte gern allen Ruhm hergeben,“ sagte er, „um ein gutes Werk, das ich mehr gethan hätte.“ So empfing er die Sterbsakramente mit höchster Andacht und verschied unter dem Seufzer: „Jesus, Maria!“ am 21. August 1635. Sein Leichenbegängniß währte neun Tage; die Menge des theilnehmenden Volkes war unermeßlich. Rührender aber war die Bitte seiner vielgeliebten Tochter Marcella, welche den Schleier als Barfüßerin trug, es möge der Trauerzug an ihrem Kloster vorüber gehen und ihr gestattet sein, noch einmal das Antlitz des guten Vaters zu sehen. (In Spanien wurden die Särge ohne Deckel getragen.)

Lope ist mit Recht „das Wunder der Natur“ genannt worden; denn kein Dichter alter und neuer Zeit hat so Vieles gedichtet. Nach eigner Angabe beläuft sich die Zahl seiner Schauspiele auf 1500, wobei 400 Autos nicht gerechnet sind. Lope hat nicht selten eine Komödie von 3000 Versen binnen 24 Stunden vollendet. Bei solcher Fruchtbarkeit entstand natürlich viel Mittelmäßiges. Dennoch ist des Vortreff-

lichen mehr als man glauben sollte. Lope ist der Vater des volksthümlichen Drama's in Spanien. Er nahm das Theater, wie er es fand, ohne Neuerungen zu versuchen. Sein Hauptzweck war, das Volk, welches seine Bühne umlagerte, zu befriedigen. Das hat er auch vollkommen erreicht nicht nur durch den ächt spanischen Charakter seiner Dramen, sondern auch durch die Mannigfaltigkeit derselben vom düstersten Trauerspiele bis zum lustigsten Possenstücke, ganz besonders aber durch seine stets frische, fließende, höchst eindrucksvolle Darstellungsweise.

Wir beginnen mit jener Gattung von Schauspielen, welche dem Spanier ganz eigenthümlich ist, den **Opferdarstellungen** (Autos sacramentales, Fronleichnamsspielen). Sie wurden in größeren Städten mit aller Pracht am Nachmittage des Fronleichnamsfestes unter freiem Himmel aufgeführt. Zuerst kam ein Vorspiel, darauf ein scherzhaftes Zwischenspiel, sodann die Opferdarstellung selbst, zuletzt Musik oder Tanz zur Volksbelustigung. Solche Aufführungen fanden in Madrid einen Monat täglich statt, während dessen die Theater geschlossen blieben und die Schauspieler ihre Kunst im Dienste der Kirche zeigten. Wie beliebt die Fronleichnamsspiele waren, erhellet daraus, daß sie durch ganz Spanien selbst in den schlechtesten Dörfern stattfanden. Da mußten denn freilich oft zwei Schauspieler für sämmtliche Rollen genügen, so wie auch mitunter Bartputzer die Dichter und Schäfer die Schauspieler machten. Trotz des aufgeklärten Verbotes der Opferdarstellungen vom Jahre 1765 finden sie noch heutzutage in einigen Winkeln Spaniens statt. (Eine bekannte ähnliche Erscheinung in Deutschland ist das Passionsspiel in Oberammergau.)

In den Autos herrscht die Allegorie vor; aber die an sich kalte Allegorie ist hier umgeben von einem Farbenzauber und Blüthenduft, der alle Sinne entzückt. Der Mittelpunkt, um welchen sich Alles bewegt, ist die Verherrlichung des hl. Altarsakramentes. Erst durch Calderon hat das Auto seine Vollendung erhalten; Lope ist weniger kunstvoll, aber naiver und natürlicher. Was ein Auto ist, lehrt am Besten die Betrachtung eines solchen. Wir wählen das Fronleichnamsspiel: „Die Reise der Seele." Nach beendigtem Gesang und Vorspiel erscheinen die Seele als weißgekleidete Jungfrau, die Erinnerung als rüstiger schöner Jüngling und der Wille in bäurischer Tracht.

Die Seele: Die Zeit ist gekommen, wo ich mich auf dem Meer des menschlichen Lebens nach dem himmlischen Zion einschiffen muß; hier seh' ich die Küste der Jugend vor mir liegen, und ich will jetzt ein Fahrzeug suchen, um die Reise anzutreten. Die Erinnerung: Seele, von Gott nach seinem Bilde geschaffen, bedenke, daß es für die

Fahrt durch's Menschenleben zwei Häfen und zwei Landungsplätze gibt; der eine Weg führt über glatte Fluth zwischen reizenden Küsten zum Verderben, der andere durch ein Meer von Thränen zum glorreichen Ziel. Der Wille verweist der Erinnerung ihre unnützen Ermahnungen und räth, den schönen und bequemen Weg einzuschlagen. Die Seele schwankt. Da treten der Teufel als Schiffsherr, die Eigenliebe, die Begierde und andre Laster als Matrosen auf und singen ein lustiges Liedchen. Der Teufel schildert die Schönheit des Landes, wohin das Schiff fahre. Die Erinnerung warnt gegen den Trug, wird aber durch ein neues, noch süßeres Liedchen eingeschläfert und sinkt betäubt am Strande nieder, während die Seele und der Wille das Schiff besteigen. Die Vernunft tritt auf, die Entschlafene zu wecken, und beide vereint rufen der Seele zu, umzukehren; allein ihre Stimmen verhallen in dem Lärmen der Matrosen, welche die Anker lichten. Gleich darauf erblickt man das Schiff auf hoher See; der Stolz führt das Steuer, die sieben Todsünden rudern; an glänzender Tafel auf dem Verdeck, in lustiger Gesellschaft, von Sängern umgeben, sitzt die Seele. Die Vernunft warnt nochmals, ihr Heil zu bedenken und das Rettungsschiff der Buße zu besteigen. Die Seele hört nicht. Endlich erscheint Christus selbst, als Herr jenes Schiffes und verspricht, die Seele, wenn sie ihn reuig lieben wolle, in den Hafen des Heils zu führen. Die Verirrte folgt nun. Das Bußschiff erscheint. Ein Kreuz bildet den Mastbaum, die Leidenswerkzeuge das Takelwerk, auf dem Verdeck ist das heil. Grab, vor diesem kniet die büßende Magdalena; am Compaß sitzt St. Petrus; zur Leuchte dient ein weithin strahlender Kelch. Die Seele wirft sich im Bußgewande vor dem Herrn nieder, der sie huldreich aufnimmt, zur Buße mahnt, und auf das Unterpfand seiner Liebe, das Sakrament des Altars, hinweist.

Es ist unmöglich, aus der großen Zahl Lope'scher Stücke auch nur die besten dem Inhalte nach vorzuführen, ohne ein ganzes Buch zu schreiben.*) Solche Darstellung würde auch für jene, welche nicht Spanisch verstehen, nutzlos sein, da leider nur einige wenige Schauspiele Lope's in deutschen Uebersetzungen vorhanden sind. Es soll daher nur Ein Drama, aber ein Meisterwerk des Dichters, welches auch in der deutschen Nachbildung von Zedlitz vorhanden ist, näher betrachtet werden. **Der Stern von Sevilla** ist ein Trauerspiel von wunderbarer Schönheit, großartiger Erfindung, erschütternden Scenen. König Sancho, der

*) Theil II v. Schack's Gesch. d. dram. Lit. in Spanien handelt beinahe ganz von Lope, und zählt dennoch viele Stücke nur nach den Titeln auf. Man wird also von einem Compendium nicht mehr, als das Gegebene verlangen.

in Sevilla verweilt, hat die Schönste der Schönen, Estrella, den Stern von Sevilla, kennen gelernt und will ihr Herz gewinnen. Allein Estrella ist bereits die Braut eines edlen Jünglings, Sancho Ortiz. Alle Bemühungen des Königs sowie seines ränkevollen Günstlings Arias scheitern an dem erhabenen, reinen Charakter der Jungfrau und an dem ritterlichen Benehmen ihres Bruders, Bustos Tabera. Er schildert sie selbst dem Könige:

Still in meinem Haus
Ist diese Blum' erblühet und fürwahr
Selbst vor dem Aug' der Sonne schützt ich sie.
Kein Makel ist an ihr! sie kennt das Blut,
Aus dem sie stammt und weiß es wohl zu ehren.
Selbst der geschäft'ge Neid, der nichts verschont,
Verstummt und wagt nicht, ihren Ruf zu schmähn.
Sie zeigt sich im Gewühl der Menge nicht
Und selten sieht man sie bei einem Feste.
Wenn sie zur Kirche geht, ist sie begleitet
Von ihren Frau'n, ihr Antlitz ist gehüllt
In düstre Schleier und, Begegnung meidend,
Blickt scheu sie auf den Weg nur, den sie geht.
So meint ich sie geschützt vor jedem Unglimpf
Durch strenge Hut und ihren eignen Werth.

Der König, beleidigt durch den Trotz dieses jungen Mannes, entwirft einen Racheplan. Sancho Ortiz, Estrella's Bräutigam, Tabera's Freund, soll ihn ausführen. Er wird zu Hofe gerufen und beauftragt, denjenigen Ritter zum Zweikampfe zu fordern, dessen Namen ihm ein versiegeltes Blatt enthüllen werde. Er öffnet und liest mit Entsetzen den Namen des Freundes — Bustos Tabera. Nach einem furchtbaren Seelenkampfe zwischen Freundschaft und Vasallenpflicht beschließt Ortiz, halb wahnsinnig, zu gehorchen. Er eilt fort, Bustos begegnet ihm.

Ortiz (für sich.)

O Gott!

Bustos.

Ich komme,
Ein langersehntes Glück dir zu verkünden,
Mein Freund, mein Bruder!

Ortiz.

Fort, zurück!
Nenn mich nicht Bruder, laß die Hand mir los!

Bustos.

Was ist dir Sancho? Rede, was geschah?
Kennst du mich nicht?

Ortiz.

O, daß ich dich nicht kennte!
Daß dich die Erde bärge meinem Blick!

Bustos.

In Räthseln sprichst du, ich versteh' dich nicht.
Noch einmal: Was geschah?

Ortiz.

Du fragst Verräther!

Bustos (zum Schwerte greifend.)

Verräther? Ha? — Doch nein! —

Ortiz (für sich.)

O gib mir Stärke,
Barmherz'ger Himmel!

Bustos.

Sancho, du bist krank,
Komm in mein Haus, Estrella soll dich pflegen,
Bis du genesen.

Ortiz.

Nie betret ich's mehr.

Bustos.

Beim höchsten Gott, mir schwindet die Geduld!
Bist du bei Sinnen, so erkläre dich;
Wo nicht —

Ortiz.

Ich bin bei Sinnen. Wär' ich's nicht,
Das Blut aus meinen Adern gäb' ich drum! —
O Bustos! Bustos! Bustos! — Zieh dein Schwert
Und schirm dein Leben, wenn du kannst!

Bustos.

Mein Bruder!

Ortiz.

Nichts mehr davon! — Dein Wort geb ich zurück.

Bustos.

Ortiz!

Ortiz.

Nichts von Vermählung mehr! Fortan
Bin ich dein Feind und raube dir dein Leben!
Nicht Bruder dir, Unsel'ger, kann ich sein,
Der ich zu deinem Todfeind mich geschworen!
Deßhalb such' ich dein Blut! Doch, daß ich's muß
Und daß es so gekommen — darum wein' ich!

Bustos.

Treibst du dein Spiel? Bei Gott, nun wird's zu arg!
Sprich, was du weißt, und ich will Antwort geben;
Denn, Ortiz, meinem Herzen bist du werth.

Ortiz.

Was ich dir sagen mußte, weißt du nun,
Nichts weiter red' ich, Unglückseliger!

Bustos.

Ist, was ich höre, wahr? Bin ich noch Bustos?
Nun, wenn ich's bin, wenn ich nicht toll
Und nicht der Wahnsinn mein gesundes Hirn zerrüttet,
So laß mich diesen Buben niederstoßen,
Gerechte Vorsicht, den Erbärmlichen,
Der mich beschimpft und die Vermählung flieht,
Vorwand erfindend, meine Ehre kränkt!
Schnell zieh' dein Schwert, denn bei dem höchsten Gott,
Den Degen schlag ich um die Schulter dir!

(Er dringt auf Ortiz ein.)

Ortiz (zieht.)

So wahre dich! Es sucht mein Stahl dein Herz.

(Sie fechten. Bustos fällt.)

Bustos.

Ich bin des Todes!

Ortiz (das Schwert wegwerfend.)

Weh! Deckt mich, ihr Mauern!
O Bustos! Bruder! Freund! — Mein eignes Leben
Hab' ich im Wahnsinn grausam hingewürgt!

Bustos.

Flieh', wenn du kannst — die Wunde traf in's Leben!

Ortiz.

O harte Pflicht! — Auf, stoß in diese Brust
Dein Schwert! Hier, hier! — Ich preise deine Milde,
Wenn du mich tödtest! — König Sancho! — Weh!

Bustos.

Wie? — König sagest du? — Ich weiß genug!
Gib deine Hand mir. Ha, dem König dank ich!
Er hat mich hochgeehrt, wie noch kein Spanier
Geehrt ward! Und die Hand, die ihn vertreten,
Hier — statt der seinen — küss' ich sterbend sie!
Ortiz! leb wohl! — Estrella ist dein Eigen.
Sag ihr, ich sank, in Ehre reich gehüllt, —
Sie soll nicht trauern! — Bruder — leb' wohl!
Gott sei mir gnädig!

(Er stirbt.)

Bald darauf sehen wir Estrella in ihrer Kammer vor dem Spiegel sich schmücken, den Bräutigam würdig zu empfangen; allein der Spiegel zerbricht und der Ring, den sie am Finger trägt, zerspringt. Estrella ahnet bereits das Schlimmste, da wird der Leichnam ihres Bruders hereingetragen.

Estrella.

O Bustos! Bustos! Bustos! — Er ist todt!
Kein Athem! — Kalt und todt! — O meine Seele!
Mein Bruder! Du mein Schutz! o edler Bustos.
Du milder, liebevoller, treuer Bustos!
Welch eine frevelhafte Hand hat dich erschlagen?
Wer war der Mörder, der dein Leben stahl?
Ach, diese Brust, sie war ein goldner Schrein,
Der jeden Adel, Ehr' und Tugend barg!
Wer hat ihn aufgesprengt? — O Theodora!
Sieh er ist todt! — Mein Leben ist geschwunden!

(Sie wirft sich weinend an Theodora's Brust.)

Guzman.

Ja weint! laßt eure Thränen fließen, Donna Stella!
Nie war ein Mann der Thränen würdiger:
Was ihr verloren, wird euch nie ersetzt;
Sevilla weint mit euch an seiner Bahre.

Estrella.

Wo ist Don Sancho Ortiz? Ruft ihn her!
Wie konnt' ich ihn vergessen? Ruft ihn, eilt!
Er war sein Freund, sein Bruder; geht um ihn!
Er wird ihn rächen an dem blut'gen Mörder!
Denn wie ein Bruder hat er ihn geliebt. —
O, armer Ortiz! In der Freude Wohnung,
In's Haus des Glückes hofftest du zu treten,
Begrüßt von Jubel. Schreckensvolle Täuschung!
Wie andre Töne klingen dir entgegen! —
O ruft ihn her! Könnt so gewiß er Leben
In deine Glieder hauchen, armer Bustos,
Als er den tödtet, der dein Blut vergossen!

Guzman.

Ihn rufet nicht, daß er euch Beistand leiste!
Er ist der Schuld'ge, der den Mord beging.
Schon handelt das Gericht in eurer Sache;
Ergriffen ward Don Ortiz auf der That.

Estrella.

Don Sancho de Roellas?!

Guzman.

Ja!

Estrella.

Ihr lügt! Unmöglich ist's!

Guzman.

Und dennoch wahr!
Kein Zweifel waltet, wer der Thäter sei,
Auch läugnet es Don Sancho Ortiz nicht.

Estrella.

Um Gottes ewige Barmherzigkeit!
Ihr seid ein alter Mann — sagt keine Lüge!
O martert nicht ein arm unglücklich Weib!
Gebt mir den Tod, doch sagt, es sei nicht so —

Guzman.

Umsonst sucht ihr in euren Zweifeln Trost;
Sucht ihn bei Gott, bei Menschen sucht ihn nicht,
Fragt mich nicht mehr; nur eure Qualen mehrt.

Estrella.

War's nicht genug,
Ihn zu verlieren? nicht genug des Unglücks,
Wär' er auch sanft auf weichem Pfühl gestorben,
Hätt' er den Geist an meiner Brust verhaucht,
War es genug Entsetzen nicht und Qual?
Mußt ihn ein Mörder tödten mit Gewalt?
Und welch ein Mörder!

Guzman.

Fräulein, laßt euch rathen!
Entfernet euch von hier. — Geht, Theodora,
Führt sie hinweg.

Estrella.

Nein, laßt mich! — Nimmermehr!

Guzman.

Man führt Don Ortiz her. Es ist nicht gut,
Daß ihr ihn seht.

Estrella.

Laßt mich! Ich will ihn sehen!
Er soll in's Aug' mir schau'n mit seinem Blick,
Mit seinem Tigerblick! — Ich kann's nicht fassen.
So hold, so grausam doch?
Was hab' ich dir gethan du falscher Spieler?

Bald darauf erscheint Estrella vor dem Könige und bittet um Auslieferung des Mörders zur Blutrache. Der König überreicht ihr die Kerkerschlüssel. Wir erblicken Sancho im Gefängnisse; eine Verschleierte tritt ein; es ist Estrella. Höchst tragisches Wiedersehen! Doch Sancho bereut die That nicht, weil er nach Vasallenpflicht gehandelt habe; auch Estrella kann ihn nicht verdammen, sie bewundert vielmehr den hohen Sinn des Jünglings, welcher die angebotene Befreiung ausschlägt, um das Urtheil der Gerechtigkeit zu erwarten. Dieses lautet auf Tod. Der König begnadigt den Ritter, allein Estrella erklärt, nie die Gemahlin des Brudermörders werden zu können. Sancho beschließt, im Maurenkriege den Tod auf den Schlachtfeldern aufzusuchen. Mit seinem Abschiede von Estrella endigt das Drama.

Man sieht hieraus, wie interessant der Dichter den Plan seines Stückes anzulegen weiß; ebensowohl versteht er sich auf die effectvollste Haltung der einzelnen Scenen der Handlung. Zur Probe diene nur noch eine meisterhafte Scene aus dem Drama: „Die Rechnungen des großen Feldherrn.“ Gonzalvo, vom Könige aufgefordert, anvertraute Gelder herauszugeben, legt Rechenschaft ab. Man sieht des Königs Schatzmeister an einem Tische mit Schreibgeräth sitzen. Gonzalvo erscheint mit seinem tapferen Begleiter Garcia.

Schatzmeister. Hier sind die Rechnungen; belieben Ew. Excellenz, sich zu setzen!

Garcia. Und das soll ich ruhig mit ansehen? Ihm, der seine Thaten mit flammenden Zügen in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen hat, wagt man solch Geschreibsel vorzulegen? Ihm macht man Rechnungen, ohne seine Heldenkraft mitzuzählen, vor der die Welt erzittert und die dem spanischen Scepter drei Königreiche unterworfen hat?

Schatzmeister. Man fordert von Eurer Excellenz sechstausend Thaler Geld zurück, welche ihr in Valladolid übergeben wurden, zehntausend, die man ihr in Madrid, und zwanzigtausend, die man ihr in Toledo anvertraute; ferner achttausend, welche ihr nach Neapel gesandt worden sind ....

Gonzalvo. Lassen wir diese kleinen Posten, Herr Schatzmeister, und nennt mir die ganze Summe!

Schatzmeister. Wohl denn, wenn Ihr die wissen wollt, so hört: Es sind in Allem zweihundert und sechzig tausend Thaler.

Gonzalvo. Nicht mehr? Ei, für so wenig, glaub' ich, läßt sich kein Königreich in der ganzen Welt erobern!

Garcia. Ich schwör's bei allen Teufeln, daß wir Geld und Lebensunterhalt mit unseren Fäusten dem Feinde haben abnehmen müssen.

Gonzalvo. Nun aber habe ich dem König auch eine Rechnung zu machen. Schreibt! Nota über die Summen, die ich bei meinen Eroberungen gebraucht habe, ungerechnet das Blut, den Schlaf und die grauen Haare, die sie mich gekostet. Erstens für Spione hundert und sechzigtausend Ducaten.

Schatzmeister. Heiliger Gott!

Gonzalvo. Das erschreckt euch? Es scheint, daß ihr im Kriege noch Neuling seid. Weiter: vierzigtausend Ducaten für Messen.

Schatzmeister. Weßhalb dafür?

Gonzalvo. Weil es ohne Gott kein Glück im Kriege gibt.

Schatzmeister. Wenn es so fort geht, werdet Ihr uns bald einholen.

Gonzalvo. Da der König vor so vielen Schulden flieht, so will ich ihn schon einholen. Weiter: achtzigtausend Ducaten für Pulver.

Schatzmeister. Wir thun besser, die Rechnung zu schließen.

Garcia. Sie haben Recht, denn sie fürchten sich vor dem Feuer.

Gonzalvo. Hört ferner! Zwanzigtausend fünfhundert und dreiundsechzig Ducaten und vier und einen halben Realen für Briefporto und für Couriere, die jeden Tag unzählige Papiere nach Spanien zu bringen hatten.

Schatzmeister. Jesus!

Garcia. Bei Gott! und Ihr vergeßt noch mehr als zwölftausend, die nach

Granada und anderen Orten geschickt worden sind. Dazu war das Wetter so schlecht, daß mehr Posten zu Grunde gingen, als Eure Rechnungen Siegel haben.

Gonzalvo. Aber nun schreibt: Für die Küster, welche zur Feier der Siege, die Gott mir schenkte, die Glocken läuteten, sechstausend Ducaten und sechsunddreißig Realen.

Garcia. Ja, denn die Siege waren unzählig und das Geläut hörte niemals auf.

Gonzalvo. Ferner: für arme Soldaten, Pflege und Fortschaffung der Kranken, dreißigtausend vierhundert und sechsundvierzig Thaler.

Schatzmeister. Ew. Excellenz thun nicht allein dem Könige Genüge, sondern ich fürchte auch, daß er mit Allem, was er besitzt, sie nicht bezahlen können wird. Ich bitte, brechen wir die Rechnung ab; ich will mit Seiner Majestät reden.

Der beschränkte Raum verbietet, weitere Proben aus den Dramen Lope's mitzutheilen. Bei Schauspielen ist überhaupt mit Bruchstücken nicht viel gethan. Wir verweisen daher unsere Leserinnen, welche den großen Dichter näher kennen lernen wollen, auf nachstehend genanntes Hauptwerk und geben nur noch etliche Proben seiner schönen geistlichen Gedichte.

Anmerk. Klar und ausführlich lehrt Lope's Dramen kennen v. Schack's Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. 2r Bd. (Berlin 1845). Die wenigen deutschen Uebersetzungen Lope'scher Stücke finden sich zerstreut in den unten bei Calderon verzeichneten Werken. Der Uebersetzer der mitgetheilten geistlichen Lieder ist M. v. Diepenbrock. (Geistl. Blumenstrauß. 2. A. 1852.)

1. Der harrende Hirt.

O Hirt, der du mit süßer Liebesflöte
Mich weckest aus des Sündenschlafes Blende,
Der du auch mir sie bot'st, die blut'gen Hände,
Als dich das Kreuz, dein Hirtenstab, erhöhte;

O neig' dein Ohr dem reuigen Gebete;
Zu mir, mein Hirt, mein Hort, dein Antlitz wende,
Der ich dir Seel' und Leben jetzt verpfände,
Daß ich fortan in deine Spur nur trete.

Ach, laß dich, treuer Hirte, gnädig finden;
Geh nicht vorüber taub für meine Klagen!
Erschrick nicht, Sünderfreund, ob meinen Sünden;

O warte mein, zur Heerde mich zu tragen!
Ach ja, ich seh's, du läss'st mich nicht dahinten:
Ist ja dein Fuß zum Warten festgeschlagen!

2. Wiegenlied der Mutter Gottes.

Die ihr dort wallet
Unter den Palmen,
Heilige Engel!
Sehet, es schlummert
Lieblich mein Kind:
Haltet die Zweige,
Sänftigt den Wind!

Palmen von Bethlehem,
Welche mit Brausen
Zornige Winde
Wirbelnd durchsausen,
Schweiget, o schweiget.
Es schlummert mein Kind;
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind!

Müde vom Weinen
Hier auf der Erde,
Schlummert der Kleine;
Daß ihm im Schlummer
Ruhe doch werde,
Schweige, o schweige,
Sausender Wind!
Stille, ihr Zweige!
Es schlummert mein Kind.

Grimmige Kälte
Droht ihn zu wecken,
Ach, und mir fehlen
Schützende Decken.
Heilige Engel,
Die ihr dort flieget,
Kommet und wärmet,
Kommet und wieget
Mein göttliches Kind!
Haltet ihr Zweige,
Sänftigt den Wind.

3. Sanct Augustins hohe Schule.

(Romanze.)

An dem Meeresufer ging
Augustinus einst lustwandeln,
Mit den höchsten Gegenständen
Sich beschäft'gend in Gedanken,
Was er sinnt, blieb unergründlich
Je dem endlichen Verstande:
Wie in Gott ein einig Wesen
Drei Personen doch umfange.
Als er kühn hierüber grübelnd
Seinen Blick zur Seite wandte,
Sah er einen Knaben sitzen
Neben sich im Meeressand.
Eine Muschel in den Händchen
Sitzt der Knabe unverwandten
Blick's und schöpfet emsig Wasser
An des Meeres stillem Rande.

„Kind!“ spricht Augustin, „was machst du
Hier allein am öden Strande?
Ich besorge, daß zu Hause
Dich vermissen die Verwandten.“

„Nicht umsonst, versetzt der Kleine,
Bin ich hier, bin hergegangen,
Um das gränzenlose Meer
In dieß Grübchen einzufangen.“

„Spare Kind,“ sprach Augustinus,
„Dir die Mühe; dein Verlangen
Ist unmöglich. Wenn du schöpftest
Bis Jahrtausende vergangen,
Bringst du doch, das große Meer
Auszuschöpfen, nie zu Stande.“

D'rauf der Knabe: „Ganz wie ich,
Vater! scheint ihr mir zu handeln,
Wenn ihr euch, das Wesen Gottes
Zu ergründen, unterfanget;
Denn so wenig ich das Meer
In dieß Grübchen hier im Sande
Schöpfen kann mit meiner Muschel,
Schöpfte ich auch noch so lange,
Werdet ihr das ew'ge Wesen
Gottes ohne Maß und Schranken
Je erforschen, auch im kühnsten
Aufschwung sterblicher Gedanken.“

Augustinus stand verwundert,
Der demüthig nun erkannte,
Daß ja Gott nicht Gott sein würde,
Wär' Er jemals ganz verstanden.
Antworten wollt' er dem Kinde,
Doch er stand allein am Strande,
Seinen Blicken war's entschwunden,
Als sie höh're Wahrheit fanden.
Seit dem Tag hat Augustinus
So mit Mund als Schrift gestanden:
Sich'rer als Versteh'n sei Glauben;
Gott sei nur von Gott verstanden.

Calderon de la Barca.

§. 8. Größer als Lope glänzt unter den genialsten Dichtern aller Zeiten **Don Pedro Calderon de la Barca.** Er war geboren zu Madrid im Jahre 1600, gebildet bei den Jesuiten, später auf der Hochschule von Salamanca. Schon vor seinem 14. Lebensjahre schrieb er ein beliebtes Schauspiel. Sein großes Talent konnte nicht verborgen bleiben. Nachdem er eine Zeit lang mit Ruhm Kriegsdienste gethan, nahm er seinen Aufenthalt am Hofe Philipps IV., der ihn ehrte und liebte, auch zum Ritter des Ordens San-Jago ernannte. Allein das Hofleben befriedigte den tief religiösen Sinn des Dichters wenig. Er trat in den geistlichen Stand und erhielt eine Stelle als Kaplan des Königs. Bald darauf wurde er Priester und Vorstand der Bruderschaft des h. Petrus, ein Amt, das er während seiner letzten fünfzehn Lebensjahre mit großer Würde und Sanftmuth bekleidete. Er starb im einundachtzigsten Lebensjahre am Pfingsttage des Jahres 1681. Calderon schied, wie man vom Schwane sagt, singend von hinnen, indem er bis zum letzten Athemzuge an einer Opferdarstellung für das Fronleichnamsfest dichtete. Ganz Spanien trauerte um ihn; denn er war schon bei Lebzeiten allgemein beliebt und bewundert. Calderon hatte ausdrucksvolle und schöne Züge, hohe Stirne, strahlendes Auge und sanfte Stimme. Und wie sein Antlitz, so war auch seine Seele die Liebe und das Wohlwollen selber. Noch als Greis pflegte er zuweilen seine Freunde um sich zu versammeln und ihnen heitere Geschichtchen aus seiner Jugend zu erzählen.

Calderon hat während seines langen Lebens eine große Anzahl sehr mannigfaltiger Dramen verfaßt. Man theilt sie gewöhnlich in die 2 Hauptclassen: Geistliche und weltliche Schauspiele ein. Allein der Unterschied ist oft nicht einzusehen. Die geistlichen Stücke enthalten genug Weltliches, und die weltlichen sind alle vom religiösen Sinne des Dichters beseelt; denn der Geist des katholischen Glaubens charakterisirt alle Dichtungen Calderon's.

Aus der großen Anzahl der besseren Stücke Calderon's können hier nur wieder die besten ausgewählt werden. Eines der berühmtesten ist das **Fegefeuer des heil. Patricius.** Es beruht auf der alten Sage von einem Eingang zum Fegefeuer durch eine Höhle in Irland. Der heilige Patricius leidet zugleich mit einem gottlosen Spanier Ennio Schiffbruch an der Küste von Irland und rettet dabei dem Ennio das Leben. Allein in Irland herrscht ein böser, heidnischer König, welcher den Patricius als Sclaven für harte Arbeiten verwendet. Ein Engel

gewährt ihm Trost und die Verheißung, es werde der König durch ihn bekehrt werden. Drei Jahre vergehen, in welcher Zeit Patricius Rom besucht und die Sendung zur Bekehrung Irlands empfangen hat. Er tritt nun mit Lehre und Wunder vor dem König auf, allein dieser verlangt, Fegefeuer, Hölle und Paradies, das man ihm predigt, wirklich zu sehen. Auf das Flehen des heil. Patriz eröffnet Gott durch eine grauenvolle Höhle den Zugang zur unsichtbaren Welt. Der unterdessen bekehrte Spanier Ennio dringt durch die Höhle hinab, und schaut die furchtbaren Geheimnisse, die er zurückkehrend schildert, worauf sich der König mit seinem Hofe bekehrt. — Eindrucksvoller als dieses Stück ist ein anderes: **Die Andacht zum Kreuze.** Dieses enthält die Bekehrungsgeschichte eines Menschen, der viele schwere Sünden begangen, aber stets eine Verehrung gegen das heilige Kreuz bewahrt hat, daher ihm endlich Gottes Gnade und Vergebung der Sünden zu Theil wird. Denn als er im Kampfe mit Räubern erschlagen worden, wird er wunderbarer Weise auf so lange in's Leben zurückgerufen, bis er seine Sünden gebeichtet und Lossprechung erhalten hat. — Eine gute Vorstellung von dem, was das altspanische Theater war, gibt besonders das Schauspiel: **Der wunderthätige Magus**, das mit Göthe's Faust viel Aehnlichkeit hat. Es enthält die Legende vom heiligen Cyprian. Als dieser noch ein Heide war, verließ er eines Tages am Feste Jupiters die lärmvolle Stadt Antiochia, um in der Einsamkeit über das Dasein eines einzigen höchsten Gottes nachzudenken. Da kommt der Teufel in der Gestalt eines Gelehrten unter dem Vorwande zu ihm, sich im Walde verirrt zu haben. Sie gerathen in einen philosophischen Disput, in welchem Cyprian den Teufel mit Glanz aus dem Felde schlägt. Der Böse entfernt sich mit dem stillen Vorsatze, den Cyprian auf andere Weise, mit sinnlicher Versuchung, anzugreifen. Zwei Freunde Cyprians, Lälius und Florus, erscheinen in der Nähe der Einsiedelei zu einem Zweikampfe wegen der schönen Justina, einer heimlichen Christin. Cyprian tritt als Vermittler auf und besänftigt die Freunde, wird aber später, als er Justina sieht, selbst von Liebe zu ihr ergriffen. Eines Abends erscheinen die Nebenbuhler, Lälius und Florus, vor Justina's Hause, ihr (nach ächt spanischer Art) ein Ständchen zu bringen. Durch ein Blendwerk des Teufels sieht Jeder, ohne vom andern zu wissen, einen Unbekannten aus dem Hause eilen, was Beide glauben macht, die Falsche sei schon einem Dritten zugethan. Daher verzichten sie nun stolz, von freien Stücken, auf die Unwürdige. Indessen weiß der Teufel Cyprians Herz so arg zu bestricken, daß dieser ihm seine Seele für den Besitz Justina's verschreibt. Die unschuldige Jungfrau wird nun auf

jede Weise versucht, besonders in einer wunderschönen Allegorie, wo Alles, was sie umgibt, Vögel, Blumen, Lüfte, ihre Liebe mit süßen, schmeichelnden Tönen zu gewinnen strebt. Allein alle Versuchungen scheitern an ihrer Unschuld, und diese großartige Tugend ist es, durch deren Bewunderung selbst Cyprian hingerissen und zum Christenthum bekehrt wird. Nun aber verurtheilt ihn und Justina der Statthalter zum Tode. Sie sterben als Martyrer und der Teufel muß am Ende Gott die Ehre geben und unter Donner und Blitz verkünden, daß Cyprian und Justina bereits als Selige in den Himmel aufgenommen sind. — Mehr zu den weltlichen als geistlichen Stücken Calderon's gehört das großartige Drama: **Die Liebe nach dem Tode.** Der Stoff ist aus der Geschichte eines Aufstandes der Nachkommen der Mauren in Granada genommen. Der erste Akt spielt in der Stadt Granada. Mendoza, ein stolzer Spanier, vergreift sich an einem alten Mauren, Malek. Dies ist der Anlaß zum Ausbruche der Verschwörung. Tuzani, der Held des Stückes, liebt Clara, die Tochter des alten Malek, und fordert den hochmüthigen Mendoza zum Zweikampfe heraus, der indessen durch einen Zufall unterbrochen wird. Drei Jahre später erstürmt Don Juan d'Austria eine maurische Veste, wo eben Clara's Hochzeit mit Tuzani gefeiert worden ist. Im Gewühl des Kampfes ist Clara ihres Brautschmuckes willen von einem Spanier getödtet worden. Tuzani kommt zu spät, sie zu retten, aber sein Herz glüht von Rachgier. Verkleidet schleicht er in's feindliche Lager; Clara's Schmuck leitet ihn auf die Spur des Mörders. Tuzani läßt sich ruhig von ihm Clara's Schicksal erzählen; als aber der Spanier mit den Worten schließt: „Ich durchbohrte ihr Herz," springt Tuzani auf wie ein Tiger, ausrufend: „Und war der Streich wie dieser?" worauf Jener durchbohrt niedersinkt. Alsbald wird der Maure erkannt, die Spanier umringen ihn, er schlägt sich aber glücklich durch und entflieht in's Gebirge. — Bekannt durch die Aufführung auf deutschen Bühnen ist das furchtbare Schauerstück: **Der Arzt seiner Ehre**, in welchem ein spanischer Edelmann seine treue Gemahlin aus falschem Verdachte, sie sei einem Prinzen gewogen, auf schauderhafte Weise sterben läßt Nicht minder furchtbar ist das sonst vortreffliche Drama: **Eifersucht das größte Scheusal.** Es beruht auf der Geschichte der grausamen, wahnsinnigen Eifersucht des Herodes, der zweimal befahl, falls er selbst im Kriege umkäme, auch seine Gemahlin Marianne zu tödten, damit sie nie mehr die Gemahlin eines Andern werde.

Weniger bekannt, obgleich vorzüglicher als die genannten Stücke, ist **Chrysanthus und Daria**, oder die beiden Liebenden des Him-

mels. Chrysanthus, der Sohn des römischen Senators Polemius, hat vertieft im Nachdenken über die Lehre Christi die Bibel vor sich aufgeschlagen; zwei Gestalten, die eine schwarz, die andere weiß, erscheinen. Jede will sein Herz gewinnen, die eine für Christus, die andere für die Heidengötter. Unentschieden beschließt der Jüngling, den berühmten Lehrer Carpophorus aufzusuchen, der sich vor den Christenverfolgern in's Gebirg zurückgezogen. Von ihm will er die Lösung seiner Zweifel erlangen. Indessen hat Polemius das nachsinnende, fast träumerische Wesen des Sohnes wahrgenommen; er kann sich's nicht erklären und meint, man müsse ihn zu zerstreuen suchen. Freunde des Jünglings führen ihn in den Hain der Priesterinnen Diana's, die ihn durch Poesie, Gesang und Schönheit zu fesseln suchen. Eine aus ihnen, Daria, gewinnt in der That das Herz des Jünglings, allein Chrysanthus verliert sein höheres Ziel nicht aus dem Auge, er eilt zu Carpophorus in's Gebirg und legt ihm seine Zweifel vor. Carpophorus überzeugt ihn von der Wahrheit des Christenthums. Unterdessen erscheinen von Polemius gesandt, Soldaten, den Carpophorus aufzusuchen. Anstatt des Carpophorus fällt ihnen Chrysanthus in die Hände. Er wird zu Polemius geführt. Der Heide ergrimmt bei dem Anblick des Sohnes, aber das Vaterherz muß ihn begnadigen. Noch einmal versucht es Polemius, den in seinen Augen wahnsinnigen Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Daria, die heidnische Priesterin, erscheint, den christlichen Sinn des Jünglings durch die Macht ihrer Schönheit zu berücken; aber siehe, Daria wird selbst von ihm zur Lehre Christi bekehrt. Unterdessen ist auch Carpophorus gekommen, dem Crysanth im Kampfe mit Wahn und Verführung beizustehen. Polemius erfährt es, seine Wuth ist grenzenlos, Carpophorus wird enthauptet. Auch Chrysanth und Daria werden mit schrecklichen Strafen bedroht. Doch Nichts vermag ihren Glaubensmuth zu erschüttern. Sie werden zusammen in einen Abgrund gestürzt. Sturm mit Blitz und Donner erhebt sich, himmlische Musik erschallt aus dem Abgrund, ein Felsenstück bedeckt ihn, und ein Engel verkündet, dies Grabmal werde heilig sein und nie von einem Menschentritte entweiht werden. — Für das Meisterstück Calderon's wird **der standhafte Prinz** gehalten. Den Stoff dazu lieferte die Geschichte des portugiesischen Infanten Don Fernando, welcher im Jahre 1438 auf einem Zuge gegen die Mauren in Afrika in die Gefangenschaft der Ungläubigen gerieth und nach leidensvoller Sclaverei starb. Zuerst begegnen wir in dem Garten des Königs von Fez seinem Oberfeldherrn Muley Hassan, den die Tochter des Königs liebt. Bei der Nachricht von der Landung einer christlichen Flotte wird er gegen

den Feind geschickt, aber von dem Infanten Don Fernando besiegt und zum Gefangenen gemacht. Hassan eröffnet dem Prinzen sein Herz und seine Befürchtung, es werde die Königstochter nunmehr gezwungen werden, den Fürsten von Marocco zu heirathen. Großmüthig schenkt der Infant seinem Gefangenen die Freiheit, wird aber gleich darauf von dem Heere des Fürsten von Marocco überfallen und selbst zum Gefangenen gemacht. Nun beginnen die Prüfungen seiner Standhaftigkeit. Der König gedenkt ihn gegen die Festung Ceuta auszutauschen; schon erscheint Fernando's Bruder, der Infant Heinrich, ihm die Freiheit zu bringen, da widersetzt sich der Prinz einem Vorhaben, das ihm der Ehre Portugals unwürdig scheint. Nein! lieber will er tausendmal Sclave bleiben, als eine Perle von Portugals Krone gerissen sehen. In Folge dieses bestimmten Entschlusses wird der Infant wie der gemeinste Sclave behandelt. Doch Nichts bricht seinen Muth. Da will sich Hassan, der früher von ihm Freigelassene, dankbar bezeigen und bietet dem Prinzen Mittel zur Flucht an; der König kommt diesem Bestreben auf die Spur und bindet nun seinen Feldherrn dadurch zur Treue, daß er ihn zum einzigen Hüter des Prinzen macht. Der Tyrann verdoppelt seine Grausamkeit. Don Fernando duldet Unsägliches, aber seine Natur will erliegen; er kann das Brod, das man ihm reicht, nicht mehr über die Lippen bringen, und wird hinweggetragen, nachdem er noch den letzten Wunsch ausgesprochen, in seinem Ordenskleide begraben zu werden. Als nach seinem Tode ein Portugiesenheer erscheint, den Infanten zu retten, hat dieser schon das Irdische verlassen. Doch das Ewige bleibt unbesiegt. Der Leib ist gebrochen, aber der Geist erhebt sich verklärt aus dem Grabe, stellt sich an die Spitze der Portugiesen und führt sie, eine Fackel in der Hand, des Nachts zum Siege. Eine Geistererscheinung von solcher Wirkung ist nie auf der Bühne gewesen. Wenn irgend ein Werk würdig ist, gepriesen zu werden, so ist es Calderon's standhafter Prinz. Denn die Poesie hat hier all' ihre Kräfte vereint, ein Werk von höchster Vollendung zu schaffen. Zugleich aber schweben der Glaube und die Andacht wie ein feierlicher Orgelklang über dem Ganzen, und geben ihm die göttliche Weihe, in welcher das irdische Leben verklärt wird, und Leid und Klage sich auf der Lippe des sterbenden Helden in anbetenden Jubel auflöst. Die christliche Poesie hat nichts Größeres aufzuweisen. In diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter höher geschwungen, als der Brite (Shakspeare) mit seinen unermeßlichen Kräften es je vermochte. Das Höchste, die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, die Seligkeit, hat weder vor, noch nach Calderon ein Dichter in

solcher Weise dargestellt.*) Diesem Urtheile über Calderon ließen sich andere der größten Kunstrichter hinzufügen. Selbst Göthe nannte ihn „dasjenige Genie, welches zugleich den meisten Verstand hatte", und Platen charakterisirt die wunderbare Pracht und den Glanz seiner Sprache treffend in dem Verse:

Welche Zauberwildniß
Fesselt Ohr und Blick?
Blume jedes Bildniß,
Jedes Wort Musik.

Wie hoch die Zeitgenossen den Dichter schätzten, erhellt aus dem Lobe seines spanischen Lebensbeschreibers, der ihn „den Vater der Musen, den Luchs der Gelehrsamkeit, das Licht der Bühnen" nennt und von ihm rühmt, er sei „im Heroischen erhaben, im Heiligen göttlich, in der Liebe edel, im Scherze witzreich und lebendig, im Komischen fein, im Verse sanft und wohlklingend, im Ausdruck groß und feurig, in Bildern vollendet, in der Erfindung kühn, im Ruhme einzig und ewig gewesen." Indessen ist dieser Glanz nicht ohne Schattenstellen. Calderon hat zuweilen allzu spanische Begriffe von Sittlichkeit. Zweikämpfe und Todtschläge kommen bei geringen Anlässen vor, als seien sie wenig anstößig. Ebenso wird das Hausrecht und die Hausehre im altspanischen Sinne aufgefaßt, wo der Vater die Tochter, der Bruder die Schwester ermorden durfte, wenn sie heimlich einen Mann im Hause empfangen hatte. Nicht selten hat Calderon dem Reize einer anziehenden Verwicklung zu lieb alle Wahrheit der Geschichte bei Seite gesetzt. Coriolan ist bei ihm ein General unter Romulus, Veturia eine geraubte Sabinerin, die Donau fließt zwischen Rußland und Schweden, Jerusalem liegt am Meere, Judas Makkabäus, Odysseus, Herodes können äußerlich für ganz gute Spanier gelten. Calderon wußte so gut als Andere, wie verkehrt dieses war, aber er entschädigt dafür durch die höchste Anziehungskraft seiner Dramen.

Außer den hier vorgeführten Stücken verdienen als die bekanntesten wenigstens genannt zu werden: **Der göttliche Orpheus**, **das Nachtmahl Balthasars**, **die Morgenröthe in Copacavana**, **die Kreuzerhöhung**, **das Leben ein Traum**, **die Tochter der Luft**, **die große Zenobia**, **der Maler seiner Schande**, **die Dame Kobold** u. s. w.

Anmerk. Die angeführten Schauspiele Calderons sind fast alle in trefflichen Uebersetzungen vorhanden, von Gries, v. Schack, A. W. Schlegel, E. von der Malsburg, v. Eichendorff. Eine vollständige Uebersetzung der Frohnleichnamsspiele liefert Lorinser in Breslau.

---

*) Ausnahmsweise ein Citat. Obiges Urtheil rührt von Schack III, 115 her; angeeignet von Julius bei Ticknor II, 39. Gegen solche Gewährsmänner ist Rückert's höchst ordinäres „Calderon mit seiner steifen" rc. zu würdigen. Dagegen auch F. v. Schlegels schönes Sonett.

Scenen aus „Chrysanth und Daria.“

1. (Aus Akt III, Scene I.)

Polemius.
Nun in deine düstre Gruft,
Ferne von des Tages Schein,
Ferne von des Himmels Luft,
Schließet den Chrysanth mir ein!

Chrysanthus.
Glaubst Du mich zu schrecken? Nein!
Ob in Freiheit, ob gefangen,
Meine Seele fühlt kein Bangen! —
O Daria, denk' an mich,
Denk' an Jenen, der für Dich
Liebend in den Tod gegangen!
Und erfülle ihm dein Wort,
Nach dem Tode ihn zu lieben!

Polemius (zu den Dienern.)
Glaubt Ihr, daß ich es verschieben
Wolle? Führt ihn schleunig fort!

Daria.
Ew'ger Gott! Du höchster Hort,
Steh' mir bei! — O Herr, vernimm!
Strafst Du den Chrysanth so hart,
Weil er Christi Jünger ward,
So verdopple Deinen Grimm!
Mich auch treffe das Verderben,
Mir auch sei das Sein geraubt!
Laß mich mit Chrysanthus sterben!
Hör' (und nimm hernach mein Haupt):
Wenn Ihr an die Götter glaubt,
Hält Euch blinder Wahn umfangen!
Nur an Christus will ich hangen,
Nur am Heiland, der für mich
Liebend in den Tod gegangen!

Polemius.
Wohl! Die Strafe treffe Dich,
So wie ihn! — Die Glieder beben
Mir vor Ingrimm!

Daria.
Mit Chrysanth
Schließt mich ein; denn meine Hand
Hab' ich ihm zuvor gegeben,
Und zu unserm Gattenleben
Hat der Glaube nur gefehlt,
Der uns Beide nun beseelt!

Chrysanthus.
Kann ich größ'res Glück erwerben?
Herr! Du hast mich auserwählt,
Um voll Seligkeit zu sterben!

Polemius.
Nein, Daria! nie fürwahr
Soll Chrysanth Dein Gatte werden!
Elend sei dein Loos auf Erden,
Und Dein Leben immerdar
Aller Lust und Freude bar! —
(Zu Chrysanthus:)
Und auch Du, der solch Vergehen
Frevelmüthig Du begangen,
Sollst die Früchte niemals sehen,
Sollst zum Ziele nie gelangen! —
Trennt die Beiden!

Daria.
Welches Bangen!

Chrysanthus.
Welches Leid! wir müssen scheiden!

Polemius.
Führt sie fort, und hört, was Beiden,
Ueber ihre Schuld ergrimmt,
Ich für Züchtigung bestimmt!
Jeder soll die Strafe leiden,
Die er über Alles haßt!
Liebt Chrysanth die stille Rast,
Wohl, so wird ihm nichts Bedrängniß
Schaffen, wie das Staatsgefängniß!
Dort, gedrückt von Kettenlast,
Hingeworfen dem Verderben,
Und umringt von wüsten Rotten,
Welche seiner Leiden spotten,
Soll er unter Qualen sterben.
Wenn Daria eitel dachte,
Daß die Schönheit, die sie schmückt,
Sie Chrysanthus würdig machte,
Wohl! so werd' ihr Stolz geknickt,
Ihrer Reize Kranz gepflückt,
Und ich will mit Schmach und Hohn
Aller Art sie nicht verschonen;
Denn sie soll zu würd'gem Lohn,
Weil Dianen sie entfloh'n,
In der Venus Tempel wohnen! —

— — — — — — —

Chrysanthus.
Herr! Dein Spruch ist grauenvoll!

Unser Leben magst Du rauben,
Aber ihre Ehre nicht!

Daria.

Fürchterlich ist Dein Gericht!
Räche Deiner Götter Glauben,
Aber schone meiner Pflicht!

Polemius (zu den Dienern).

Kommt heran, sie fortzuführen!

Daria.

Solcher Jammer ist zu groß!

Chrysanthus.

O entsetzenvolles Loos!
Herr, vermag Dich nichts zu rühren?
Ist Dein Herz erbarmungslos?

Polemius.

Wohl! das Urtheil, das ich gab,
Möge denn gemildert sein!
Aber läugnet Christum ab!
Das ist die Bedingung!

Chrysanthus.

Nein!
Das sei ferne!

Daria.

Dies allein
Nun und nimmer!

Polemius (zu den Dienern.)

Augenblicklich
Führt sie fort! — Ha! diese Wuth —

Escarpin.

Zeig nur keinen Wankelmuth!
Dein Entschluß ist mir erquicklich!

Chrysanthus.

Ach! wie weh das Scheiden thut! —
Aber nun verstummt, ihr Klagen!
Theure Gattin! laß das Zagen!
Da wir uns dem Himmel weih'n,
Wird der Himmel mit uns sein!

Daria.

Hat nicht Christus mehr ertragen?
Christus, der für uns auf Erden
Schmach erlitt und Todeswehen,
Wird uns treu zur Seite stehen!

Chrysanthus.

Lebe wohl, mein Weib!

Daria.

Wir werden
Uns dort oben wiedersehen,
Fern dem irdischen Gewimmel
Und von ew'gem Licht umflossen!
Denn wir haben für den Himmel
Unsern Liebesbund geschlossen.

(Beide werden fortgeführt.)

2. (Aus Akt III, Scene II.)

Chrysanthus (hinter der Scene).

O himmlische Darie!

Daria.

Wer ruft mich? — Wenn sich ein Blättchen regt,
Wird mir das Herz von Angst und Schreck bewegt!
Ich Arme, Unglücksel'ge! Aber nein!
Muß ich nicht selig sein,
Da Gott, der Ewige, sich mir enthüllt!
Du, der mein Auge füllt,
O Thränenstrom, magst mir die Taufe leih'n
Und mich dem Himmel weih'n,
Damit ich ganz in heil'ger Liebe glühe!

Chrysanthus.

O himmlische Darie!

Daria.

Wer hat mich da genannt?

Chrysanthus.

Geliebte! Dein Chrysanth,
Den Deine Seelenreinheit mehr beglückt,
Als alle Körperschönheit, die Dich schmückt,
Und der, in heil'ge Liebesglut versenkt,
Mit Dir zu leben und zu sterben denkt!

Daria.

O süßer Trost, o Himmelsgabe,
Daß ich Dich wieder habe
Und Dich umarmen kann, geliebter Gatte,
Dich, den man grausam mir entrissen hat, —
Allein nun höre, wie ich der Gewalt —

Stimmen (hinter der Scene).

Auf! in's Gebirg!

Andere.
Zum Thale!
Andere.
In den Wald!
Chrysanthus.
Die Verfolger kommen näher!
Daria.
Freund! Was sollen wir beginnen?
Chrysanthus.
Gläubig sein und standhaft sterben!
Daria.
Tausend=, tausendmal, Geliebter,
Bin ich das zu thun bereit,
Denn Dein Gott hat mir so viele
Huld bewiesen, daß ich freudig
Für ihn sterbe.
Polemius (hinter der Scene).
In die Tiefe
Jener Schlucht, in deren Dunkel
Kaum der Sonne Strahlen dringen,
Müssen sie geflohen sein.
Eilt, damit sie nicht entrinnen!
Daria.
Eins nur macht mir Kummer, Freund:
Daß ich noch die Taufe Christi
Nicht empfangen habe.
Chrysanthus.
Banne
Diesen Kummer, o Geliebte!
Denn die Blut= und Feuertaufe
Weiht den Märtyrer zum Christen.
(Polemius und Soldaten treten auf.)
Polemius.
Seht! hier sind die beiden Frevler!
Darum Hand an's Werk, Ihr Krieger!
Noch in dieser Stunde will ich
Sie dem Tode überliefern,
Um den Wahn zu widerlegen,
Daß ich unsern Göttern mind're
Liebe weihe, als dem Sohn.
Auf! ergreift sie augenblicklich,
Daß, wenn Numerianus naht,*)
Er sie nicht mehr lebend finde!
Könnt Ihr zögern? Hand an's Werk!
Stürzt sie in die düst're Tiefe
Jenes grauenvollen Schlundes!
Da im Leben Eine Liebe
Sie vereinte, mögen sie
Eine Grabesstätte finden!
Chrysanthus.
Freudig geh ich in den Tod!
Maria.
Und ich ebenso, Geliebter!
Denn erst jetzt bewährt sich mir
Die Verheißung jener Stimme,
Wahrlich! glücklich ist der Tag,
Und die Stunde sei gepriesen,
Wo ich in dem düstern Schlunde
Dieser Kluft mein Grabmal finde!
(Sie werden in den Abgrund gestürzt.
Sturm mit Blitz und Donner erhebt sich.)

Scenen aus dem standhaften Prinzen.

1. (Aus dem II. Akt.)

Enrique.
Im Testamente
Gab Befehl mein Herr, der König,
Daß man gleich für die Person
Des Infanten Beute böte.
Und so komm ich mit der Vollmacht
Des Alfonso, den man krönte,
Weil nur solch ein Morgenstern
Mildern kann der Sonn' Erlöschen,
Um die Stadt zu übergeben,
Und demnach —
Fernando.
Nichts weiter! Höre
Auf, Enrique! Denn dies sind
Worte, die unwürdig tönen,
Nicht nur eines Kron=Infanten
Portugals und der erhöhet
Ward zu Christus Ordensmeister,
Nein, sie wären's eines schnöden
Wilden, den der ew'ge Glaube
Nie erleuchtet des Erlösers.
Wenn mein Bruder, jetzt im Himmel,

*) Der römische Kaiser.

Auch im Testamente förmlich
Dieß bedingt, geschah es nicht,
Daß man dem gemäß beschlösse,
Sondern bloß, um zu bezeugen,
Daß er wünsche, mich zu lösen.
Und dies suche man durch andre
Weg' und Mittel zu befördern,
Sei'n sie mild nun oder feindlich.
Denn, wenn er befiehlt, man möge
Ceuta geben, heißt dieß nur:
Ringt darnach auf's Allerhöchste!
Denn wie wär's, wie wär's zu denken,
Daß ein ächt kathol'scher König
Uebergäb' an einen Mohren
Eine Stadt, um die verströmet
Ward sein Blut, da er der Erste
War, der ihrer Zinnen Höh'n
Baß bewahrt mit Tartsch' und Degen,
Selbst mit den fünf Schildlein krönte?
Und dieß ist noch das Geringste:
Eine Stadt, die Gott den Schöpfer
Auf kathol'sche Weis' erkennet,
Die durch Kirchen wird verschönert,
Welche Lieb' und Ehrerbietung
Seinem Dienste hat geöffnet:
Wär' es ein katholisch Thun,
Wär' es Eifer für das Frömmste,
Wär' es christliches Erbarmen,
Wär' es portugies'sche Größe,
Daß die Atlasse der Sphären,
Jene Tempel für den Höchsten,
An der Stelle goldner Leuchter,
Welche jetzt die Sonne röthet,
Ottomann'sche Schaaren sehen,
Und daß, sich der Kirch' empörend,
Ihre Monde spielen dürften
Der Verfinsterung Tragödien?
Wär' es gut, daß man zu Ställen
Die Kapellen dort verstörte,
Die Altäre drin zu Krippen?
Und, wenn sie sich dem entzögen,
Daß sie zu Moscheen würden?
Hier versagen mir die Töne,
Hier gebricht es mir an Athem,
Hier beklemmt der Gram mich tödtlich;
Denn, wenn ich es denke schon,
Ist's, als ob das Herz mir börste,
Sträubt mein Haar sich auf dem Haupte
Und es bebt der ganze Körper.
Denn in Ställen und in Krippen
Nicht zum ersten Mal, schon öfter
Hätte Gott als Gast gewohnet,
Aber als Moscheen gewönnen
Wir an ihnen eine Denkschrift
Zu unsterblichem Erröthen,
Lautend so: Hier hatte Gott
Wohnung, und nun, sie dem Bösen
Einzuräumen, weigern jetzt sie
Ihm die Christen. Nicht erhöret
Ist's ja, menschlich nur zu reden,
Daß man, irgend wen zu höhnen,
In sein eignes Haus das Laster
Und daß wir dazu ihm böten
Das Geleit, daß wir sogar
Selber würden seine Pförtner
Und es drinnen zu bewahren,
Gott verjagten, aus ihn schlössen?
Die Kathol'schen, die dort wohnen
Mit Familien und Vermögen,
Würden leicht dem Glauben untreu,
Nur damit sie's nicht verlören.
Wär' es wohl von uns gethan,
Diese Sünde zu befördern
Durch Gelegenheit? Wär's billig,
Daß der Christen zarte Söhne,
Welche dort erwachsen, zeitig
Von den Mohren zugewöhnet
Ihren Sitten und Gebräuchen,
Eine falsche Lehre sögen?
In elender Sklaverei
Wär' es billig, zu ertödten
So manch Leben dort, um eines,
Worauf Nichts beruht, zu lösen?
Wer bin ich, mehr als ein Mensch?
Wenn's die Zahl ersetzen könnte,
Ein Infant zu sein: Gefang'ner
Bin ich jetzt, der Standeshöhe
Ist ein Sklave nicht empfänglich;
Ich bin's, so daß sich betröge,
Wer Infant mich nennen wollte.
Bin ich's nicht, wer wohl geböte,
Daß das Leben eines Sklaven
Solchen hohen Kaufpreis gölte?
Sterben heißt das Sein verlieren,
Ich verlor's im Schlachtgetöse,
Ich verlor das Sein, so starb ich;
Starb, so hieß es nun ja thöricht
Handeln, wenn um einen Todten

So viel Leben würd' ertödtet.
Und so soll die eitle Vollmacht,
Jetzt in Stücke ganz zerbröckelt,
Nur wie Stäubchen in der Sonne,
Nur im Feu'r wie Funken stöbern.
(Er zerreißt die Vollmacht.)
Doch nein, ich verschlinge sie,
Daß kein Buchstab' bleiben möge,
Der der Welt verrath', es habe
Lusitan'sche Heldengröße
Dieß gewollt. — Ich bin dein Sklav;
Ueber meine Freiheit, König,
Schalte nun, ich will sie nicht,
Noch auch kann sie mir gehören.
Kehr', Enrique, heim und sage,
Daß mir Afrika Grabhöhle
Sei geworden; denn mein Leben
Will ich Tod zu scheinen nöth'gen;
Christen, todt ist euch Fernando!
Mohren, euch als Sklav gehör' ich!
Christensklaven, ein Genosse
Fügt sich heut zu euren Nöthen!
Himmel, deine heil'gen Kirchen
Läßt ein Mensch dir wieder öffnen!
Meer, ein Unglücksel'ger schwellet
Dir mit Thränen deine Ströme!
Berg', ein Trauriger bewohnt euch,
Gleich dem Wild in eurer Oede!
Wind', ein Armer überladet
Eure Region mit Stöhnen!
Erd', ein Leichnam gräbt sich heute
Seine Gruft in deine Höhlen!
König, Bruder, Mohren, Christen,
Sonne, Mond und Sterngewölbe,
Himmel, Erde, Meer und Winde,
Wald und Berg', ihr alle hört's!
Ein standhafter Prinz befestigt
In Bedrängnissen und Nöthen
Heute den kathol'schen Glauben,
Ehret das Gesetz des Höchsten.
Denn, gäb's keinen andern Grund,
Als daß Ceuta ward verschönert
Durch die Weihung einer Kirche
Der Empfängniß, rein und göttlich,
Jener Königin und Herrin,
Die so Erd' als Himmel krönte:
Gern wollt' ich, so wahr sie lebet,
Tausend Leben d'rum verströmen!

König.

Undankbarer und Fühlloser
Für die Herrlichkeit und Größe
Meines Reichs! wie kannst Du so
Mir das weigern und mißgönnen,
Was am meisten ich begehre?
Zwar, wenn Dir mein Reich gehöret
Mehr als Dein's, so kannst Du leichtlich
Ueber Sklaverei Dich trösten;
Aber da zu meinem Sklaven
Du Dich selbst bekennst und schwörest,
Will ich Dich als Sklaven halten,
Und dein Volk und Bruder mögen
Seh'n, wie Du mir jetzt die Füße
Küssest, als ein Sklave fröhnend.

2. (Aus dem III. Akt.)

(Seeküste.)

Don Alfonso und Don Enrique treten mit Kriegsvolk auf.

Don Enrique.

Herr, Du hast nicht gewollt, daß an dem Strande
Von Fez zuvörderst unsre Mannschaft lande,
Und wähltest diesen Posten,
Um auszuschiffen: viel wird es Dich kosten;
Denn schon von einer Seite
Rückt der zahlreiche Mars heran zum Streite,
Deß Heer die Winde stolzer will beflügeln
Und die Gebirge schwellt mit neuen Hügeln,
Es führt solch groß Geschwader Tarudante,
Von Fez sein Weib, die glückliche Infante,
Heim nach Marokko bringend:
Doch Echo's Zeuge ruf' es, lauter ringend.

Alfonso.

Enrique, dazu kam ich,
Ihn zu erwarten hier am Paß; auch nahm ich
Dieß nicht aus Zufall vor, es ist geschehen

Mit Absicht und der Grund läßt sich
verstehen.
Wär' ich nach Fez zur Ausschiffung
gegangen,
So hätte beider Volk mich dort empfangen.
Da sie getheilt sich finden,
Kann ich mit mindrer Macht sie
überwinden;
Und, eh' sie noch sich rüsten,
Schlagt Waffenlärm!

Enrique.

Bedenke Herr und merke:
Zur Unzeit ist der Krieg.

Alfonso.

Des Zornes Stärke
Will keinen Rath mehr hören,
Kein Augenblick darf diese Rache stören:
Mag denn, von mir erhoben,
Durch Afrika des Todes Geißel toben.

Enrique.

Sieh', wie die Nacht, erfüllet
Mit reinen Schatten, tiefer schon verhüllet
In Finsterniß des Sonnenwagens
Funkeln.

Alfonso.

So fechten wir im Dunkeln,
Denn diesen muth'gen Glauben,
Der mich beseelt, kann Zeit und Macht
nicht rauben.
Wenn bei dem Martyrthum, das Du
erlittest,
Fernando, Du für Gottes Sache strittest,
So muß der Sieg gelingen,
Mir wird er Ruhm, mir wird er Ehre
bringen.

Enrique.

Dein kühner Stolz will hin zum Wahn
Dich raffen.

Fernando (hinter der Scene.)

Zum Angriff, Held Alfonso! Waffen!
Waffen!

(Trompetenfanfare.)

Alfonso.

Hörst Du verworr'ne Stimmen,
Die rasch und traurig mit den Winden
schwimmen?

Enrique.

Ich hör' und unter diesen
Scholl's wie Trompeten, die zum An-
griff bliesen.

Alfonso.

Wohlauf, Enrique! muthig denn ge-
stürmet,
Uns schirmt gewiß der Himmel.

Fernando (hinter der Scene.)

Ja, er schirmet!
(Er tritt auf im Ordensgewande mit
einer Fackel.)

Fernando (zu Alfonso.)

Den Himmel hat verpflichtet
Dein Glaub' und Eifer, fromm auf ihn
gerichtet,
Er will die Sache führen
Und mich aus meiner Sklaverei entführen:
Denn mir — selt'nes Exempel! —
Gibt Gott für so viel Tempel einen Tempel.
Mit dieser Fackel Bränden,
Am Orient entglommen, in den Händen,
Will ich stets leuchtend schreiten
Vor Deinem stolzen Heer und so Dich leiten,
Daß Du heut nach Verlangen,
Großer Alfonso, mögst Trophäen erlangen.
Gen Fez! Du sollst mich jetzo dort nicht
krönen,
Mein Untergeh'n im Morgenroth ver-
schönen!

Enrique.

Alfonso, noch bezweifl' ich, was ich sehe.

Alfonso.

Ich nicht, ich glaub' und gehe,
Und ist es Gottes Glorie,
So ruf' nicht Waffen mehr, nein, ruf
Victorie!

(Alle ab.)

Scene aus: „Die große Zenobia."

(Als Beispiel der komischen Weise Calderon's. — Persius gewinnt durch Aufschneiden im Stil unsers Münchhausen die Huld der Königin.)

Persius (für sich).

Drei der Mittel gibt's auf Erden,
Um zu fördern uns're Sachen;
Erstens muß man Hochzeit machen;
Zweitens muß man Wittwer werden;
Drittens muß man tapfer lügen,
Doch mit Kunst. Von diesen Drei'n
Soll es nun das Letzte sein,
Dem ich denke mich zu fügen.
Ein Soldat bin ich, zur Noth,
Und ich schonte stets mein Leben;
Nun im Sande fand ich eben
Einen tapfern Krieger todt.
Diese Schriften hier, ein Zeugniß
Seiner Thaten, hinterließ er,
Denk' ich, mir — Andronius hieß er —
Und benutzend das Ereigniß
Hol' ich unter seinem Namen
Mir den Lohn; der Erste nicht
Bin ich ja, der Früchte bricht,
Die gereift aus fremdem Samen.

Irene.

In Dein Zimmer, Herrin, wagt
Sich ein Kriegesmann.

Zenobia.

Irene,
Allen Kriegern hab' ich jene
Freiheit nimmer noch versagt.
Wer seid Ihr?

Persius.

Ich will's berichten,
Wenn mein schmutz'ger Mund in Muße
Diesem Deinem Zwerg von Fuße
Einen Kuß erst darf entrichten.
(Er steht auf und überreicht die Papiere.)
Antwort wird auf Deine Fragen
Dieser Schriften Zeugniß sein.

Zenobia.

Und wie heißt Ihr?

Persius.

Persius — nein,
Nein, Andronius wollt' ich sagen.

Zenobia.

Ihr Andronius?

Persius.

Jederzeit.

Zenobia.

Gut, daß ich Euch hier empfange.
Euch zu kennen wünscht' ich lange.
Denn von Eurer Tapferkeit
Wußt' ich.

Persius.

Deiner Gnade Schluß
Kann sie mir allein gewähren.
(Bei Seite.) Schön, mein Glückchen!

Zenobia (lesend).

„Einen schweren Kampf durchfocht Andronius" —
Und in welchem Kampf befand
Sich der Tapfre?

Persius (bei Seite).

Bei den Ohren
Packt sie mich. (Laut.) Ich ging verloren,
Eh' ich noch in ihm mich fand.

Zenobia.

Wie?

Persius.

Ein Weinberg hatt' 'nen Riesen
Zur Bedeckung; jede Beere
Schien Faß an Größ' und Schwere.
Einst nun mußt' ich gegen diesen
Goliath zu Felde ziehn.
Trauben sollt' ich für die Schaaren
Holen, weil sie hungrig waren.
Da er mich zu merken schien,
Sucht' ich — bei dem einem Male —
Mehr in List als Muth mein Wohl:
Eine Beere macht' ich hohl
Und verkroch mich in die Schale.
Er, der Menschenfleisch indessen
Ausgewittert, naht sich sachte.
Was geschah? Der Teufel machte
Eben jetzt ihm Lust zu essen;
Just die Beere wollt er gern

Und so schluckt er meine Glieder
Halbgekaut auf einmal nieder.
Doch im Wahn, ich sei der Kern,
Spuckt er so mich wieder fort,
Daß ich gleich in einem Bogen
Bis zum Heere kam geflogen,
Fünfzig Meilen weit von dort.

Zenobia (lesend.)

„Ohne Leiter einen Wall
Hat Andronius erklommen“

Persius.

Da ich dieses unternommen,
War ich leichter als ein Ball.

Zenobia.

Wie geschah es?

Persius.

Als ich kam,
Sah ich eine Tanne neben
Jenem Walle sich erheben,
Und was macht ich nun? Ich nahm
Einen Strick und zog hernieder
Bis zu mir des Baumes Gipfel,
Setzte keck mich auf den Wipfel
Und ließ nun die Schlinge wieder
Langsam nach. Kaum aber fand
Er sich frei, so schnellt' er sich
So gewaltsam auf, daß ich
Auf dem Walle mich befand —
Mit so abgeschmacktem Zeuge
Wünsch ich bloß Dir Spaß zu machen,
Nicht als wären wahr die Sachen;
Doch der Himmel ist als Zeuge
Meiner Thaten, und nicht gut
Wär' es, sie zu wiederholen.

Zenobia.

Gut hast Du Dich mir empfohlen
Durch Bescheidenheit und Muth,
Um Dich selbst nicht zu erheben,
Miedest Du zwar den Bericht,
Aber die Vollbringung nicht,
Und ergötztest mich daneben.
Mehr Vertrau'n ist Dir gelungen
Zu empfah'n mit Deinen Siegen
Dadurch, daß Du sie verschwiegen,
Als indem Du sie errungen,
Lob erniedrigt nur den Helden
Und so bin ich Dir verpflichtet;
Was mir dies Papier berichtet,
Brauchst Du selbst mir nicht zu melden.
Und da mir zu gleicher Zeit
Dein Verstand und Muth gefallen,
Sei von nun an Du vor Allen
Meinem nächsten Dienst geweiht.

Alarcon. Quevedo. Villegas. — Breton de los Herreros.

§. 9. Cervantes, Lope und Calderon sind keineswegs die einzigen großen Geister Spaniens um jene Zeit; es standen noch viele gleichfalls classische Dichter neben ihnen, so daß diese Periode wahrhaft ein goldenes Zeitalter der spanischen Literatur war, vergleichbar jener Periode der altgriechischen Literatur, in welcher die drei großen Tragiker blühten, oder jener deutschen, in welcher Hartmann, Wolfram und Walther glänzten. Aus der großen Anzahl von Dichtern nennen wir nur die berühmtesten. Zu diesen gehört der dramatische Dichter **Juan Ruiz de Alarcon**, ein Mexicaner, von dessen herrlichem Schauspiele: „Der Weber von Segovia“ ein großer Kenner (v. Schack) sagt: „die Genialität der Erfindung, das hinreißende Interesse der Situationen, die Sicherheit und Lebendigkeit der Charakteristik und die poetische Glut, die alle Theile beseelt, sichern diesem Drama einen Platz unter den größten Meisterwerken der Dichtkunst.“ — Gleich Lope einer der fruchtbarsten Dichter war **Francisco de Quevedo**, welchen Lope selbst „die Zierde

des Jahrhunderts, den ersten aller Dichter, den Fürsten der Lyriker" nannte. Quevedo war 15 Jahre alt Doctor der Theologie, bald Meister in allen Wissenschaften, vieler todter und lebender Sprachen mächtig, dabei ein Mann von Herz und Geist, der, wo die Feder nicht spitzig genug war, den Degen zog, ein sehr unruhiges und wechselvolles Leben führte, bald in Glanz und Ehren, bald in Elend und Gefängniß, und trotz dieser Unruhe noch Muße fand, 48,000 gedruckte Seiten in Versen und in Prosa zu hinterlassen. Quevedo's Hauptwerke sind schelmische und satirische Lieder, ein satirisches Buch betitelt „Träume", und sein Roman „Das Leben des Erzschelmen Paul von Segovia", worin die Schilderung der verderbten Sitten der Spanier in die Geschichte eines verlumpten Barbiers und Landstreichers eingeflochten ist. — Als Lyriker hat Manuel **de Villegas** mit Recht den Namen des spanischen Anakreon erworben; denn er gleicht jenem Griechen in zarten, lieblichen, wohlklingenden Liederchen, die er selber „Köstlichkeiten" (delicias) benannt hat.

Die genannten Dichter gehören noch der Blüthezeit der spanischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert an. Mit dem 18. Jahrhundert begann der Verfall der Poesie. Spanien hörte auf, ein großes Volk zu sein, Madrid verwandelte sich in einen französischen Jahrmarkt, Literatur und Kunst nahmen französischen Geschmack oder vielmehr Geschmacklosigkeit an. Die einst frischblühende, nationale Poesie fand an Puder, Schminke und Perücke Wohlgefallen. Erst in unsern Tagen hat sie angefangen, ihre Verirrung einzusehen. Doch stehen die neuesten Dichter der Spanier noch weit hinter jenen classischen Meistern der Vorzeit zurück. Der genialste und bekannteste ist der noch lebende **Breton de los Herreros** (geb. 1800). Er hat bereits über 150 Dramen geliefert, die auf den spanischen Theatern großes Glück gemacht haben. Außerdem hat er anmuthige und leicht fließende Gedichte verfaßt, unter denen die satirischen und komischen die gelungensten sind.

Anmerk. Das schöne Drama „Der Weber von Segovia" steht gut übersetzt in v. Schack's spanischem Theater I. Bd. (1845.) — Proben der spanischen Lyrik enthalten Hoffmann's Blüthen span. Poesie (1841); M. v. Diepenbrock's geistlicher Blumenstrauß (N. A. 1852); E. Geibel's und P. Heyse's Spanisches Liederbuch (1853).

Anhang: Portugiesische Literatur. Camoëns.

§. 10. Portugal hat nur einmal eine große Rolle in der Weltgeschichte gespielt; um jene Zeit nämlich, als Könige herrschten, wie der weise, hochherzige Emanuel der Große, und als Helden, wie Vasco de

Gama, durch ihre kühnen Seefahrten die Blicke der Welt auf sich lenkten. Diese Zeit war auch die Glanzperiode der portugiesischen Literatur, in welcher nur Ein hell leuchtender Stern, aber ein Stern erster Größe, aufging. **Luis de Camoëns**, (geb. 1524), Dichter der **Lusiaden**, eines Epos, in welchem die Heldenthaten der Lusitanier, d. i. Portugiesen, gefeiert werden, war einer jener großen Männer, welche nach ihrem Tode gepriesen werden, während sie bei Lebzeiten verhungern. Den Anfang seines Unglücks machte die Ausweisung aus Lissabon, als der Poet sich erkühnt hatte, seine Augen auf ein vornehmes Fräulein, eine Palastdame der Königin zu richten. Auch seine Poesie fand keine Aufmerksamkeit. Verzweifelt darüber entschloß sich Camoëns, als Soldat am Seezuge gegen Marocco Theil zu nehmen. Eine Kugel riß ihm ein Auge weg. Darauf versuchte er noch einmal sein Glück in Lissabon. Abweisung überall. Da beschließt der verachtete Dichter, nach Indien zu gehen. Allein auch hier geht es ihm nicht viel besser, und als er seinen Grimm in einer Satire auf den Vizekönig ausläßt, wird er auf die einsame Insel Macao verwiesen. Eine Grotte mit entzückender Aussicht auf das Meer war sein Lieblingsaufenthalt. Hier soll er die „Lusiaden" gedichtet haben. Nach fünf Jahren wurde er aus seiner Verbannung zurückgerufen, allein auf der Fahrt nach Goa scheiterte das Schiff und Camoëns rettete sich und sein Gedicht mit Noth auf einem Brette, das er umklammerte. Kaum mit dem Leben davongekommen, wird der Arme in Goa wegen Schulden in's Gefängniß geworfen. Das Wohlwollen etlicher Freunde verschafft ihm die Freiheit wieder. Nun kehrt er nach Lissabon zurück, widmet sein Gedicht dem jungen König Sebastian und erhält einen Jahrgehalt von 25 Thalern! Er wäre verhungert, wenn nicht ein treuer Mohr, sein Diener, in den Straßen für ihn gebettelt hätte. Endlich starb er, arm und elend, in einem Spital zu Lissabon (1579). Sechzehn Jahre nach seinem Tode erhielt er ein prächtiges Denkmal. Sein Andenken hat der deutsche Dichter Tieck in seiner schönen Novelle: „Tod des Dichters" gefeiert.

Der Inhalt der **Lusiaden** ist folgender: Vasco de Gama ist auf dem Wege nach Ostindien bereits bei Madagaskar angekommen. Das verdrießt den Gott Bacchus, weil er fürchtet, seinen alten Ruhm in Indien von dem neuen Helden verdunkelt zu sehen. Er sinnt also auf Mittel, die Portugiesen zu verderben. Dagegen finden sie an Venus eine mächtige Schützerin. Zuerst erscheint Bacchus in Gestalt eines Mauren auf Mozambik und wiegelt den König gegen die Fremdlinge auf. Doch ihre Tapferkeit rettet sie. Darauf erwartet der Gott die Helden in Mombaza. Gama schickt zwei Soldaten an's Land, um zu

erforschen, ob die Einwohner Heiden oder Christen seien. Bacchus empfängt sie gastlich in seinem eigenen Hause, geberdet sich selbst als gar frommer Christ, indem er vor einem Altare der h. Jungfrau auf den Knieen betet, und also die Fremden überredet, Mombaza sei von Christen bewohnt. Doch Venus entreißt sie der Gefahr, indem sie mit Hülfe der Meergöttinnen die Schiffe am Einlaufen in den Hafen verhindert. Darauf befiehlt Jupiter dem Merkur, die Portugiesen nach Melinda zu führen, wo sie der König gastfreundlich empfangen werde. So geschieht es auch. Der König bewundert die Helden, schließt ein Bündniß mit ihnen und bittet den Gama ihm die Geschichte seiner glorreichen Nation zu erzählen. Die nun folgende Erzählung Gama's ist reich an schönen Episoden, wie von der unglücklichen Ines de Castro, oder dem furchtbaren Riesen Adamastor am Cap der guten Hoffnung. Von Melinda fahren die Helden weiter durch's indische Meer. Aeolus sendet auf Betrieb des Bacchus seine Winde aus, Sturm zu erregen, allein Venus und ihre Nymphen besänftigen die Winde. Bald zeigt sich das ersehnte Indien. Die Helden landen in Malabar. Noch einmal regt Bacchus durch das Traumgesicht eines Priesters die Großen des Reichs gegen die Fremdlinge auf, von welchen der Religion des Landes Gefahr drohe. Indessen werden die Zwiste beigelegt, worauf Venus ihre Helden für so viele überstandene Leiden in ein wahres Elysium irdischer Freuden versetzt. Endlich kehren sie in ihre Heimat zurück.

Die Lusiaden sind, wie aus dem Inhalte erhellt, eine Reihe epischer Gemälde, in welchen nicht ein einzelner Held, sondern ein ganzes Volk und seine Geschichte verherrlicht wird. Camoëns ist ein christlicher, ja ein streng katholischer Dichter, wie er denn im Eingange des 7. Gesanges den Deutschen und Briten ihren Abfall von der Kirche in strenger Rede vorwirft. Wenn aber der christliche Dichter die alte Mythologie in allegorischer Weise für sein Gedicht verwendet, so geschieht das nur um der schönen Poesie willen, wie die Frau Venus ganz offen erklärt (X, 82):

> Denn ich, Saturn und aller Götter Schaar
> Sammt Jupiter, sind eitle Fabeleien,
> Die blinder Wahn der Sterblichen gebar.
> Wir dienen bloß, dem Liebe Reiz zu leihen;
> Und bot uns Menschenwitz ein Beßres dar,
> War's dies, daß ihr uns zu den Sternen stelltet,
> Und diesen unsre Namen zugesellet.

Dieser mythologischen Bildersprache wegen ist Camoëns mit Dante verglichen und sein Gedicht eine zweite göttliche Comödie, nur heroischer Art, genannt worden. Man rühmt noch an den Lusiaden den einfachen

Plan, die reizenden, wohllautenden Verse, die phantasievolle, prächtige Schilderung. Der Leser fühlt sich unter den Himmel Ostindiens versetzt: so weht ein balsamischer Duft des Südens durch die herrliche Dichtung.

Anmerk. Es kann keine bessere Uebersetzung geben, als die der Lusiaden von J. J. C. Donner (Stuttgart, 1833) – Eine Uebersetzung der herrlichen Sonette Camoëns gab L. v. Arentsschildt (1853).

1. Ines de Castro.

(Ines de Castro hatte das Unglück, ihrer Schönheit wegen von dem Prinzen Peter von Portugal zur Gemahlin erwählt zu werden. Der König Alphons, des Prinzen Vater, wollte sie tödten lassen, aber ihr und der Kinder Anblick erbarmte ihn. In einer schwachen Stunde ließ er sich dennoch von schwarzen Seelen zum Mordbefehle bereden. Bekanntlich hatte die deutsche Agnes Bernauer gleiches Schicksal.)

Schon schleppen sie die rauhen Henkersknechte
Zum Herrn, den Mitleid schon gefangen nimmt,
Doch bald mit trotzig falschem Wortgefechte
Das Volk zu grausem Todesspruch bestimmt.
Mit frommer Rede traurig eitlem Rechte,
Zu der sie Gram um ihren Fürsten stimmt,
Gram um die Söhne, die sie läßt in Trauer —
Was mehr als eigner Tod, sie füllt mit Schauer —

Erhob sie thränenvoll die frommen Blicke
Der Augen zu des Himmels hellem Licht,
Der Augen; denn die Hände band in Stricke
Des rauhen Henkerknechtes harte Pflicht.
Und wie das Herz im kläglichen Geschicke
Der Kleinen ihr voll banger Ahnung bricht,
Begann sie so, zum grausen Ahn sich wendend,
Den lieblichen die letzten Blicke spendend:

Wenn wilde Thiere, die zu rohem Hange
Der Grausamkeit schon die Natur erzieht,
Wenn Raubgevögel, die in heißem Drange
Nach Beute nur durchziehn der Luft Gebiet,
Zu zarten Säuglingen mitleidig bange
Die Neigung fromm besorgter Liebe zieht,
Wie man von Ninus Mutter hat verkündet
Und von den Brüdern, welche Rom gegründet:

O du, von Antlitz menschlich und Gemüthe!
(Wenn menschlich heißt, auf eines Weibes Brust
Den Dolch zu zücken, weil ein Herz ihr glühte,
Das sie mit Liebe zu umfahn gewußt;)
Blick auf die kleinen Sprossen hier mit Güte,
Da dich mein dunkler Tod erfüllt mit Lust;
Mög' ihre Zartheit dich und meine rühren,
Fühlst du für Unschuld nicht ein menschlich Rühren!

Und wenn du in der Siege stolzem Prangen
Den Mohren Tod mit Flamm' und Schwert gebracht,
Laß auch voll Gnade Leben sie empfangen,
Die nie das Todeswürdige vollbracht;
Und kann die Unschuld dieß von dir erlangen,
Verdamme mich zu freudeloser Acht
In Scythia's Eis, in Libya's heißer Zone,
Damit ich dort in Thränen ewig wohne!

Verbanne mich in aller Wildheit Schauern,
Zu Leu'n und Tigern, und ich werde sehn,
Ob etwa mir von diesen wird Bedauern,
Das ich von Menschen nimmer mocht erflehn,
Dort in der Lieb' herzinnig heißem Trauern
Um ihn, für den ich soll zum Tode gehn,
Will ich ihm aufziehn diese zarten Sprossen,
Der Mutter Trost und ihres Harms Genossen. —

Mit Schonung will der König sie beglücken,
Von ihrer Worte sanftem Schmerz gerührt;
Doch wehrt sein Volk und ihres Looses Tücken,
Daß er des Herzens Wunsch zum Ziele führt.
Schon sieht man sie die blanken Schwerter zücken,
Als würde hier ein edles Werk vollführt:
Ihr Henkerseelen, wollt an einem Weibe
Erproben, welch' ein Rittermuth euch treibe?

Wie Pyrrhus wider die gepries'ne Blüthe
Polyxena's, der alten Mutter werth
Als letzter Trost, mit rauhem Stahl erglühte,
Dieweil Achilles Schatten sie begehrt,
Und gleich dem Lamme, voll Geduld und Güte,
Sie jenes Auge, das die Lüfte klärt,
Zur Mutter kehrt, die Wahnsinn schon durchflutet,
Und willig dann, ein grauses Opfer blutet:

So wider Jene hier die Mörderhorde;
Im Marmorhalse, von dem Reiz beseelt,
Wodurch sie jenen an Mondego's Borde
Bezwang, der ihr als Gatte war vermählt,
Versenkten sie den Stahl; im grausen Morde
Fiel, durch der Frevler grimme Wuth entseelt,
Die weiße Blüthe, feucht von Thränenschauer —
Sie denken nicht an Strafen ew'ger Dauer.

Wohl hast, o Sonne, du mit deinem Strahle
Von dieses Tages Schau dich abgewandt,
Wie von der Söhne blutbefleckten Mahle,
Das dem Thyestes bot des Bruder Hand;
Noch höret ihr, o schön gewund'ne Thale,
Das letzte Wort, aus kalter Lipp' entsandt,

Den Namen ihres Pedro hört ihr schallen,
Daß eure Räum' ihn ferne wiederhallen.

Wie eine Blum' in weißer Schöne prangend,
Die vor der Zeit das zarte Mädchen bricht,
Mit losen Händen sie vom Zweige langend,
Und sich zum Kranz für Brust und Stirne flicht, —
Ihr Duft entweicht, die Farbe blaßt erbangend:
So war der Todten bleiches Angesicht;
Der Wangen Rosen welkten hin und starben
Und mit dem Odem floh'n die Lebensfarben.

2. Sankt Thomas, India's Apostel.

Hier war die Stadt gelegen, die sich nannte
Meliapor, schön, groß und reich an Gut,
Die zu den alten Götzen sich bekannte,
Wie das verhaßte Volk noch heute thut.
Als jenes Wort, für das die Welt entbrannte,
Der Held verkündigt, und voll Glaubensmuth
Schon tausend Land' erweckt durch seine Lehre;
Da lag die große Stadt noch fern vom Meere.

Und als er predigt' hier, und Heil und Frommen
Den Kranken schafft', und Todte rief ans Licht,
Kam eines Tags auf offner See geschwommen
Ein Holz von unermeßlichem Gewicht:
Der König, der ein Bauen unternommen,
Wünscht es für solchen Zweck, und zweifelt nicht,
Mit Elephanten, mit der Arme Schaffen,
Mit Hebeln, es zum Land empor zu raffen.

Das Holz war überschwer, und keine Kräfte
Genügten, es zu rühren nur vom Ort:
Doch mindre Müh zu solcherlei Geschäfte
Gebraucht der Herold von des Glaubens Wort,
Löst am Gewand den Gürtel, daß er hefte
Ihn um das Holz, und hebt, und schleppt es fort,
Dahin, wo sich erbaut' ein stolzer Tempel,
Der allen fortan bleibe zum Exempel.

Wohl wußte Thomas, wenn der fromme Glaube
Den Berg von seiner Stelle rücken heißt,
Gehorcht dem benedeiten Wort der Taube,
Wie Christus lehrt und durch die That erweist.
Die Menge wird dem Staunen da zum Raube,
Wie der Bramin' es auch als Wunder preist:
Solch heilig Leben schauend, solche Zeichen,
Befürchtet er, sein Ansehn möcht' entweichen.

So nennet man die Priester jener Heiden,
Sie, denen jetzt das Herz vom Neide schwoll:
Sie sinnen tausend Plane, daß er scheiden
Vom Leben, oder nicht mehr lehren soll:
Ihr Oberhaupt, das in des Busens Weiden
Trugfaden webt, thut Werke, gräuelvoll,
Zum Zeichen, daß kein größrer Feind geboren,
Als Heucheln, das der Tugend Haß geschworen.

Den eignen Sohn ermordet er, und klaget
Thomas, der schuldlos war, des Mordes an,
Stellt falsche Zeugen, die man frisch befraget;
Schon wird das Todesurtheil kund gethan:
Der Heilige, der nicht um Hülfe zaget,
(Denn Gottes Allmacht darf er betend nahn)
Fleht vor dem König, vor der Großen Kreise,
Daß Gott sich durch ein Wunder ihm erweise.

Den Leichnam heißt er bringen, um ins Leben
Zu rufen ihn, zu fragen, wer es war,
Der ihn gemordet, und also zu geben
Ein Zeugniß, hell und zweifellos und wahr.
Da sehn den Jüngling Alle sich erheben
Im Namen Jesu, der uns Heil gebar;
Er dankt dem Thomas, seinem Auferwecker,
Und nennt den Vater als des Mords Vollstrecker.

Dieß Wunder wirkt solch Staunen bei der Rotte,
Daß sich der Fürst im Bade Christo weiht,
Und Viel nach ihm: die singen Thomas Gotte
Ein Loblied, Andre küssen ihm das Kleid.
Der Priester Herz, erfüllt von Haß und Spotte,
Durchwühlt mit seinem Gifte so der Neid,
Daß sie zuletzt des rohen Volkes Horden
Bereden, ihn voll blinder Wuth zu morden.

Er predigt' einst im Volk die frohe Kunde;
Da ward durch sie ein Aufruhr angefacht:
Geordnet hatt' ihm Christus diese Stunde,
Und rief den Dulder aus der Erdennacht:
Wild treffen Stein', auffliegend in der Runde,
Ihn, der zu Allem sich bereit gemacht;
Ein Böser eilt, in rasche Wuth verloren,
Mit rohem Speer die Brust ihm zu durchbohren.

Dich wird der Ganges, dich der Indus weinen,
Dich weinte jedes Land, wohin du drangst,
Dich weinen mehr die Geister noch, die reinen
Im Kleid des Glaubens, die du dir errangst:

Die Engel singend, lächelnd, sieh! erscheinen,
Dich zu empfah'n im Glanz, den du erschwangst!
Wir flehn zu dir, erbitt' uns Gottes Gnade,
Und schirme deiner Lusitanen Pfade!

Die spanische Literatur ist unvergleichlich reichhaltiger und wahrhaft bildender, als ihre französische, bei uns so beliebte Nachbarin. Das Interesse dafür ist in neuester Zeit auch in Deutschland lebhafter geworden, daher gibt es einige vortreffliche Werke über spanische Literatur, welche gelehrte Gründlichkeit mit leichter und guter Darstellung vereinigen, so daß sie wohl auch Frauen empfohlen werden können. Es sind: Clarus, Darstellung der span. Lit. im Mittelalter 2 Bde. (1846.) Ticknor, Geschichte der schönen Lit. in Spanien. 2 Bde. (1851), v. Schack, Geschichte der dramat. Lit. und Kunst in Sp. 3 Bde. (1846) — Außer den bei Calderon genannten Uebersetzungen dienen zur Kenntniß der Lyriker die schon erwähnten Bücher von M. v. Diepenbrock, Hoffmann, E. Geibel und P. Heyse u. A.

Siebenter Abschnitt.

Französische Literatur.

Sprache. Charakter des Volkes und der Literatur.

§. 1. Die französische Sprache ist eine Tochter der lateinischen Volks- und Umgangssprache, welche durch den Aufenthalt römischer Heere in den Provinzen Wurzel schlug. Sie enthält Bestandtheile der alten celtischen, sowie der benachbarten deutschen Sprache, jedoch ihr Kern ist das Lateinische. Die älteste Probe des Französischen haben wir in dem Eide, welchen einst Ludwig der Deutsche seinem Bruder, Karl dem Kahlen (842), zu Straßburg leistete. Gleich andern Sprachen hat auch die französische eine Menge von Mundarten, von denen sich zwei zur Schriftsprache erhoben haben, zuerst das Südfranzösische (Provençalische langue d'oc), später, bis auf den heutigen Tag, das Nordfranzösische. Schon im Mittelalter erscheint die französische Sprache als beliebte und verbreitete Conversationssprache, in unsern Tagen ist sie der Diplomatie und der gebildeten Welt unentbehrlich geworden.

So wahr es ist, was der große französische Naturforscher Büffon sagte: „der Stil sei der Mensch", so wahr ist auch der Satz: Die Literatur ist die Nation, d. h. der getreue Spiegel des Denkens und

Handelns, des Glaubens und Liebens eines Volkes. Recht augenfällig zeigt sich dieses bei der französischen Literatur. Der Franzose ist von Natur lebhaft, oft bis zum Leichtsinn, schnell begeistert, doch nicht auf die Dauer, geistreich und witzig, doch selten gründlich und tief. Sein Benehmen ist artig und fein, sein Urtheil scharf und praktisch, sein Ehrgeiz unbändig, sein Nationalgefühl unmäßig, bis zur Verachtung Anderer. Diese guten und schlimmen Seiten des Charakters verläugnen sich auch nicht in der Literatur. Vor allem hat der Franzose (praktisch wie der alte Römer) mit Vorliebe die sogenannten exakten Wissenschaften gepflegt; viel weniger Poesie und Kunst. Die französische Poesie hat es nie zu so großartigen Schöpfungen gebracht, wie die Poesie der Italiener, Spanier, Engländer, Deutschen; sie war vom Anfang mehr auf leichtes Spiel und Tändelei der Phantasie, als auf die Darstellung großer Gedanken und Gefühle gerichtet. Brillanter Witz, leichte Sprache, pathetische Declamation, das sind ihre Anziehungskräfte. Dazu kommt ungemeine Klarheit, Eleganz und Regelrichtigkeit des Ausdrucks, und diese Eigenschaften sind es, welche der französischen Sprache und Literatur ihre große Verbreitung und Beliebtheit erworben haben.

Provençalische Poesie. Die Troubadours.

§. 2. In dem schönen Lande Provence, unter dem milden Himmel des Südens, bei einem lebensfrohen und sanglustigen Volke, erwachte zuerst jene romantische Poesie, welche etwas später auch bei den übrigen Hauptvölkern des Mittelalters ihre Blüthen trieb. Die Berührung mit dem poetischen Volk der Araber sowohl in Spanien als auf den Kreuzzügen im Orient, erweckte die poetischen Geister in Frankreich, wie in Deutschland und Spanien. Religion und Liebe, Kampf und Abenteuer waren die Gegenstände dieser ritterlichen Dichtkunst. Sie schlug ihren Wohnsitz zuerst an den Höfen der Großen auf. Es fehlt ihr nicht an wahrhaft gefühlvollen Liedern, die in zarter und wohlklingender Sprache gedichtet sind, doch läuft viel Wortgeklingel und leeres Reimen mit unter, weil man die wenigen, einfachen Gedanken immer wieder in neuen Formen wiedergeben mußte. Die Hauptarten der provençalischen Poesie waren: Minnelieder, im Allgemeinen mehr aus dem Verstande, als aus dem Herzen der Dichter entsprungen, zum Preise der vom Sänger erkornen Dame, Rügelieder (Sirventes), bald Sittenverderbniß und Mißbräuche rügend, bald politische Fragen besprechend, oft in bitterm, leidenschaftlichem Tone (die wahren Vorläufer der modernen unpoetischen Tendenzpoesie eines Herwegh, Freiligrath u. A.), endlich Wettgesänge (Ten-

zonen), d. i. poetische Uebungen über das Lob der Frauen, Welthändel u. s. w. in Zwiegesprächsform.

Schon der Name der provençalischen Dichtkunst bezeichnet ihren Charakter: gaya scienza, die fröhliche Wissenschaft. Die Dichter hießen **Troubadours** von der Kunst des Erfindens (trobar, trouver). Doch nur jene, welche die Poesie kunstmäßig betrieben, erhielten diesen Namen, während die gemeinen handwerksmäßigen Bänkelsänger und Spielleute Jongleurs (joculatores) genannt wurden. Eine Vergleichung der französischen und deutschen Minnesänger fällt nicht zu Gunsten jener aus. Die französische Eleganz und Glätte kann für Gefühlsarmuth und Kälte nicht entschädigen. Und wie weit muß ihre Leichtfertigkeit zurückstehen gegen die reine, sittsame Minne des deutschen Liedes! Aus der großen Zahl der Troubadours ragen als die berühmtesten hervor: Bertran de Born, ein wilder, stolzer Sänger, dessen Lieder von Kampflust wie Funken der Esse sprühen, Peire Vidal, Dichter und Hofnarr, sehr eitel und prahlerisch, doch einer der besten unter den Troubadours, Pons de Capdueil, Dichter feuriger, begeisternder Kreuzzugslieder.

Drei charakteristische Lieder der drei Genannten dienen als Proben der provençalischen Poesie.

Anmerk. Zur nähern Kenntniß der Troubadours führt F. Diez, Leben und Werke der Troubadours (1829), aus welchem Buche auch die folgenden Uebersetzungen genommen sind.

1. Kampflust.

(Von Bertran de Born.)

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüthe neu entspringt,
Mich freut's, hör' ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh ich weit und breit
Gezelt' und Hütten angereiht;
Mich freut's, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nah'n
Und furchtsam Mensch und Heerde weicht,
Mich freut's, wenn sich auf ihrer Bahn
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;
Es ist mir Augenweide,
Wenn man ein festes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und springt,
Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben seh' umringt,
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe sprengt voran
Auf seinem Schlachtroß ritterlich:
Denn so spornt er die Seinen an
Mit kühner Heldensitte!
Und wenn er angreift, ist es Pflicht,
Daß jeder Mann mit Zuversicht
Ihm nachfolgt auf dem Schritte:
Denn Jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Manch farb'ger Helm und Schwert und Speer,
Und Schilde, schadhaft und zerhau'n,
Und fechtend der Vasallen Heer
Ist im Beginn der Schlacht zu schau'n;

Es schweifen irre Rosse
Gefall'ner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
Wenn er ein edler Sprosse,
Nur wie er Arm' und Köpfe spält,
Er, der nicht nachgibt, lieber fällt.

Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: D'rauf hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Freunde weckt
Und Groß und Klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und Mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt.

2. Lob der Provence.

(Von Peire Vidal.)

Aus der Luft saug' ich Erquicken,
Die mein Land Provence sendet,
Alles freut mich, was es spendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm spricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich sein Lob erfreuen.

Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhonestrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein so vergnüglich Leben.
D'rum ließ ich in lauter Glück
Froh mein Herz bei ihr zurück,
Die den Trübsinn kann zerstreuen.

Nichts darf uns des Tags beschweren,
Wo wir ihrer uns besonnen,
Da sie Urquell aller Wonnen,
Und wer redet ihr zu Ehren,
Ihr, der Besten ohne Streit
Und der Schönsten weit und breit:
Was er sagt, er kann nicht lügen.

Was ich dicht' und sonst vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da sie Kenntniß
Mir verliehen und Verständniß;
Darum bin ich froh und singe,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen.

3. Kreuzlied.

(Von Pons de Capdeuil.)

Nunmehr sei unser Hort und Zuversicht,
Der die drei Kön'ge ließ zum Ziel gelangen,
Da er uns huldreich einen Weg verspricht,
Auf dem der Mensch, wie schwer er sich vergangen,
Folgt er nur fromm, Vergebung soll erlangen,
Und wessen Herz jetzt Geld und Gut besticht:
So daß er bleibt, der zeigt sich als ein Wicht:
Denn Keiner dünkt mir reich bei allem Prangen,
Der Gott und Ehr' verliert, in Furcht befangen.

Fürwahr, er ist bethört, wenn man das Wort
Des Herrn betrachtet, der uns aufgegeben,
Ihm nachzufolgen treu von Ort zu Ort,
Die Freunde fliehend und ein weichlich Leben.
Jetzt ist es an der Zeit, dem nachzustreben,
Denn wer dort stirbt, hat mehr, als lebt er fort,
Und minder, wer hier lebt, als stürb' er dort;
Wer edel stirbt — Nichts taugt ja, feig zu leben —
Besiegt den Tod und lebt dann ohne Beben. —

Wer sich dem Kreuz demüth'gen Herzens naht,
Der wird durch's Kreuz Vergebung auch erwerben,
Am Kreuze sühnte jede Missethat
Er, der den guten Schächer noch im Sterben
Begnadigte, den bösen ließ verderben,
Longin verzieh, da er um Gnade bat —
Er, der am Kreuz das Werk der Rettung that
Und uns zum Heil den Tod empfing, den herben:
Wer das ihm nicht vergilt, stürzt ins Verderben.

Wer alle Länder über'm Meer besiegt
Und Gott nicht ehrt, dem frommt nicht sein Beginnen,
Denn Alexander, der die Welt bekriegt,
Nahm nichts als ein Stück Laken mit von hinnen.
Wer Gutem Böses vorzieht, ist von Sinnen!
Denn für ein Glück, das ihn nur kurz vergnügt,
Gibt er eins hin, das Tag und Nacht genügt,
Habsücht'ge Thoren, die sich nie besinnen,
Dem Geize fröhnen und doch Nichts gewinnen!

Für edel gilt kein Held zu dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth und Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön von allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies. O, wären mehr bereit
Die Herrn und Könige zum edeln Streit,
Daß sie der Pein des Höllenpfuhls entgingen,
Wo Sünder ewiglich in Qualen ringen!

Wen Alter oder Krankheit auch beschwert,
Der muß sein Gold den Kämpfern nicht versagen,
Denn falls ihm Lauheit nicht die Fahrt verwehrt,
So thut er wohl, zum Zuge beizutragen;
Ach, was wird vor dem Weltgerichte sagen,
Wer pflichtvergessen nicht von dannen fährt,
Wenn Gott spricht: „Die ihr falsch seid und verkehrt,
Für euch ward ich getödtet und geschlagen?"
Dann wird auch der Gerechteste verzagen!

Nordfranzösische Poesie. Das Mittelalter.

§. 3. **Etwas später als im Süden erwachte im Norden Frankreichs die Poesie. Als die französischen Könige ihre Herrschaft über die Vasallen begründet hatten, erhob sich auch die nordfranzösische Sprache zur Herrschaft über Frankreich mit dem Mittelpunkte Paris. Auch hier nannte man die Dichter Trouvères; nur unterschieden sie sich wesentlich von den lyrischen Provençalen durch die epische Richtung ihrer Poesie.**

Es wurden damals sehr viele erzählende Rittergedichte verfaßt, welchen die Sagen von Karl dem Großen, vom Könige Artus, vom heiligen Gral u. s. w. zu Grunde lagen. Wir lernen diese Sagenstoffe später bei der Geschichte der mitteldeutschen Poesie in den Meisterwerken unserer großen Dichter kennen, während die Franzosen nur Dichtungen von geringerem Werthe geliefert haben. Besser sind ihnen die Fabliaux und Contes gerathen, kurze, witzige, gereimte Erzählungen und Mährchen, aus welchen spätere Dichter, wie Boccaccio, Chaucer, Molière geschöpft haben. Man lernt sie am besten aus Lafontaine kennen, der sie aufgefrischt und erneuert hat.

Die lyrische Poesie der Nordfranzosen ist im Ganzen hinter ihrer provençalischen Schwester zurückgeblieben. Viele Namen von Dichtern, doch keine von Bedeutung. Nur eine Dichterin verdient noch am ersten Erwähnung, Clotilde von Vallon-Chalys (geb. 1405). Sie hat einige naive, herzliche Lieder gedichtet (von unserm deutschen Dichter Gaudy in Auswahl bearbeitet).

Satire. Franz Rabelais.

§. 4. Auch die französische Prosa des Mittelalters hat bereits einige bessere Werke aufzuweisen, unter denen namentlich die Geschichtbücher des Marschalls de Ville-Hardouin (Eroberung Konstantinopels 1204) und des Seneschalls Johann de Joinville (Geschichte Ludwigs IX., des Heiligen) Erwähnung verdienen. Die glänzendste Erscheinung ist aber der Spötter **Franz Rabelais** an der Grenzscheide des Mittelalters und der neuern Zeit. Er war 1483 geboren, ein unruhiger Geist, der zuerst Franziskaner, dann Benediktiner, endlich Weltpriester wurde, als solcher Medizin studirte und Lehrer derselben zu Montpellier wurde, später eine Pfarrei übernahm und 1553 zu Paris mit den Worten verschied: Je m'en vais chercher un grand Peut-être. Dieser Mann besaß eine zügellose Phantasie, unerschöpfliche Laune, beißenden Witz, eine Fülle von Kenntnissen und die größte Sprachgewandtheit. Sein Spott ist gegen alles Schlechte jener Zeit, oft aber auch freventlich gegen das Heiligste gerichtet. Die besten Einfälle sind gemeiniglich in das unsauberste Gewand gekleidet. Seine satyrischen Romane führen die Titel Gargantua (La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel, jadis composée par l'abstracteur de quintessence) und Pantagruel (Pantagruel roi des Dipsodes, restitué à son naturel; avec ses faits et prouesses epouvantables, composée par feu Mr. Alcofribas, abstracteur de quintessence). Der Riese **Gargantua**, Sohn des Grand-

goschier und der Gurgelmilte, begibt sich zu seiner Ausbildung nach Paris, woselbst seine Erscheinung unter dem „läppischen, gaffigten, albernen" Pariser Volk Sensation macht. Er nimmt die großen Glocken von Notre-Dame weg, um sie seinem Roß als Schellen anzuhängen. Die erschreckten Pariser senden einen spitzfindigen Doktor der Sorbonne an ihn ab, die Zurückgabe der Glocken zu erbitten. Bei dieser Gelegenheit macht Rabelais die Spitzfindigkeit und pedantische Prahlerei der damaligen Gelehrten lächerlich. Gargantua wird indessen gerührt, gibt die Glocken heraus und fängt an, sich auf's Studiren, doch nebenbei noch viel eifriger auf's Essen, Trinken und Schlafen zu verlegen. Unterdessen entbrennt im Lande seines Vaters ein Krieg zwischen den Weinbauern und Semmelbäckern; Gargantua wird nach Hause gerufen. Nach dem ersten Siege will er seinen Durst mit einem frischen Lattigsalate löschen. Sechs Pilger, die sich während der Schlacht in die Blätter versteckt hatten, wären auf diese Art beinahe um's Leben gekommen, hätten sie sich nicht zu rechter Zeit noch in die hohlen Zähne des Riesen geflüchtet, woraus sie dieser mittelst Zahnstochers in Freiheit setzt. — Aehnlicher Art sind die Schilderungen im **Pantagruel**. Auch dieser kommt in seiner Jugend nach Paris und in die Gesellschaft eines gewissen Panurg, der ein vielgereister Mann ist und noch besser als unser Münchhausen lügen kann. Trefflich werden unter andern die hochgelahrten, eingebildeten Grübler und Büchermenschen verspottet. „Ich sah, erzählt Panurg, ein ganzes Rudel davon in wenig Stunden die Mohren bleichen. Andere pflügten mit drei Joch Füchsen den Ufersand und verloren ihr Saatkorn nicht. Andere wuschen die Ziegel auf den Dächern und trieben die Farb heraus. Andere schoren die Esel und erzielten gute Wolle damit. Andere lasen Trauben von Dornen und Feigen von Disteln. Andere pirschten den Wind mit Netzen. Andere maßen auf langen Tennen bis auf ein Haar die Flöhsprüng' aus und betheuerten mir, daß dies Geschäft zum Regiment der Könige und der Verwaltung der Staaten mehr als nöthig sei!"

Die Urtheile über Rabelais waren von jeher sehr verschieden. Kein Dichter ist mehr geschmäht und gepriesen worden. Sein großes satirisches Talent ist nicht zu verkennen; ebensowenig seine große Ungezogenheit, die zuweilen bis zur Unverschämtheit und Gottlosigkeit geht.

Classische Schule. Boileau.

§. 5. König Franz I. (1515—1547) kannte, liebte und beschützte Wissenschaft und Kunst. Schon unter seiner Regierung beginnt das

Wiedererwachen des classischen Alterthums (Siècle de la renaissance), welches in Frankreich die romantische Richtung verdrängte und eine sogenannt classische Schule hervorrief. Der Cardinal Richelieu hatte einen Gelehrtenverein gegründet (Académie française), welcher zur Bildung der noch sehr rohen Sprache nicht wenig beitrug. Unter Ludwigs XIV. glanzvoller Regierung wurde Paris der Sitz der feinsten Bildung. Der König ermunterte und belohnte die Gelehrten und Dichter und sammelte sie an seinem Hofe. Daher kam es, daß alle Geister dem Hofe zu gefallen suchten, daß alle Talente nach Paris zusammen strömten, daß die Beschäftigung mit Poesie und Wissenschaft in den höheren geselligen Kreisen Mode wurde und daß die französische Literatur in die Periode ihres höchsten Glanzes trat. Die Alten blieben Muster, nur kopirte der französische Geschmack mehr das Aeußerliche, als den Geist an ihnen. Man schrieb und dichtete in der regelmäßigsten, zierlichsten, pathetischen Schreibart, aber die schönsten Werke waren oft geistlose, kalte, nüchterne Schöpfungen, denen man es ansah, daß sie nicht aus der freien Begeisterung der Dichter, sondern aus Rücksichten auf Pensionen und Lorbeerkränze hervorgegangen waren. An der Spitze dieser classischen Schule steht ihr Führer und Lehrmeister Nicolas **Boileau** Despréaux (geb. 1636), zuerst Rechtsgelehrter, dann Theolog, dann Dichter, von Ludwig XIV. mit einer Pension bedacht und zugleich mit Racine zum Reichsgeschichtschreiber ernannt (gest. 1711). Er war ein großer Verehrer der Alten, besonders des Horaz, in dessen Geiste er auch poetische Episteln verfaßte, sowie sein berühmtes Lehrgedicht L'art poetique, das in zierlichen Versen die Regeln für alle Dichtungsarten gibt und lange Zeit in Frankreich wie im Auslande das Ansehen eines poetischen Gesetzbuches hatte. Er wollte aber seine Lehren auch durch Beispiele bekräftigen, dichtete eine Anzahl trefflicher Satiren und Episteln und später das komische Heldengedicht Lutrin (das Lesepult), welches die Franzosen noch jetzt für ein Meisterwerk halten. Es ist gleich seinen übrigen Poesieen lebendig, geistreich, witzig, in den zierlichsten, wohlgeglätteten Versen geschrieben. Boileau hat durch seine Regeln der französischen Poesie mehr Schaden als Nutzen gebracht; denn seine allzu pedantischen Gesetze beschränkten und fesselten das Genie, und Racine hatte nicht ganz Unrecht, wenn er von ihm, der übrigens sein Freund war, sagte: „Boileau sei ein recht braver Mann, von der Poesie verstehe er aber herzlich wenig."

Drama. Corneille.

§. 6. Den Weg, welchen Boileau als Lehrmeister vorgezeichnet hatte, wandelten nach ihm, mehr oder weniger getreu, die größten Dichter

der Franzosen. Der Glanzpunkt der poetischen Literatur wurde jetzt das Drama, insbesondere das Trauerspiel. Drei große Meister, Corneille, Racine, Voltaire, bildeten ein ähnliches, obwohl nicht so bedeutendes Verhältniß, wie vordem in Griechenland Aeschylos, Sophokles, Euripides; und wie dort den drei Trauerspieldichtern ein Komödiendichter, Aristophanes, folgte, so gesellte sich dem französischen Triumvirate Molière als der vierte zu.

Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste und beste Theil ihrer Poesie und derjenige, welcher mit Recht die vorzüglichste Aufmerksamkeit der Gebildeten verdient. Die Anfänge des französischen Theaters zeigen sich seit dem Ende des 12. Jahrhunderts in gereimten Darstellungen biblischer Geschichten in Gesprächsform. Solche geistliche Schauspiele (Mystères) wurden im Mittelalter auf öffentlichen Straßen zur Erbauung und Unterhaltung des Volkes, besonders von Pilgern auf ihren Wallfahrten, aufgeführt. Etwas besser waren schon die Leistungen einer Gesellschaft, welche zu Paris im Jahre 1380 beim Einzuge König Karls VI. zur Darstellung der Leidensgeschichte gegründet wurde (Bruderschaft der Leidensgeschichte, Confrérie de la passion). Ein solches geistliches Schauspiel, in welchem Himmel, Hölle und Erde, Gott und Teufel dargestellt wurden, und eine große Menge Personen vorkamen, dauerte oft mehrere Tage lang und zerfiel daher in Tage (journées; ähnlich in Spanien die jornades). Nachdem die geistlichen Stücke den Anfang gemacht hatten, kamen später auch weltliche an die Reihe. Eine lustige Gesellschaft: Die Kinder ohne Sorge (Les enfants sans souci) stellten allerhand Lächerlichkeiten und Thorheiten in den Narrenspielen (Sottises) dar, während gleichzeitig sogenannte Moralités (Sittenschauspiele), wie z. B. der verlorne Sohn, aufkamen, denen häufig Possen (Farces) angehängt wurden. Eine große Umgestaltung erfuhr das Drama durch Jodelle (geb. 1532), welcher nach dem Muster der Alten Trauer- und Lustspiele verfaßte. Er war der Vorläufer der classischen Periode. In dieser überragte das Trauerspiel alle andern Gattungen der Dichtung, obwohl es nichts weniger als national war und seine Stoffe gewöhnlich aus der griechischen, römischen und türkischen Geschichte nahm. Indessen haben diese Griechen, Römer, Spanier und Türken mit der Sprache auch gar manche Eigenschaften der Franzosen angenommen. Im Ganzen folgt das französische Trauerspiel dem antiken. Das Ende des Helden ist gemeinlich vollkommner Untergang, ohne alle Milderung oder eine noch halbschmerzlichere Versöhnung. Nur selten sehen wir, wornach doch der christliche Dichter streben soll, auf den Kampf den Sieg folgen, wie in der Athalia des Racine, oder aus Tod und

Leben ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen. Die sogenannten drei Einheiten (der Handlung, des Ortes und der Zeit), welche Boileau nach Aristoteles aufgestellt hatte, beherrschten die Entwicklung der französischen Tragödie. Auch der dem Trauerspiel ungünstige Alexandriner wurde beibehalten. Vorherrschender Charakter der Darstellung ist das Rednerische und Pathetische, woran nun einmal der Franzose sein höchstes Wohlgefallen fand.

Der erste der großen Tragiker ist **Pierre Corneille** (le grand Corneille), geb. 1606 zu Rouen, zuerst Advokat, dann Poet, gest. 1684. Er gründete sein Ansehen durch das Trauerspiel: **Der Cid**, dessen Stoff aus der Gesch. der span. Lit. (§. 2.) bekannt ist. In diesem Werke hatte Corneille einen schönen Versuch gemacht, die christliche Romantik mit der Klarheit und Schönheit altclassischer Form zu verbinden. Leider verließ der Dichter den eingeschlagenen Weg, wahrscheinlich durch falsche Urtheile damaliger Kunstrichter, insbesondere der französischen Akademie, irre gemacht. In seinen spätern Stücken fügte er sich dem Boileau'schen, sogenannt classischen, Regelzwange. Von 31 Trauerspielen werden als die vorzüglichsten genannt: Die Horatier, Cinna, Polyeuct, Rodogune (des Dichters Lieblingsstück). Auch im Lustspiel versuchte er sich. Sein „Lügner", nach spanischem Vorbilde, machte seiner Zeit großes Aufsehen.

Corneille ist voll erhabener Gedanken und Gefühle, Meister in würdevoller, kräftiger, bisweilen zu harter Sprache. Er wäre ein viel größerer Dichter geworden, hätte er es gewagt, die Schranken zu durchbrechen, welche ihm der Geschmack des Hofes und der damaligen Kunstrichterei gesetzt hatte.

Jean Racine.

§. 7. Das schöne Gegenbild des erhabenen Corneille war sein Zeitgenosse, der sanfte **Jean Racine**, geb. 1639 zu Laferte-Milon, erzogen zu Paris, wo er eifrig die griechischen Tragiker studirte, die er besser als seine Zeitgenossen verstand und zu Vorbildern seiner Dichtungen wählte. Eine Ode auf die Vermählung Ludwigs XIV. (La nymphe de la Seine) erwarb ihm die Gunst des Hofes, ein Geschenk von 100 Louisd'or und eine Pension von 600 Livres. Von nun an weihte er sein ganzes Leben der Poesie, bis er im Jahre 1699 starb. Racine war eine ganz andere Natur als Corneille. Dieser stellt Hoheit der Gesinnung und Kraft dar, Racine mehr die Schwäche des menschlichen Herzens. Corneille erweckt in seinen Zuhörern kalte Bewunderung, Racine Rührung und Mitleid. Die Franzosen haben, etwas hochtrabend, aber bezeichnend,

jenen ihren Aeschylos, diesen ihren Sophokles genannt (richtiger wäre: Euripides). In der That durchweht viele Tragödien Racine's ein sophokleischer Hauch von edler Hoheit, Zartheit und Anmuth. Dazu ist sein Styl classisch und sein Versbau äußerst wohlklingend. Von seinen eilf Trauerspielen gelten als die vorzüglichsten: Britannicus, ein Charakterstück aus der römischen Geschichte; **Phädra**, dem Hippolyt des Euripides nachgebildet (s. oben S. 51) und von Schiller trefflich in's Deutsche übertragen. In diesem Drama erreicht Racine's Talent in der Schilderung glühender Leidenschaft die höchste Stufe. Die religiösen Dramen: Esther und Athalie, aus der jüdischen Geschichte, wurden auf Antrieb der Frau von Maintenon für die Fräulein von St. Cyr gedichtet. Die **Athalie** ist Racine's anerkanntes Meisterstück und überhaupt das beste Drama der Franzosen. Es wurde bei seinem Erscheinen sehr kalt aufgenommen, ein Beweis, wie verdorben der Geschmack des Zeitalters Ludwigs XIV. war. Der Inhalt ist folgender: Athalie, Wittwe Jorams, Königs von Juda, war die Tochter Achabs und Jezabels, deren bekanntes gräßliches Ende als Strafe ihrer Freventhaten in der h. Schrift erzählt wird. Athalie erbte den grausamen und abgötterischen Sinn ihrer Mutter und beschloß, den ganzen Königsstamm Davids auszurotten. Sie ließ daher ihre sämmtlichen Enkel, Kinder ihres Sohnes Ochozias, ermorden. Josabet, Tochter Jorams (Stieftochter Athalia's) rettete wie durch ein Wunder nur den kleinen Joas und übergab ihn ihrem Gemahle, dem Hohenpriester Joad zur Erziehung. Das Kind wuchs heran unkundig seines Geschickes. Wie nun die Abgötterei immer mehr überhand nahm und der alte Glaube von der gottlosen Athalia auf's Aeußerste bedroht ward, ließ Joad seinen Pflegesohn als rechtmäßigen König Juda's erscheinen. Die Leviten und der größere Theil des Volkes huldigen ihm; die Priester Baals werden in die Flucht geschlagen oder getödtet. Athalie tritt in den Tempel, sich der verborgenen Schätze Davids zu bemächtigen, da findet sie den gekrönten und gesalbten Königssohn, den sie ermordet zu haben glaubte, in allem Glanze, von Priestern und dem Chor geweihter Jungfrauen umringt; vernimmt darauf Alles, was geschehen und wird zum verdienten Tode gebracht. Im zweiten Akte (woraus die folgende Probe) verlangt Athalie den Chorknaben Eliakim (Joas), der sie im Traume beunruhigte, zu sehen, um ihre Furcht zu besiegen oder ihn in ihre Gewalt zu bekommen.

Anmerk. Racine's Dramen wurden sehr gut und vollständig, jedoch nicht im Versmaße des Originals, in's Deutsche übertragen von H. Viehoff (1846), aus dessen Uebersetzung die nachstehende Probe.

Aus „Athalie."

(Akt II. Scene 6. 7. 8. 9.)

Athalie. Mathan. Joad. Josabet. Joas. Zacharias. Sulamith. Zwei Leviten. Gefolge. Chor junger Töchter aus dem Stamme Levi.

Mathan.

Endlich darf ich offen reden, darf
Die Wahrheit setzen in ihr volles Licht.
Der Tempel hier erzieht ein Ungeheuer;
Gebiet'rin, warte nicht, bis sich die Wolke
Entladet. Abner war beim Hohenpriester
Vor Tagesanbruch; seine Liebe kennst du
Für seiner Könige Blut. Wer weiß, ob Joad
Auf ihren Thron nicht diesen Knaben, sei's nun
Sein eigner Sohn, sei er von fremdem Stamme,
Erheben will.

Athalie.

Du öffnest mir die Augen!
Des Himmels Warnung fängt mir an zu tagen.
Doch frei sein will ich von des Zweifels Qual;
Ein Kind verbirgt so leicht nicht, was es denkt;
Ein Wort verräth oft einen großen Plan,
Ich will ihn sehen, lieber Mathan, ihn
Befragen. Laß du unterdessen still
All meine Tyrier zu den Waffen greifen.

Josabet (zu den beiden Leviten.)

Bewacht, ihr Diener unsers Herrn, mir diesen
Kostbaren, theuren Schatz, die beiden Knaben!

Abner.

Sei ruhig, Fürstin, ich beschütze sie.

Athalie.

O Himmel! Ja, je mehr ich ihn betrachte . . .
Er ist's! Noch stockt das Blut mir vor Entsetzen!
Gemahlin Joad's, sprich! ist das dein Sohn?

Josabet.

Er, Königin?

Athalie.

Er!

Josabet.

Ich bin nicht seine Mutter;
(Auf Zacharias zeigend) Dieß ist mein Sohn.

Athalie.

Und du? wer ist dein Vater?
Antworte, Kind!

Josabet.

Der Himmel hat bis heute . . . .

Athalie.

Warum beeilst du dich, für ihn zu reden?
Ihm kommt die Antwort zu.

Josabet.

Von seinem Alter
Kannst du ja keine Auskunft noch erwarten.

Athalie.

Unschuldig ist dies Alter. Ohne Falsch,
Entstellt es noch die reine Wahrheit nicht.
Drum laß ihn selbst, was ihn betrifft, mir sagen.

Josabet (bei Seite.)

O lege deine Weisheit, großer Gott,
In seinen Mund!

Athalie.

Wie nennt man dich?

Joas.

Ich heiße Eliakim.

Athalie.

Dein Vater?

Joas.

Wie man sagt,
Bin ich ein Waisenkind, bei der Geburt
In Gottes Arm gelegt, dem niemals Kunde
Von seinen Aeltern wurde.

Athalie.

Also bist
Du ohne Eltern?

Joas.

Sie verließen mich.

Athalie.

Wie? und seit wann?

Joas.

Seit ich geboren bin.

Athalie.

Kennt man wenigstens dein Vaterland?

Joas.

Der Tempel ist's, ein andres kenn' ich nicht.

Athalie.

Wo, sagt man, ließ das Schicksal einst dich finden?

Joas.

Bei Wölfen, die mich just verschlingen wollten.

Athalie.

Wer brachte dich zum Tempel hier?

Joas.

Ein Weib,
Das Allen unbekannt war, seinen Namen
Verschwieg und nie seitdem gesehen ward.

Athalie.

Doch welche Hände pflegten deiner Kindheit?

Joas.

Ließ Gott wohl je eins seiner Kinder darben?
Den jungen Vöglein gibt er ihre Speise
Und seine Huld umfaßt die ganze Welt,
Ich fleh ihn täglich an, und väterlich
Ernährt er mich mit seines Altars Spenden.

Athalie.

Welch' neues Wunder ist's, das meine Sinne
Verwirrt? Sein Anstand, seine sanfte Stimme,
Sein zartes Alter wandeln unvermerkt
Den Haß in . . . Wie! ich wär' des Mitleids fähig?

Abner.

Gebieterin, das also ist der Feind,
Der dich erschreckt! Der lügnerischen Träume
Betrug ist offenbar — es sei denn, daß
Das Mitleid, das dein Herz zu rühren scheint,
Der Dolchstoß ist, der dich zum Zittern brachte.

Athalie (zu Joas und Josabet.)

Ihr wollt schon gehen?

Josabet.

Du kennst sein Schicksal nun;
Wir fürchten, daß er jetzt dir lästig werde.

Athalie.

Nein, bleib! — Was ist dein tägliches Geschäft?

Joas.

Ich bete Gott an, man erklärt mir sein Gesetz,
In seinem heiligen Buche lehrt man mich's lesen,
Schon fang ich's an, mit meiner Hand zu schreiben.

Athalie.

Was sagt es dir?

Joas.

Daß Gott geliebt sein will,
Daß er am Lästrer seines heil'gen Namens
Früh oder spät sich rächt, die Waise schirmt,
Den Stolzen beugt, den Mörder strafet.

Athalie.

Ich
Verstehe. Doch womit beschäftigt sich
Dies ganze Volk, das hier sich eingeschlossen?

Joas.
Es lobt und preiset Gott.

Athalie.
Will Gott, daß man
Jedwede Stunde dem Gebete widmet?

Joas.
Sein Tempel duldet kein unheilig Thun.

Athalie.
Doch worin suchst du dein Vergnügen denn?

Joas.
Zuweilen reich' ich an des Altars Stufen
Den Weihrauch und das Salz dem Hohenpriester,
Ich höre Hymnen zu auf Gottes Größe,
Ich schaue seines Dienstes Pracht und Ordnung.

Athalie.
Wie! kennst du gar kein angenehm'res Treiben?
Welch traurig Loos für einen Knaben, wie
Du bist! Begleite mich in meinen Pallast;
Da sollst du meiner Größe Glanz bewundern.

Joas.
Des Herren Wohlthat sollt' ich je vergessen?

Athalie.
Nein, dazu soll dich Niemand bei mir zwingen.

Joas.
Du betest nicht zu ihm!

Athalie.
Du wirst es dürfen.

Joas.
Doch säh' ich einen Andern dort verehren.

Athalie.
Ich diene meinem Gott, wie du dem deinen;
Zwei mächt'ge Götter sind's.

Joas.
Den meinen muß
Man fürchten, Er allein ist Gott; der deine
Ist Nichts.

Athalie.
In meinem Pallast soll die Fülle
Der Freude, des Vergnügens dich umringen.

Joas.
Dem Strome gleich verrinnt der Bösen Glück.

Athalie.
Wen meinst du mit den Bösen?

Josabet.

Königin,

Entschuld'ge doch ein Kind!

Athalie.

Ich freue mich

Zu sehn, wie ihr ihn unterwiesen habt. —
Genug, Eliakim, ich find' an dir Gefallen;
Gewiß, du bist nicht ein gewöhnlich Kind.
Du siehst, ich bin nicht ein gewöhnlich Kind.
Und ohne Erben; wirf es von dir, dies
Gewand! verlaß den niedern Tempeldienst!
Ich will an allen meinen Schätzen dich
Theil nehmen lassen. Heute noch versuch',
Ob mein Versprechen wahr; an meiner Tafel,
An jedem Orte mir zur Seite sollst
Du wie mein Sohn von mir behandelt werden.

Joas.

Ich, wie dein Sohn?

Athalie.

Du schweigst?

Joas.

Ach! welchen Vater

Gäb' ich dann Preis für . . .

Athalie.

Nun?

Joas.

Für welche Mutter?

Athalie.

Ja sein Gedächtniß ist recht treu. In Allem,
Was er mir sagt, erkenn' ich Joad's Geist
Und deinen wieder. Seht! so nutzt ihr Beide
Die Ruhe, die ich euch vergönnt, um dieser
Einfachen Jugend Herzen zu vergiften.
Ihr nähret ihren Haß und Groll, ihr sprechet
Mit Abscheu nur ihr meinen Namen aus.

Josabet.

Kann unsers Unglücks Kunde ihnen wohl
Verborgen bleiben? Sie ist allverbreitet;
Du rühmst dich des Geschehenen selbst.

Athalie.

Ja, mein

Gerechter Haß (ich darf mich seiner rühmen!)
Hat meiner Eltern Schicksal selbst an meiner
Nachkommenschaft gerächt! Ich hätte Vater
Und Brüder morden, hätte von den Zinnen

Der Königsburg die Mutter niederstürzen,
An einem Tag (welch Schauspiel) achtzig Söhne
Aus königlichem Stamm erwürgen sehn,
Und Alles das aus Rache für ein Paar
Propheten, deren Frechheit sie gezüchtigt:
Und hätte, eines feigen Mitleids Sclavin,
Herzlose Tochter, kleingesinnte Königin,
Nicht diesem blinden Grimme Mord mit Mord,
Und Schmach mit Schmach bezahlen, hätte nicht
Die Enkel Davids so behandeln sollen,
Wie Jene Achab's unglücksel'ge Sprossen?
Wo wär' ich heute, hätt' ich nicht entschlossen
Des Mutterherzens Zärtlichkeit erstickt,
Nicht meine Hand im eignen Blut gebadet
Und eure Ränke so mit Kraft zersprengt?
Seitdem hat eures Gottes ew'ge Rachgier
Jedwedes Band, das uns vereint, zerrissen;
Ich hasse David; dieses Königs Söhne,
Wenn gleich von meinem Blute, sind mir fremd.

Josabet.

Dir glückte Alles! Gott sei Richter zwischen uns!

Athalie.

Wird dieser Gott, auf den ihr nun so lange
Allein vertraut, nicht endlich sein Versprechen
Erfüllen? Wird er nicht den König euch,
Den König aller Nationen geben,
David's ersehnten Sohn, eu'r letztes Hoffen?
Genug! lebt wohl! wir sehen bald uns wieder,
Ich kam zu sehn, ich sah und weiß genug
(Athalie ab).

Abner (zu Josabet).

Ich hatte dir mein Wort gegeben; nimm
Das Pfand, das du mir anvertraut, zurück.

Josabet (zu Joad).

Hast du die stolze Königin gehört?

Joad.

Ich hörte Alles und beklagte dich.
Indessen standen ich und die Leviten
Zur Hülfe dir bereit, bereit mit euch
Zu sterben.

(Zu Joas.)

Gott beschütze dich, mein Kind,
Dich, dessen hoher Heldenmuth so eben
Dieß edle Zeugniß seinem Namen gab! —
Den wicht'gen Dienst, den du geleistet, Abner,
Erkenn' ich; sei der Stunde eingedenk,

Wo Joad deiner harrt! — Wir, deren Blicke
Die gottvergess'ne Mörderin entweihte,
Die im Gebet sie störte, laßt uns gehn,
Und reines Blut, durch unsre Hand vergossen,
Soll selbst den Marmor waschen, der sie trug!

Chor. — Eine Stimme.

Wer ist das Gestirn, das in dunkler Nacht
Uns plötzlich erschienen, der Wunderknabe?
Ihn lockt nicht die stolze Königspracht,
Man bot ihm die Fülle der glänzendsten Habe,
Er trotzte der Reize gefährlicher Macht.

Eine andere.

Rings strömet zu Baals unheil'gem Altar
Mit reichlichen Opfern der Feiglinge Schaar,
Die verkündet ein Knabe mit Männermuth:
Nur Gott ist ewig groß und gut!
So ruft er ein zweiter Elias hell
Vor der zweiten, verruchteren Jezabel.

Eine andere.

Durch wen wird deiner Herkunft Räthsel uns erschlossen?
Bist du aus heiligem Prophetenblut entsprossen?

Eine andere.

So wuchs geheimnißvoll vordem in der geweihten
Stiftshütte Heiligthum der holde Samuel;
Er sollte einst als Mann sein Volk mit Weisheit leiten;
O würdest du, wie er, ein Trost für Israel!

Eine andere.

O tausendfach nenn' ich das Kind beglückt,
Auf welches der Herr mit Liebe blickt,
Das frühe die Stimme des Herrn schon hört,
Das er huldreich selbst unterweist und belehrt!
Entfernt von der Welt, in geweihter Stille,
Empfängt es der göttlichen Gaben Fülle,
Und seine Unschuld reiner, denn Licht,
Vergiftet die Nähe der Bösen nicht.

Der ganze Chor.

O tausendfach nenn' ich das Kind beglückt,
Auf welches der Herr mit Liebe blickt!

Die vorige Einzelstimme.

So wächst im Thale, von Menschenspur
Entfernt, an silberner Quelle Bord
Eine Lilie auf, der Liebling der Flur,
Geschützt vor dem eisig stürmenden Nord,
So empfängt das Kind in geweihter Stille
Vom Himmel der göttlichen Gaben Fülle;
Und seine Unschuld, reiner denn Licht,
Vergiftet die Nähe der Bösen nicht.

Der ganze Chor.

O tausendfach sei mir das Kind gepriesen,
Das der Herr erzogen und unterwiesen!

Eine Stimme.

Wie wandert unreife Tugend in Mitten
So mancher Gefahr mit schwankenden Schritten!
Wie muß der kämpfen, der gern die Seele
Rein halten möchte von Schuld und Fehle!
Wie sieht er von Feinden sich rings umstellt!
Wo sollen die Guten, die Frommen sich bergen?
Den Bösen, den Sündern gehört die Welt!

Eine andere.

O Palast, o Stadt, wo David gethront,
O Berg, den der Herr einst selber bewohnt,
Warum ist des Himmels Zorn dir entbrannt?
Weh, Zion! Auf deiner Könige Thron
Siehst du die blutige Fremde drohn,
Die den falschen Göttern sich zugewandt!

Die vorige Einzelstimme.

Statt jener Gesänge heil'ger Feier,
Die einst von Davids begeisterter Leier
Zum Preise des Herrn, des Vaters erklungen,
Weh, Zion! vernimmst du des Götzen Lob,
Dem die Fremde ruchlos Altäre erhob,
Hörst lästern den Gott, dem die Väter gesungen.

Eine andere.

Wie lange, Herr, wie lange soll's noch währen,
Daß wider dich die Frevler sich empören?
Sie wagen sich in deinen Tempel schon,
Verfolgen, Herr, dein Volk mit Spott und Hohn;
Wie lange, Herr, wie lange soll's noch währen,
Daß wider dich die Frevler sich empören?

Eine andere.

Was nutzt euch eurer Tugend finst're Strenge?
So sprechen sie, — drängt euch zu uns heran!
Kommt, theilet unsrer Freuden reiche Menge!
Was hat für euch denn euer Gott gethan?

Eine andere.

Auf! lachet und jubelt! so ruft die Schaar
Leichtsinniger Frevler, laßt immerdar
Von Blumen zu Blumen die Wünsche schweifen!
Häuft Freuden auf Freuden! Ein Thor, wer's versäumt,
Den flüchtigen Augenblick rasch zu ergreifen!
Ein Thor, wer von besserer Zukunft träumt!
Wie lange der Becher des Lebens uns schäumt,
Weiß Niemand; drum laßt uns die Stunde genießen!
Wer sagt, ob den morgigen Tag wir noch grüßen?

Der ganze Chor.
Sie mögen zittern, Herr! sie mögen weinen,
Die Unglücksel'gen! Nie im Himmelsglanz
Wird ihnen deine heil'ge Stadt erscheinen.
Uns ziemt Gesang! Uns wird ihr Zinnenkranz
Entgegenstrahlen einst in ew'ger Pracht!
Uns ziemt es, Herr! zu preisen deine Macht!

Eine Stimme.
Was bleibt von all dem Glück, das ihnen lacht?
Was von dem Traume bleibt, wenn man erwacht.
O des Erwachens Schreckensaugenblick!
Indeß an deinem Tisch, o Herr, der Arme
Sich laben wird am ewig süßen Glück,
Gesunden wird von jedem Erdenharme,
Trinkt der Verbrecher Schaar in ew'gen Qualen
Die unerschöpflich bittern Leidensschaalen,
Wozu dein Zorn, am Tage des Gerichts entflammt,
Das ganze schuldige Geschlecht verdammt.

Der ganze Chor.
O des Erwachens Schreckensaugenblick!
O flücht'ges, trügerisches Erdenglück!

Molière.

§. 8. Molière, der größte Lustspieldichter der Franzosen, wurde 1620 zu Paris geboren. Sein Vater war königlicher Kammerdiener, Tapezierer und Trödler, und konnte wenig Aufmerksamkeit auf die Bildung des Sohnes verwenden. Wider des Vaters Willen trat dieser als Schauspieler einer Gesellschaft bei und vertauschte seinen eigentlichen Namen **Poquélin** mit dem Namen **Molière.** Nun führte er Jahre lang als Mitglied herumziehender Theaterbanden ein abenteuerliches Leben, bis er endlich durch einige treffliche Lustspiele dem Könige bekannt wurde und mit seiner Truppe Vorstellungen zu Paris eröffnen durfte. Molière wurde der Liebling Ludwigs XIV., blieb aber sein Leben lang, trotz anderer Anerbietungen, Schauspieler und starb in Folge eines Blutsturzes 1673.

Molière war ein Mann von feiner Beobachtungsgabe und reicher Menschenkenntniß. Anfangs hielt er sich an die römischen Lustspieldichter Plautus und Terenz, allein er soll sie bald aufgegeben und sich selbst zugerufen haben: „Laissons Plaute et Térence, je n'ai plus qu'à ètudier le monde." Daher sind seine Charaktere so wahr und lebendig, ja einige derselben so stereotyp und bekannt geworden, daß man die Namen Harpagon und Tartufe für Geizhals und Heuchler gebrauchen darf. Obgleich Molière von der Gunst des Königs abhängig war und auch in

vielen seiner Stücke sich zum Possenreißer des Hofes hergeben mußte, so hat er dennoch mit großer Freimüthigkeit das verderbte Leben am Hofe Ludwigs XIV. verspottet. Die damalige Sittenlosigkeit war um so schlimmer, als sie die innerliche Faulheit heuchlerisch mit dem Mantel der Religion bedeckte; daher wird man den Tartufe Molière's nicht mißverstehen, wenn er auch zuweilen das Heilige mit dem Scheinheiligen zu verwechseln scheint. Von Molière's zahlreichen, größtentheils in Versen geschriebenen Lustspielen sind die bekanntesten: Die Schule der Frauen (L'école des femmes), der Menschenfeind (le misanthrope), der eingebildete Kranke (le malade imaginaire), vor allen aber **Tartufe**, eine Satire auf religiöse Heuchler, deren es am Hofe Ludwigs XIV. wohl nicht wenige gab. Dieses Lustspiel ist neuerdings wieder durch Gutzkow's „Urbild des Tartufe" bekannter geworden, worin die Intriguen dargestellt werden, welche Molière seinem Tartufe verdankte.

Tartufe ist einer von jenen Pharisäern, welche in Lammskleidern einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Er weiß sich durch Scheinheiligkeit bei Orgon und seiner Mutter einzuschmeicheln. Orgon nimmt ihn in sein Haus auf und verehrt ihn höher als seine Gattin Elmire, welche den Heuchler bald durchschaut hat. Orgon jagt seinen eignen Sohn, der ihn über Tartufe aufklären will, als Verläumder aus dem Hause, sagt dem Schurken die Hand seiner Tochter zu und verspricht ihm endlich sein ganzes Vermögen mittelst Schenkungsurkunde. Keine Vorstellungen vermögen Orgon die Augen zu öffnen, bis er eines Tages überzeugt wird, wie Tartufe es wagt, der Tugend seiner Gattin Elmire Fallstricke zu legen. Er wird des Hauses verwiesen, sucht aber nun aus Rache seinen Wohlthäter in's Verderben zu stürzen. Orgon hatte ihm Papiere anvertraut, die er von einem des Hochverraths beschuldigten, geflüchteten Freunde empfangen hatte. Diese liefert Tartufe in die Hände des Königs, der indessen Gnade für Recht ergehen läßt, so daß Tartufe's Bosheit vereitelt wird.

Anmerk. Uebersetzungen der Werke Molière's von Braunfels, Demmler, Duller und Andern (Leipzig 1838).

Aus „Tartüfe."

(Akt I. Scene 4. 5.)

Orgon. Cleant, sein Schwager. Dorine, Dienerin.

Orgon.

Heda, Dorine! —

(zu Cleant.)

Sie verzeih'n,
Daß ich mich, um mein Herz von Sorgen zu befrei'n,

Erkundige, was hier im Hause vorgefallen
Zwei Tag', indeß ich fern. —
(zu Dorinen)
Was gibt's? Wie geht es Allen?

Dorine.

Vorgestern litt Madame den lieben langen Tag
An Fieber und Migrän', wie man's kaum denken mag.

Orgon.

Und Herr Tartüfe?

Dorine.

Tartüfe befindet sich noch eben
So gut, wie sonst, wird dick und fett, sieht aus, wie's Leben.

Orgon.

Der arme Mensch!

Dorine.

Ach Gott, sie war sehr übel d'ran
Und rührte beim Souper nicht einen Bissen an;
Denn selbst am Abend blieb ihr Kopfweh noch gleich heftig.

Orgon.

Und Herr Tartüfe?

Dorine.

Er aß — er ganz allein — geschäftig
D'rauf los vor ihr; und speist' mit wahrer Andacht zwei
Rebhühner, 'ne Schöpsenkeul zur Hälfte neben bei.

Orgon.

Der arme Mensch!

Dorine.

Bei Nacht war ihr nicht 'ne Minute
Zu schlafen möglich, denn es tobte ihr im Blute
Die Fieberhitze fort; wir blieben bei ihr wach,
Bis — viel zu spät für sie — endlich der Tag anbrach.

Orgon.

Und Herr Tartüfe?

Dorine.

Der ging — die Schläfrigkeit bewegte
Ihn von dem Fleck — vom Tisch in sein Gemach und legte
Dann in's gewärmte Bett sich stracks, er schlief darin
Bis ihm am andern Tag die Sonn' in's Antlitz schien.

Orgon.

Der arme Mensch!

Dorine.

Sie ließ, bestürmt von unsern Gründen,
Zu einem Aderlaß sich endlich willig finden.
Und augenblicklich fand sie drauf Erleichterung.

Orgon.

Und Herr Tartüfe?

Dorine.

Voll Muth, um für erhab'nen Schwung
Zu stärken sein Gemüth gen Uebel, — herzustellen
Wohl auch das Blut, das ihr entströmt in heißen Wellen,
Trank er vier Gläser Wein zu seinem Dejeuner.

Orgon.

Der arme Mensch!

Dorine.

Sie sind denn Beide wohl; ich geh
Jetzt zu der gnäd'gen Frau, um ihr zu rapportiren,
Wie lebhaft für ihr Wohl sie sich interessiren.
(Ab.)

Cleant.

Sie lachte ihnen — (sah'n Sie's nicht?) grad in den Bart; —
Und ohne daß ich sie erzürnen will ('s ist hart,
Doch sag' ich's frei;) sie hat ganz Recht; denn unerhöret
Ist solch 'ne Grille doch! Ist's möglich denn? bethöret
Der Mensch so völlig Sie, daß Sie die ganze Welt
Vergessen bis auf ihn? Wie? bracht' es dieser Held,
Den Sie kaum aufgerafft von seinem Elendslager,
So weit mit ihnen schon, daß er —

Orgon.

Halt, Halt! Herr Schwager!
Sie kennen den ja nicht, von dem Sie sprechen.

Cleant.

Nein!
Ich kenn' ihn nicht, weil Sie es also wollen. Schein
Trügt oft; doch, nur einmal was Näheres zu wissen —

Orgon.

O kennten Sie ihn nur! Sie wären hingerissen,
Und Ihr Entzücken nähm' kein Ende. O, das ist
Ein Mensch, der — ach, ein Mensch, — mit einem Wort: ein Geist,
Der, was er lehret, selbst befolgt, der Himmelsfrieden
Genießt, und jede Lust und allen Glanz hienieden
Nicht höh'r, als — Dünger schätzt. Durch seinen Umgang ward
Ein neuer Mensch aus mir; er hat mir offenbart
Die heil'ge Kunst, mich all' der ird'schen Sympathien
Ganz zu entledigen, die uns das Herz durchziehen; —
Ich machte, stürben Weib und Kind mir, nicht so viel
Mir jetzo d'raus.

Cleant.

Fürwahr, sehr menschliches Gefühl!

Orgon.

O hätten Sie's geseh'n, wie wir Bekanntschaft machten,
Sie müßten ihn — gleich mir — in wärmster Freundschaft achten.

Mit frommer Miene kniet er in dem Haus des Herrn
Mir täglich vis-à-vis; kein Auge nah und fern;
Das seinen Eifer nicht mit Staunen sah! Er flehte
Voll Inbrunst, — Seufzer floh'n beim innigen Gebete
Aus seiner Brust, indeß sein Mund demüthiglich
In jedem Augenblick den Boden küßte. Wich
Von meinem Platz ich kaum, so drängt er vor mir hastig
Sich an die Pfort und bot den Wedel mir. Da faßt' ich
Einst seinen Diener, der in ihm ein Vorbild fand,
Und fragt' ihn um den Herrn, erfuhr des letztern Stand
Und Dürftigkeit; darauf nun macht' ich ihm Geschenke,
Doch nahm er nur die Hälft' und meinte: „Was ich denke!
„Die Hälfte sei ja schon mehr als zu viel für ihn;
„Mein Mitleid," fügte er demüthig bei, „verdien'
„Er nicht;" — und als ich nun mich weigerte, die Spende
Zurück zu nehmen, da vertheilte er behende
Vor meinen Augen sie an Arme. Endlich führt
Ihn Gott zu mir in's Haus; und Alles prosperirt
Seither zusehends. Nichts entgeht ihm; so bewacht er
Mit Eifer meine Frau; für meine Ehre macht er
Sich Sorgen früh und spät. — — — —
— — Sie glauben's kaum, wie delikat sein züchtig
Gewissen ist; er schreibt die kleinste Kleinigkeit
Sich gleich als Sünde an; sein Eifer geht so weit,
Daß er sich jüngst verklagt, weil er, was sich nicht schickte,
Beim Beten einen Floh fing und im Zorne knickte.

Cleant.

Parbleu! Sie sind verrückt, Herr Schwager, wie mir scheint.
Wie? halten Sie damit mich wohl zum Besten Freund?
Doch glauben Sie, daß ich die abgeschmackten Possen —

Orgon.

Sie sind ein Freigeist; ach, man merkt's an ihren Glossen,
Ihr Herz ist schon vom Gift der Sünde angesteckt.
Ach, öfter warnt' ich sie bereits; doch, ungeschreckt,
Geh'n Sie auf schlimmem Weg; Unheil wird Sie erreichen.

Cleant.

Ich weiß: so reden all' die Leute ihres Gleichen.
Sie wollen, Jeder soll gleich Ihnen blind sein; wer
Mit offenen Augen sieht, ist gleich ein Freigeist; schwer
Versündigt sich an Gott und an dem heil'gen Glauben,
Wer schnöder Heuchelei will ihre Maske rauben. —
Dieß alles schüchtert mich nicht ein; ich nehm's für Scherz;
Gut weiß ich, was ich sprech' und Gott sieht in mein Herz.
Man ist der Sklave nicht von Euren Umstandschriften!
Es geht mit Frömmlern g'rad, wie mit den Renomisten.
Wie wahrhaft Tapf're nicht viel Lärmen machen, still
In's Feuer geh'n, wohin und wie die Ehr' es will:

So trägt der echte Christ den Glauben nicht am Rocke
Und hängt die Frömmigkeit nicht an die große Glocke.
— — — — — — — — — — — —
Kein Held gilt mir so hoch, als wie der Ehrenmann,
Der wahrhaft fromm sich ganz in Gott versenken kann,
Nicht's Schön'res kenne ich, nichts kann ich edler nennen,
Als wenn in solcher Glut der Gläub'gen Herzen brennen.
Doch wüßte ich auch nichts, was mehr des Hasses werth,
Als gleißnerischer Prunk, der innern Kerns entbehrt,
Als diese Charlatans, als diese Straßenheil'gen,
Die mit dem eig'nen Falsch den Himmel gern betheil'gen, —
Die frech und ungestraft, im eckelen Gemisch
Von Lug und Trug und Schein, recht tempelschänderisch
Das Allerheiligste durch Eigennutz beflecken,
Mit Tugend schachern, und ihr Handwerk aller Ecken
Auskramen, — die Kredit und Würden um den Preis
Von Seufzern, Augendreh'n erkaufen; — die im Schweiß
Des Angesichtes auf dem Weg des Heiles keuchen,
Um sich ein — irdisch Glück als Endziel zu erschleichen, —
Die im Genuß des Hofs die Abgeschiedenheit
Empfehlen, während voll — Suppliken stets ihr Kleid, —
Sie, deren Tugend sich mit Lastern abzufinden
Versteht, — die Rachlust mit Treulosigkeit verbinden,
Wovon die zweite frech die erst' als Tugend schminkt,
Indeß der ersten schon ein Opfer blutend sinkt: —
Um so gefährlicher sind diese saubern Leute,
Und um so sicherer gewinnen sie die Beute,
Da sie mit Waffen uns, die Jedermann verehrt,
Bekämpfen und uns droh'n mit 'nem geweihten Schwert;
Gleichwohl schlägt Falschheit durch, und läßt sich nicht verkennen,
Doch echte Frömmigkeit strahlt heller noch; wir kennen
In uns'rer Zeit genug Vorbilder solcher Art,
In denen Gottesfurcht sich glorreich offenbart;
Seh'n Sie Aristen nur, Oront und Periander,
Seh'n Sie nur Polydor, Alcidamas, Clitander;
Wer stritte diesen wohl den Titel ab mit Recht?
Sie prahlen nicht, und doch ist ihre Tugend echt.
Sie zeichnen, — statt durch Prunk, den unerträglichen, —
Sich nur durch Demuth aus, und jene kläglichen
Spionereien sind bei ihnen unbekannt,
Intoleranz ist streng aus ihrem Kreis verbannt;
Worttadels können sie, wie Wortgeprängs entrathen,
Und tadeln bessernd durch lebend'ge gute Thaten;
Der Schein des Ueblen wirkt auf solche Fromme schwach;
Ihr Herz läßt sie nur gut von Andern denken, Schmach
Scheint ihnen die Kabal; sie kennen nicht Intriguen,
Und sorgen nur, der Pflicht rechtschaffen zu genügen;
Die Sünde hassen sie, den Sünder nicht zugleich,
Mit einem Wort: Sie sind wohl sehr für's Himmelreich

Besorgt, doch um kein Haar mehr, als dieß selbst, — wie billig
Daß sie die ächten; nur an diese einzig will ich
Mich halten; so nur muß man handeln: dieß nur heißt
Ein Beispiel, werth, daß man nachahmend recht es preist.
Doch wahrlich, Ihr Tartüfe ist nicht von diesem Schnitte,
Und rühmten sie ihn auch noch zehnmal mehr, — ich stritte
Auf Tod und Leben doch, daß Sie ein falscher Glanz
Verblendet.

Freigeisterei: Voltaire, Rousseau.

§. 9. Die Sittenlosigkeit, welche unter Ludwig XIV. am Hofe und unter den höheren Ständen herrschte, ergriff nach und nach auch die niederen Klassen des Volkes. Das Laster fühlt sich aber nicht wohl, so lang es einen Gott zu fürchten hat, daher ist der nächste Schritt von der Unsittlichkeit zum Unglauben. Die Freigeisterei hat in Frankreich schon mit Rabelais begonnen und Schritt für Schritt zuerst den katholischen Glauben, dann das Christenthum, endlich die Religion überhaupt verspottet, bekämpft und für Unsinn erklärt. An der Spitze aller Gottesfeinde stand aber Ein Mann, der allein mehr als tausend andere Freigeister gethan hat, die Religion in Frankreich auszurotten und den Umsturz alles Bestehenden durch die Revolution vorzubereiten. Diesen Mann kennen zu lernen, ist jetzt um so nöthiger, als abermals sich wieder Leute finden, die den Mohren des Unglaubens weiß zu waschen sich Mühe geben.

Marie François Arouet, geb. zu Paris 1694, nannte sich von Volterra in Italien, woselbst er auf einer Jugendreise erkrankt war, **Voltaire**. Er wurde zu Paris in der Schule der Jesuiten gebildet. Einer seiner Lehrer, der Pater Le Jay, rief ihm einst warnend in prophetischem Geiste zu: „Malheureux, tu seras le porte-étendard de l'impiété!“ Als er das Collegium verlassen hatte, wurde der Dichter Chaulieu, ein ganz lüderlicher Mensch, sein Genosse. In solcher Gesellschaft begann Voltaire ein gottvergessenes Leben und bewahrheitete Bossuets Ausspruch: „Nie war ein Ungläubiger, der nicht zuvor ein Lasterhafter gewesen wäre.“ Noch als Jüngling zog sich Voltaire durch witzige und kecke Poesieen Einkerkerung in der Bastille zu, flüchtete dann aus Frankreich und hielt sich 3 Jahre in England auf, woselbst er sich mit den Schriften der englischen Freidenker vertrauter machte und den Schwur that, „sein Leben zum Sturze des Christenthums und aller positiven Religionen anzuwenden.“ (Ecrasez l'infame!) Und er hat Wort gehalten; denn kaum war ihm gestattet worden, wieder nach Paris zurückzukehren, als er auch anfing, Schriften wider die Religion

bekannt zu machen. Trotz aller Gunst der Pompadour trieb er es bald so arg, daß er der Bastille nur durch abermalige Flucht aus Frankreich entgehen konnte. Er wandte sich zuerst nach Brüssel, dann nach Berlin, wo er seit 1750 am Hofe seines Freundes und Schülers Friedrich II. gute Aufnahme fand; allein er verscherzte die Gunst des Königes bald durch Eitelkeit, Anmaßung und Eigennutz. Bei seiner Abreise von Berlin entwendete er zum Danke geschriebene poetische Versuche des Königs, wahrscheinlich in der Absicht, sie bekannt zu machen. Entrüstet darüber, schickte ihm der Monarch einen Major nach, der ihn zu Frankfurt einholte, ihm den Kammerherrnschlüssel abnahm, eine Tracht Stockprügel gegen Quittung aufzählte und zur Herausgabe der gestohlenen Papiere zwang. Hierauf lebte er viele Jahre auf seinem Landgute Ferney bei Genf in großer Pracht, bis ihn seine Eitelkeit im 84. Lebensjahre noch einmal nach Paris trieb, wo er mit wahnsinnigem Enthusiasmus empfangen wurde; denn als er in's Theater fuhr, küßte man seine Pferde, strich Taschentücher an seinem Rock, zupfte Haare aus seinem Pelze u. s. w. Bald darauf erkrankte er. Seine Freunde verwehrten allen Geistlichen den Zutritt. Nach Aussage seines Arztes Tronchin starb er in grenzenloser Verzweiflung unter dem Rufe: „Ich bin von Gott und den Menschen verlassen."

Voltaire war mit den seltensten Geistesgaben ausgestattet. Er hatte ein glückliches Gedächtniß, einen scharfen Verstand, überströmenden Witz und seltne Gewandtheit im Ausdrucke. Von Seite des Herzens aber war er aller Bosheit voll, eitel im höchsten Grade, geizig und habsüchtig bis zum Schmutze, neidisch, höhnisch, rachsüchtig, falsch und undankbar. Von seiner Gestalt sagt sein Biograph Mercier: „Man hat unendlich viele Portraits von Voltaire; alle gleichen sich, nach meinem Gefühle aber ist kein einziges unter ihnen, das recht einem Menschen ähnlich gewesen wäre, sondern er glich in seinen Zügen auffallend der großen Affenart, hatte aber ein funkelndes Auge, das dem übrigen Theile des Angesichts die Häßlichkeit benahm."

In Voltaire's Schriften offenbart sich ebenso sehr sein Haß der christlichen Religion, als der Reichthum seines Geistes, die Lebendigkeit seiner Phantasie, die Gewandtheit seiner Darstellung. Er ist ein Meister in leichter und schöner Sprache, in feinen Wendungen und klarer, bezaubernder Schilderung. Daraus erklärt es sich, wie seine Schriften so großen Schaden gestiftet haben. Unter diesen sind die bekanntesten: Die **Henriade**, ein ganz unbedeutendes Heldengedicht in 10 Gesängen, das nur die Franzosen in Ermangelung eines bessern Epos hochgepriesen haben. Es ist ein kaltes, trocknes Werk, so daß selbst ein Franzose,

der Dichter Delille, den Witz machte, es fände sich in diesem Heldengedicht voll Krieg und Schlachtrossen nicht einmal Heu, um die Pferde zu füttern und Wasser, um sie zu tränken. Besser glückte Voltaire das komische Heldengedicht. In seiner schamlosen Jungfrau von Orleans (La Pucelle), welche von der damaligen verbildeten Welt mit Entzücken aufgenommen wurde, offenbart sich sein ganzes Genie, wie seine ganze Gottlosigkeit. Als dramatischer Dichter ging Voltaire anfänglich auf der von Boileau vorgezeichneten steif-classischen Bahn. In seinen späteren Dramen erwarb er sich jedoch das Verdienst, wieder Geschmack für die seit Corneille von der Bühne verdrängten christlich-romantischen Stoffe erweckt zu haben. Seine Trauerspiele: Mahomet, Zaire, Alzire, Tancred gelten für seine Meisterstücke, und man muß gestehen, es begegnen uns in denselben wahrhaft christliche Gedanken und Gefühle, nur kamen sie wohl nicht vom Herzen, wie unzählige andere Aussprüche des Dichters bezeugen. Die übrigen Schriften Voltaire's gehören größtentheils jener atheistischen Richtung an, welche die Religion haßte und die staatliche Ordnung unterwühlte. Auch in der Geschichte hat Voltaire größern Ruhm geärntet, als er verdiente. Seine „Geschichte Karls XII.“ und sein „Jahrhundert Ludwigs XIV.“ wurden ihrer Zeit als Meisterwerke gepriesen.

Das Werk der Freigeisterei, welches Voltaire begonnen hatte, setzten mit und nach ihm jene Afterphilosophen fort, welche von der „Encyclopädie“, einem Lexikon alles Wissens, das sie herausgaben, den Namen **Encyclopädisten** führten. An der Spitze derselben standen der Naturforscher Diderot und der Mathematiker D'Alembert.

In ganz anderer, obwohl gleich verderblicher Richtung wirkte Voltaire's Zeitgenosse **Jean Jacques Rousseau**, Sohn eines Uhrmachers zu Genf, geb. 1712. Das Leben dieses Mannes war ein Gewebe von Abenteuern und Sonderbarkeiten. Er selbst gesteht, ihm habe in seiner Jugend „besonders das Romanlesen wunderliche und seltsame Begriffe von dem menschlichen Leben gegeben, von denen weder Erfahrung, noch Nachdenken ihn jemals in der Folge gänzlich heilen konnten.“ Eine Zeit lang trieb er sich abenteuerlich, als Bedienter, Notenschreiber, Erzieher, Gesellschafter u. s. w. in der Welt herum. Nachdem er zu Turin katholisch geworden war, trat er später in Genf wieder zur reformirten Kirche zurück. Seine Schriften zogen ihm wiederholte Verbannung, selbst aus seiner Vaterstadt Genf zu. In einem Alter von 66 Jahren starb er, höchst wahrscheinlich an Gift, das er aus Lebensüberdruß genommen hatte. Wenn man Rousseau einen edlen Charakter nennt, so vergißt man alle Undankbarkeit, womit er seinen Wohlthätern

vergalt; alle Untreue, die er seinen besten Freunden bewies. Der Engländer Hume, der ihn lange Zeit unterstützt hatte, nannte ihn „eine im Busen der Freundschaft erwärmte Schlange." Rousseau war die Unbeständigkeit und der Widerspruch selber. In seinem Emil oder „von der Erziehung" gab er den Müttern die rührendsten Vorschriften zur Erziehung der Kinder, während er selbst seine eigenen Kinder in das Findelhaus schickte. Er pries Tugend und Sitte hoch und schilderte in seinen Bekenntnissen mit sichtlichem Selbstgefallen die Verirrungen seiner Jugend; denn diese Bekenntnisse sind grundverschieden von jenen des h. Augustin, in welchen dieser im Geiste wahrer Demuth und Reue auf sein früheres Sündenleben zurückblickt. Wie in seinem Emil, stellte Rousseau auch in seinem Romane: „Die neue Heloise" den unsinnigen Satz auf, der Mensch sei von Natur gut, nur durch die Bildung verdorben, man müsse, um glücklich zu werden, wieder zum Naturzustande zurückkehren. Die beste Kritik dieses Satzes gab Voltaire, indem er sich über eine Schrift Rousseau's äußerte, er hätte nach dem Lesen derselben ein unwiderstehliches Gelüsten empfunden, auf allen Vieren zu kriechen. Gefährlicher als diese überspannten Romane wurde Rousseau's Buch über den gesellschaftlichen Grundvertrag (Contrat social), worin der erste Glaubensartikel der Revolution, das Volk sei der wahre Souverän, gepredigt wurde.

In allen diesen Schriften erscheint Rousseau zwar nicht gleich Voltaire als frecher Gottesläugner, doch hat er der christlichen Religion nicht weniger Schaden zugefügt. Jener wußte das Schwert des Witzes zu führen, dieser das Herz zu vergiften. Jener spottete und lachte über die Menschheit, dieser wurde Sonderling und Menschenfeind. Voltaire war ein praktischer, scharfer, schlauer Verstandesmensch, Rousseau ein überspannter, melancholischer, unzufriedener Gefühlsschwärmer. Ein großes Verdienst hat aber Rousseau um die Bildung der Franzosen: Daß er dem classischen Unwesen ein Ende machte und wieder die Natur in die Poesie einführte.

Französische Kanzelredner.

§. 10. Nach den Helden des Unglaubens lassen wir die Apostel des Glaubens folgen; denn wie Frankreich's Abfall von der christlichen Wahrheit uns entsetzt, so entzückt uns seine Verherrlichung derselben durch Worte und Werke. Kein modernes Volk hat so große und classische Muster der heiligen Beredtsamkeit aufzuweisen, als das französische. Obenan steht Bossuet (geb. 1617), Bischof zu Meaux, Hofprediger Ludwigs XIV., Erzieher des Dauphin, Staatsrath und Almosenier, gest.

1704. Man hat die Frage erhoben, ob der Glanz geistlicher Beredtsamkeit der Religion angemessen und ob nicht ein ganz kunstloser und herzlicher Vortrag für die Einfalt des Christenthums der beste sei; allein ein Redner, wie Bossuet, ausgerüstet mit hoher Geisteskraft und herrlicher Rede, war eine große Wohlthat für jene Zeit, welche nahe daran war, die Religion ganz fallen zu lassen, wenn ihr nicht so glänzende und erhabene Gestalten, wie die damaligen Kanzelredner, imponirt hätten. Bossuet erfüllte die erste Forderung an einen großen Prediger: Wie er sprach, so lebte er; sein Glaube und seine Sitten waren von gleicher Strenge. Seine Reden sind voll Kraft und Feuer, insbesondere die Trauerreden erhaben und von einem gewissen schwermüthigen Zuge durchhaucht.

Noch kraftvoller und feuriger, aber minder kunstreich als Bossuet, war der Jesuit **Bourdaloue** (geb. 1632). Er rügte ohne Ansehen der Person die Irrthümer, Leidenschaften und Schwächen der Menschen. Dabei wußte er Allen Alles zu sein, einfältig mit den Einfältigen, gelehrt mit den Gelehrten, jederzeit wahr und freimüthig, selbst am Hofe Ludwigs XIV. Seine letzten Jahre waren nicht der Kanzel, sondern der Barmherzigkeit in Spitälern und Gefängnissen gewidmet. Er starb zu Paris im Jahre 1704. — Weniger durch Kraft als durch Glanz und Zierlichkeit der Sprache wurde der Bischof von Nismes, **Fléchier**, berühmt (gest. 1710), während der große **Fénélon** dieselbe Sanftmuth und Innigkeit im Reden, wie im Leben bewies. Ludwig XIV. machte ihn zum Erzieher seiner Enkel, unter welchen der Herzog von Burgund zum Thronerben bestimmt war. Fénélon erzog ihn vortrefflich. Zum Danke erhielt er das Erzbisthum Cambrai. Sein Wirken in dieser Stellung war das liebreichste und segenvollste bis zu seinem Tode im Jahre 1715. Glänzende Beredtsamkeit, gleich Bossuet, besaß Fénélon nicht; aber dafür sprach er mit herzgewinnender Einfalt, Bescheidenheit, Sanftmuth und Wärme. Bekannter als sein Reden ist sein Roman: Les avantures de Télémaque, worin er das Muster einer Prinzenerziehung aufstellen wollte. Edle Gesinnung und schöne Sprache haben das Buch zur gelesensten Jugendschrift gemacht. Es erschien in unzähligen Auflagen und wurde in alle lebenden Sprachen übersetzt.

Der von den Franzosen seiner classischen Sprache willen vielleicht geschätzteste Kanzelredner war der Bischof von Clermont, Jean Baptiste **Massillon** (gest. 1742). Er verstand es vorzüglich, die trügerischen Regungen des menschlichen Herzens klar zu enthüllen und das Wesen der Tugend gegenüber der Sünde mit ergreifender Wahrheit zu schildern. — Neben diesen classischen Kanzelrednern verdient noch der Missionär

Bridaine (um 1750) Erwähnung, welcher als erschütternder, ächter Volksredner den ersten Platz behauptet; auch Lacordaire zeichnet sich durch viele Vorzüge aus.

Philosophen und Geschichtschreiber.

§. 11. Die französische Philosophie war von jeher mehr auf das praktische Leben, als auf allseitige und tiefgehende Forschung über Gott und sein Verhältniß zur Welt gerichtet. Die Franzosen gleichen den alten Römern, während die Deutschen mehr Aehnlichkeit mit den alten Griechen haben. Eine Klasse französischer Philosophen, die der Freigeister aus Voltaire's Schule, wurde bereits oben erwähnt; eine andere Klasse bildet die Weisheit der Pensées und Maximes (praktischer Gedanken und Grundsätze), worin die Franzosen Treffliches geleistet haben. Als Meister in der Prosa gilt der Herzog François **de la Rochefoucauld** (geb. 1603), ein geistreicher Mann, dessen Haus zu Paris der Sammelplatz aller schönen Geister war. Er schrieb Pensées, maximes et reflexions, ein viel gelesenes Buch voll feiner und treffender Bemerkungen. Auch seine Denkwürdigkeiten (Memoires de la régence d'Anne d'Autriche) gehören zu den besten Werken der französischen Geschichtschreibung. Zur Probe folgen ausgewählte

Gedanken und Grundsätze.

Die Leidenschaften sind die einzigen Redner, welche stets überreden; sie sind gleichsam eine Kunst der Natur, deren Regeln unumstößlich sind; und der einfachste Mensch, welcher Leidenschaft besitzt, überzeugt besser als der beredteste ohne dieselbe.

Wir haben Alle Kraft genug, die Leiden Anderer zu ertragen.

Diejenigen, welche sich allzuviel mit kleinen Dingen abgeben, werden gewöhnlich unfähig für größere.

Nichts sollte so sehr unsere Selbstzufriedenheit mindern, als die Wahrnehmung, wie wir zu einer Zeit verwerfen, was wir zu einer anderen Zeit billigen.

Die großen Thaten, deren sich die Menschen so gern rühmen, sind häufiger die Wirkungen des Zufalls, als einer großen Absicht.

Alle Welt beklagt sich über sein Gedächtniß, aber kein Mensch beklagt sich über seine Urtheilsfähigkeit.

Man ist mit nichts so freigebig als mit seinem Rath.

Wir sind so gewohnt, uns vor Andern zu verstellen, daß wir uns endlich selbst betrügen.

Wie es der Charakter großer Geister ist, in wenig Worten viel zu sagen, so ist es das Merkmal kleiner Geister, in vielen Redensarten nichts zu sagen.

Die Tugenden verlieren sich in Eigennutz, wie die Ströme sich im Meere verlieren.

Nur große Menschen haben große Fehler.

Derjenige, welcher glaubt, aller Welt entbehren zu können, irrt sich sehr; aber Derjenige, welcher glaubt, die Anderen könnten seiner nicht entbehren, irrt sich noch mehr.

Nichts ist unmöglich; es gibt Wege, die zu Allem führen; und wenn wir mehr Willenskraft hätten, so fänden wir immer Mittel genug.

Die wahre Beredtsamkeit besteht darin, das zu sagen, was zur Sache gehört, und eben nur das.

Man liebt es, Andre zu durchschauen, aber nicht von Andren durchschaut zu werden.

Was uns daran hindert, unsre Freunde ins Innerste unseres Herzens blicken zu lassen, ist weniger das Mißtrauen, das wir in sie als in uns selbst setzen.

Die meisten Menschen haben, gleich den Pflanzen, verborgene Eigenschaften, die der Zufall ans Licht bringt.

Die Demuth ist der wahre Prüfstein der christlichen Tugenden; ohne sie behalten wir alle unsre Fehler, — sie sind nur vom Stolze verdeckt, der sie vor den Augen Anderer, oft vor unsern eigenen, verbirgt.

Die meisten jungen Leute glauben natürlich zu sein, wenn sie unhöflich und grob sind.

Man muß das Glück wie die Gesundheit beherrschen; beides genießen, so lang es gut ist, Geduld haben, wenn es schlecht ist — und niemals starke Mittel anwenden ohne die äußerste Noth.

Wir würden uns oft unserer schönsten Handlungen schämen, wenn die Welt alle unsre Beweggründe sehen könnte.

Es kostet der Freundschaft mehr Ueberwindung, dem Freunde seine Fehler vorzuhalten, als die eignen blicken zu lassen.

Das sicherste Zeichen, mit großen Eigenschaften geboren zu sein, ist, keinen Neid zu kennen.

Man sollte das Verdienst eines Menschen nicht nach seinen großen Anlagen schätzen, sondern nach dem Gebrauch, den er davon macht.

Der tiefste und sinnvollste unter den französischen Philosophen der älteren Zeit war **Blaise Pascal** (geb. 1623). Schon als Jüngling glänzte er als genialer Mathematiker; seit der Genesung von einer schweren Krankheit wandte er sich mit ganzer Seele der christlichen Wahrheit zu, welche er mit der Tiefe und Innigkeit eines Augustinus erfaßte. Seine Pensées sur la religion gewähren überzeugende Ansichten von der Wahrheit der katholischen Religion in musterhafter Sprache. Wenn sich aber die Freidenker gern auf Pascal berufen, so geschieht es nur, weil er in seinen Provincialbriefen (Lettres provinciales) in sehr gereizter, gewöhnlich ungerechter Stimmung gegen die Jesuiten aufgetreten war.

Als philosophischer Schriftsteller der Staatswissenschaft ist der Baron **de Montesquieu** zu erwähnen, dessen Hauptwerk: Vom Geist

der Gesetze (Esprit des lois) durch glänzende Darstellung die Staatswissenschaft zu einer Lieblingsbeschäftigung aller Gebildeten machte. Leider verkannte Montesquieu, vom Geiste seiner glaubenslosen Zeit beherrscht, die Bedeutung der Religion im Leben der Staaten wie der einzelnen Menschen. Er kannte die Göttlichkeit des Christenthums nicht, was er auch in seinen spöttischen Lettres Persanes, einem geistreichen Gemälde der französischen Sitten mit allen ihren Thorheiten und Lächerlichkeiten, bewiesen hat.

Auch in der Geschichtschreibung offenbarte sich der irreligiöse, frivole Geist des Jahrhunderts. Voltaire, dessen Geschichtwerke bereits erwähnt wurden, ging voran. Er vernachlässigte die Aufrichtigkeit und Genauigkeit der Forschung und machte sich kein Gewissen daraus, Thatsachen willkürlich zu entstellen. Die Geschichtschreiber dieses Schlages, unter denen Raynal der berühmteste ist, sind heutzutage so gut als vergessen. Treuer, dabei lebendig und anziehend wußte Jean Jacques Barthélémy das altgriechische Leben in seiner Reise des jungen Anacharsis in Griechenland (Voyage du jeune Anacharsis en Grèce) im 4. Jahrh. v. Chr., zu schildern. Das Werk war die Frucht dreißigjähriger Studien und wurde fast in alle europäischen Sprachen übersetzt.

Ein eigenes Genre der französischen Geschichtschreibung bilden die Denkwürdigkeiten (Mémoires), charakteristische Beiträge zur Geschichte einzelner Personen und Ereignisse. Außer Rochefoucauld sind als Verfasser von Mémoiren der Cardinal de Retz, der Herzog von St. Simon und Duclos berühmt.

Anmerk. Rochefoucauld's Pensées übersetzt von Schulz (Breslau, 1798); Pascal's Pensées übersetzt von Blech (Berlin, 1839); Barthélémy's Voyage von Biester (Berlin, 1792—1804).

Dichter der classischen Schule.

§. 12. Neben den großen dramatischen Dichtern des Zeitalters Ludwigs XIV. glänzen nur wenige, minder berühmte, Dichter, die mehr oder weniger treu auf der sogenannt classischen Bahn Boileau's wandelten. Unter diesen hat sich Jean de la Fontaine (geb. 1621) durch die gefällige und anziehende Form seiner Fabeln zum Liebling der Lesewelt bis auf den heutigen Tag gemacht. Man nannte ihn nur le bon homme seines gutmüthigen und harmlosen Charakters willen. In der Fabeldichtung kommt ihm am nächsten der ein Jahrhundert später lebende Jean Pierre Claris de Florian (geb. 1755) von spanischer Abkunft. Er hat außer trefflichen Fabeln auch einige Romane ver-

faßt, von welchen Numa Pompilius und Wilhelm Tell, obwohl gerade keine Musterwerke, doch noch immer gern gelesen werden. — Als Erbe von Lafontaine's guter Laune kann der etwas spätere Louis Gresset (geb. 1709) angesehen werden. Sein komisches Mährchen oder Heldengedicht Vert-Vert schildert in höchst origineller Weise und mitunter sehr freiem Tone die Lehr- und Wanderjahre eines Papagaien. — Auch der komische Roman fand um diese Zeit in Frankreich einen ganz ausgezeichneten Dichter an Alain René le Sage (geb. 1668), der zwar nach spanischem Muster, aber mit echt französischem Geiste zu erzählen verstand. Seine Hauptwerke: Der hinkende Teufel (le diable boiteux) und die Geschichte des Gil Blas von Santillana sind Romane, welche an Phantasie, Witz und interessanter Darstellung wohl nur von Don Quixote übertroffen werden. Gil Blas ist, was man sagt, ein guter Kerl, der zwar einmal selig werden, aber doch die irdischen Genüsse auch mitnehmen will. Wird auch die Sittlichkeit nicht gerade verspottet, so ist doch die Gesinnung dieses Helden durchaus keine edlere, höhere.

Als erzählende Dichter dieser Periode verdienen noch erwähnt zu werden: Der Cardinal **Bernis** (geb. 1715), in seiner Jugend freisinnig, im Alter verschlossen und geheimnißvoll. Gerühmt werden seine malerischen Schilderungen: Die vier Tageszeiten und die vier Jahreszeiten. Minder werthvoll ist sein Lehrgedicht: Die gerächte Religion (la religion vengée). Aehnliche, aber bessere Lehrgedichte haben wir von einem Sohne Jean Racine's, Louis Racine (geb. 1692). Seine beiden Dichtungen: Die göttliche Gnade in 4 Ges. und die Religion in 6 Ges. sind durch warme Frömmigkeit und vortreffliche Sprache ausgezeichnet. Berühmter als dieser ist Jacques **Delille** durch ländliche Lehrgedichte geworden (geb. 1738), in welchen besonders die malerischen Beschreibungen gepriesen werden. Sein erstes Werk war das Gedicht von den Gärten: Les jardins ou l'art d'embellir les paysages. Diesem folgte sein Homme des champs, ou les Géorgiques françaises. Der Anblick der Leiden seines Vaterlands durch die Revolution, die auch ihn seines Vermögens beraubt hatte, bewog Delille zu dem rührenden Gedichte: La pitié. Eine seiner letzten Schöpfungen endlich war: Les trois règnes de la nature. Seine berühmte Ode über die Unsterblichkeit der Seele wurde unter den Gräueln der Revolution gedichtet und soll selbst die Schreckensmänner erschüttert haben. Delille war glücklich in Beschreibungen, die häufig nur zu rhetorisch und elegant sind, deßhalb das Gemüth des Lesers kalt lassen.

Poesie der Revolution.

§. 13. Die Saat des Verderbens, welche Voltaire und sein Anhang während des 18. Jahrhunderts ausgestreut hatten, trug ihre reichlichen Früchte in der Revolution von 1789. Die Lehren der Gottlosigkeit wurden zu Thaten. Mit der Religion wurde das Königthum abgeschafft; Vernunft-Götzendienst und Menschenschlächterei traten an deren Stelle. **Mirabeau**, ein Ungeheuer von Genialität und Lasterhaftigkeit (monstre d'ésprit, de talens et de vices) beherrschte durch die Gewalt seiner hinreißenden Beredsamkeit die Nationalversammlung. Er war der größte Redner der Revolution. Von geringer Bedeutung ist die übrige Literatur dieser Periode; man hatte keine Zeit zum Schreiben und Dichten. Der glänzendste Name ist **de Beaumarchais** (geb. 1732), Verfasser des bürgerlichen Trauerspiels Eugenie, das Göthe in seinem Clavigo bearbeitete, dann der geistreichen und witzigen Comödien: Die Hochzeit des Figaro und der Barbier von Sevilla. Beaumarchais ist als ein Vorläufer der Revolution anzusehen, da sein Witz vornämlich auf die Verspottung des Königthums und des Adels gerichtet war. Eigentlicher, feuriger Revolutionsmann ist der Dichter Marie Joseph Chénier gewesen (geb. 1764). Er wollte in seinen Trauerspielen das Volk für die Zwecke der Revolution bearbeiten und belehren. Seine Dramen sind jedoch größtentheils nur Nachbildungen von Shakspeare, Alfieri, Schiller u. A. Sein Bruder André Chénier war ein guter idyllischer Dichter. Er starb durch die Guillotine 1794. Seine Lieder durchweht ein elegischer Ton: es sind die Wehrufe der Revolution. Ein Beispiel davon ist die herrliche Elegie „la jeune captive“, welche Chenier im Kerker, zu Ehren seiner Mitgefangenen, Fräulein von Choigny, dichtete. Lamartine nennt sie le plus melodieux soupir qui soit jamais sortis des fentes d'un cachot.

Die junge Gefangene.

Fern von dem Schnitter reift die Aehre ohne Bang,
Die junge Rebe darf furchtlos den Sommer lang
Um Licht und Freude werben.

Und ich so schön wie sie und noch wie sie so jung —
Bringt auch die Stunde mir jetzt Leid und Schmerz genung —
Ich will so jung nicht sterben.

Mag trocknen Augs ein Mann zum Tode gehn — ein Kind,
Wie ich, das weint und hofft und beugt sein Haupt im Wind,
Es wieder zu erheben.

Gar süße Tage gibt's, ist auch ein mancher schwer:
Kein Licht ist ohne Nacht und ohne Sturm kein Meer,
Und ohne Schmerz kein Leben.

In meinem Busen wohnt die rege Jugendkraft,
Vergebens drückt auf mich der Mauern enge Haft,
Ich hab' der Hoffnung Flügel.

Dem Käfige entfloh'n, schwingt sich die Nachtigall
Tief in den blauen Raum und singt mit frohem Schall,
Hoch über Thal und Hügel.

Zu sterben ist's an mir? So ruhig schlaf ich ein,
So ruhig wach' ich auf, mein Leben ist noch rein
Und frei ist mein Gewissen.

Ich bin des Kerkers Licht; das Auge, das mich sieht,
Beginnt zu lächeln; selbst die finstre Sorge flieht
Von Stirnen, tief zerrissen.

Ach meine Reise ist so ferne noch vom Ziel,
Der Bäume meines Wegs sind hinter mir nicht viel,
Viel, die noch kommen sollen.

Des Lebens reiches Mahl hat angefangen kaum
Und meine Lippe hat genippt ein wenig Schaum
Vom Becher nur, vom vollen.

Im Frühling bin ich noch, ich will die Ernte sehn,
Und wie die Sonne will von Kreis zu Kreis ich gehn;
Ich will mein Jahr vollenden.

Und wie die Blume, der der Morgen erst gelacht,
Will ich im Garten stehn und schau'n des Tages Pracht
Und nicht vor Abend enden.

Hinweg, hinweg von mir! dort eile hin, o Tod!
Wo dich Verzweiflung nennt und wo dich ruft die Noth,
Dort für das Grab zu werben.

Mich laß! so viel verspricht mir noch das Herz voll Drang,
Der Liebe Wonnen noch, die Muse noch Gesang:
Ich kann so jung nicht sterben!

So sang die Arme oft in ihres Kerkers Nacht;
Es drang ihr Lied zu mir, da ist mein Lied erwacht
Und rührte seine Schwingen.

Gefährtin meiner Haft, nimm dieses Lied von mir;
Du Holde! möchte bald der Jugend Engel dir
Ein Lied der Freiheit singen.

Vorläufer der Romantik.

§. 14. Zugleich mit der Revolution nahm die steif-classische Poesie in Frankreich ein Ende. Man sah, wohin die einseitige Verstandesbildung ohne den belebenden Hauch der christlichen Religion führt. Die von Gott abgefallenen Geister fingen an, die traurige Leerheit eines Daseins ohne Gott und die Thorheit einer sogenannten Vernunftreligion (einer Religion ohne Offenbarung) einzusehen. Ein Vorläufer dieser

Umkehr zur Wahrheit war **Bernardin de Saint-Pierre** (geb. 1737). Dieser Mann hatte ein wahrhaft kindlich-religiöses Gemüth. Schon als Knabe las er gern Legenden und beschloß einmal ganz ernstlich, Einsiedler zu werden. Später wurde Robinson sein Lieblingsbuch, nur wünschte er diesem Robinson zum Verstande auch Gemüth. Als er bei den Jesuiten studirte und von den frommen Missionären die Berichte von fernen Inseln und wilden Völkern vernahm, erwachte in ihm eine mächtige Sehnsucht zur Wanderschaft. Er folgte diesem Verlangen und sammelte sich auf großen Reisen als Naturforscher einen Wissensschatz, welchen die reinste Religiosität belebte. Den schönsten Beweis seiner Gesinnung gab er eines Tags als Mitglied des Nationalinstituts (1798) mitten unter einem Chor von Ungläubigen. Saint-Pierre wies in einem Berichte, welchen er vorlas, auf den Glauben an Gott hin. Da brach ein Sturm gegen ihn los. Einige fragten höhnisch, wo er denn Gott gesehen habe; Andere schimpften ihn einen Schwachkopf; Einige trugen ihm ein Duell an; Einer stand auf und schrie wüthend: Ich schwöre, es ist kein Gott, und verlange, daß hier nie mehr sein Name genannt werde. Saint-Pierre stand ruhig wie ein Bekenner und ließ die Rotte austoben. Selbst Napoleon ehrte den Mann hoch; sein bester Freund war Chateaubriand. In hohem Alter starb er 1814. Sein Meisterwerk ist die rührende Idylle **Paul und Virginie**, worin wir diese beiden anmuthvollen Gestalten auf einer Insel mitten im Meere, bald vom Kampf der Elemente bedroht, bald von der Milde des Himmels beschirmt erblicken. Das Bild reiner Unschuld und Liebe erweckt unsere Theilnahme, sowie die prachtvollste Naturschilderung unsere Bewunderung. Der Schauplatz ist Isle de France. Hier lebten einsam und arm von dem Ertrage kleiner Felder zwei verlassene Wittwen mit ihren zwei Kindern, Madame de la Tour mit ihrer Tochter Virginie, und die Bäuerin Margarethe mit ihrem Sohne Paul, von zwei schwarzen Sclaven, Domingo und Maria unterstützt. Die Kinder wuchsen auf in Liebe zu einander und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen, bis Virginie die Insel verließ, um in Frankreich bei ihren Verwandten gebildet zu werden. Diese waren bemüht, das Mädchen durch eine reiche Heirath glücklich zu machen. Virginie aber widerstand allen Vermählungsplanen, und kehrte verstoßen von ihren Verwandten nach Isle de France zurück. Allein an der Küste der Insel scheiterte das Schiff und Virginie ertrank im Angesichte ihrer Lieben, unter welchen Paul sie am Ufer erwartete. Paul verfiel in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand und starb frühen Todes. Beide Mütter folgten ihren Kindern bald in's Grab, auch die treuen Sclaven überlebten nicht lange das Unglück der Familien.

Diese wunderliebliche Idylle, welcher keine andere Literatur eine gleiche zur Seite stellen kann, wurde ein Lieblingsbuch aller Welt und erlebte allein in Frankreich binnen 40 Jahren über 300 Auflagen. Fast gleichen Beifall fand die Indische Hütte (Chaumière indienne), ein Jammergemälde der menschlichen Gesellschaft.

Nächst Saint-Pierre hat die berühmte Frau von Staël (geb. 1766) auf eine bessere, christliche Literatur in Frankreich vorbereitet. Sie war die Tochter des Ministers Necker und wurde frühzeitig an den schwedischen Gesandten, Baron Staël-Holstein vermählt. Schon im Hause des Vaters, das ein Sammelplatz aller Schöngeister war, hatte sie ihr großes Talent vortrefflich gebildet. Später, von Napoleon verbannt, lernte sie in Italien und Deutschland die ausgezeichnetsten Männer kennen (unter andern Göthe, Schiller, A. W. von Schlegel). Anfänglich war sie für die Revolution begeistert; traurige Erfahrungen, besonders der Tod ihres geliebten Vaters, führten sie zur Religion zurück. Ihre berühmtesten Schriften sind die Romane: Delphine und Corinne oder Italien (Corinne ou l'Italie). In letzterem wird das Ideal eines nach Emancipation ringenden Weibes mit glühender Begeisterung dargestellt. Ihr steht aber die auf den Kreis stillen häuslichen Glückes sich beschränkende Jungfrau gegenüber, welche am Ende auch den Sieg davon trägt. Es wird also hier noch nicht jene „Emancipation" betrieben, welche in unsern Tagen durch die Romane der George Sand und andere Cigarren dampfende und Reitpeitschen schwingende Damen gefördert worden ist. Nicht wenig hat auch diese geistreiche und anmuthige Schriftstellerin zur Bekanntschaft der Franzosen mit deutscher Literatur durch ihr Buch über Deutschland beigetragen.

Anmerk. „Paul und Virginie" oft in's Deutsche übertragen, wie von A. Kaiser, G. Fink u. A.; „Corinne" am besten von D. Schlegel.

Romantiker. Chateaubriand.

§. 15. François August Vicomte de **Chateaubriand** war der Erste, welcher den Schild des Glaubens gegen die alte Poesie und Philosophie mit Wissen und Willen erhoben und das Panier des Christenthums auf den Ruinen der Gottlosigkeit in Frankreich aufgepflanzt hat. Er ist der Stifter einer neuen, romantisch-christlichen Schule. Geboren im Jahre 1769 verlebte er seine Jugendjahre bei den Wilden in Nordamerika, pilgerte später nach Jerusalem, wurde Paire von Frankreich, mehrmals Minister, zog sich nach dem Sturze der Bourbons vom öffentlichen Leben zurück und starb am 4. Juli 1848. Gleich eines seiner ersten Werke: **Geist des Christenthums** (Génie du Christianisme, ou

les beautés de la religion chrétienne) war ein Triumph für den katholischen Glauben in Frankreich wie für den Verfasser selbst. Chateaubriand hat darin die christliche Religion im Glanze der Poesie verklärt dargestellt. Bald darauf erschien seine höchst poetische und frommgläubige Reise von Paris nach Jerusalem; darauf das religiöse Epos die Martyrer. Wenn auch der Plan dieser Dichtung als Epos mangelhaft ist, so kann man doch nichts Schöneres finden, als die Einzelschilderungen derselben. Man lese die Beschreibung der christlichen und griechischen Familie (im 1. u. 2. Buch), der Catacomben (im 5. B.), des Seesturms (im 18. B.), Athens, Roms, Jerusalems u. s. w. und man wird wahr finden, was Mager, der Geschichtschreiber der französischen Literatur, von Chateaubriand sagt: „In Beschreibungen darf weder ein älterer noch ein neuerer Autor sich mit dem Dichter der Martyrer vergleichen."

Noch viel größern Beifall fanden die Schilderungen aus dem Leben der Wilden Amerika's: Atala, René und der Letzte der Abencerragen. Als im Jahre 1801 Atala bekannt wurde, war ganz Europa voll Bewunderung. Die Freigeister standen verblüfft; sie glaubten das Christenthum begraben und den Grabstein wohl versiegelt zu haben, und da stand es plötzlich wieder auf, glänzend auch für die blödesten Augen. Atala, die Tochter der Wildniß, eine christliche Indianerin, rettet einen gefangenen Indianer fremden Stammes. Sie liebt ihn, entflieht mit ihm, gedenkt aber dann des Versprechens, das sie ihrer sterbenden Mutter gegeben hat, dem Herrn als reine Jungfrau zu dienen. An Rückkehr ist nicht mehr zu denken; in diesem Kampfe erliegt sie und gibt sich selbst den Tod. Wenn auch dieser Ausgang nicht zu rechtfertigen ist, so wird doch die ganze Dichtung vom Geiste des Christenthums durchweht. Nichts ist aber wirksamer und hinreißender als die Darstellung. „Wenn man Atala gelesen hat," sagt Mager, „hat man in Amerika gelebt. So hatte noch kein Mensch ein fremdes Land geschildert." Das Buch wurde in alle europäischen Sprachen übersetzt und fand selbst im Harem des Sultans begeisterte Leserinnen.

Auch die Episode René kann ein europäisches Buch genannt werden. Sie schildert einen jungen, von geheimem Gram verzehrten Mann, welcher lebensmüde, der Welt und Gesellschaft überdrüssig, nach Amerika kommt, um unter den Wilden zu wohnen. Allein auch Amerika heilt seinen Seelenschmerz nicht, der Urwald gewährt so wenig Frieden, als das Geräusch Europa's. Man hat mit Recht in René Chateaubriand selbst gesehen, der in seiner Jugend, bevor er im Glauben an Christus das Heil fand, vergebens unter den Wilden Amerika's Befriedigung

suchte. (René läßt Vergleichungen zu mit Göthe's Werther und Faust, sowie mit Childe Harold von Byron.) Wohl die vollendetste Dichtung Chateaubriands war die kleine, gleichfalls aus dem Leben der Wilden geschöpfte Erzählung: **Der letzte der Abencerragen** (les aventures du dernier Abencerrage), welche Jedermann, der auf Bildung Anspruch macht, lesen sollte. Ueberhaupt ist Chateaubriand, als der größte französische und wahrhaft christliche Schriftsteller der Neuzeit, würdig, anstatt der frivolen Modewaare von Balzac, Süe, Janin, Dumas, auf den Toilettischen gebildeter Frauen eine Stelle zu behaupten. Wer es nicht vermag, einzelne ganze Werke zu durchlesen, weil das Interesse bei Chateaubriand sehr ungleich ist, der wird denn doch „eine Unzahl von Stellen, Seiten und Kapiteln finden, die zu dem Größten und Schönsten gehören, was von Homer und Moses an bis auf Göthe geschrieben worden ist." (Mager.) Wenige Proben mögen Anregung zur weiteren Lectüre geben.

Anmerk. Chateaubriand sollte im Original gelesen werden; seine herrliche Sprache verliert in jeder Uebersetzung. Wie unnachahmlich ist z. B. die Musik in folgenden Worten: Il est un Dieu; les herbes de la vallée et les cèdres de la montagne le bénissent, l'insect bourdonne ses louanges, l'éléphant le salue au lever du jour, l'oiseau le chante dans le feuillage, la foudre fait éclater sa puissance, et l'Océan déclare son immensité. L'homme seul a dit: Il n'y a point de Dieu. — Eine der besten Uebersetzungen ist die von H. Kurtz, ausgewählte Werke C.'s (Ulm, 1844), worin „Atala", „René", „der letzte der Abencerragen". Die „Martyrer" insbesondere von Haupt (1810). Sämmtliche Werke deutsch, Freiburg, 1827—32.

1. Ein Gang in die Catacomben.

(Aus „die Martyrer.")

„Ich besuchte einst," erzählte Eudoros, „als Constantin der Senatsversammlung beiwohnte, die Quelle Egeria. Es überraschte mich die Nacht; um wieder zur Via Appia zu gelangen, geh' ich nach dem Grabmal der Cäcilia Metella, dem Meisterwerk der Größe und der Zierlichkeit. Ich wandle durch verödete Gefilde, da seh ich Menschen durch das Dunkel schlüpfen; an einer Stelle verweilten alle, und sind dann schnell verschwunden. Von Neugier angespornt, tret' ich in die Höhle ein, wo die mystischen Gestalten hinabgestiegen — vor mir hin zogen sich unterirdische Gänge, die, in gewisser Ferne von der Decke schwebende Lampen nur schwach erhellten. Die Wände dieser Grüfte waren mit dreifach über einander aufgestellten Särgen bekleidet. Der Lampen düstrer Todtenschein, hingleitend an den Säulen der Gewölbe, sich leise auf den Gräbern wiegend, schien ein grauenvolles Leben in diese ewig bewegungslosen Wohnungen zu hauchen. Vergebens suchte ich, mit angestrengtem Horchen, Töne zu erlauschen, um in dieses Schweigens Klüfte meinen Fuß zu lenken; ich hörte nur das Pochen meines Herzens in der lautlosen Ruhe dieser Stätte. Zurücke wollt' ich kehren, doch war es nun zu spät — ich erwählte einen falschen Weg, nicht mehr entwinden konnt' ich mich dem Labyrinth; ich sah immer tiefer mich verstrickt. Meine

Verwirrung steigt mit jedem Augenblick, denn neue Gänge öffnen und kreuzen sich von allen Seiten. — Je emsiger ich nach dem Wege spähe, je mehr verirr' ich mich, ich schreite bald langsam vor, bald eil' ich schnell vorüber — jetzt tönt das Echo meiner Tritte wieder, da glaub ich mit Eile wandeln hinter mir zu hören.

Lang war ich schon umhergeirrt, allmählig schwanden meine Kräfte; ich ließ an einem öden Kreuzweg der Stadt des Todes mich nieder; dort blickte ich mit banger Unruh auf den Schein der beinah ausgebrannten Lampen, die zu erlöschen drohten. Da steiget aus der Tiefe dieser Grabgewölbe eine Harmonie, dem fernen Chor der Himmelsgeister zu vergleichen: die Götter-Laute starben und lebten wieder wechselnd auf; sie schienen in der Gewölbe verschlungnen Pfaden sich verlierend, noch schmelzender zu werden. Ich springe auf, und nahe mich der Stelle, von wannen die Zauberharmonieen tönen: erleuchtet steht ein Saal vor meinen Blicken. Es feierte da Marcellin (der Bischof von Rom) auf einem Grab, mit Blumen ausgeschmückt, der Christen Geheimnisse; junge Mädchen, in weiße Schleier eingehüllt, sangen am Fuße des Altars — zahlreich umstand das Opfer die Versammlung. Die Catacomben erkenn' ich jetzt. Ein Gemisch von Scham, von Reue, von überraschenden Gefühlen tobt nun in meiner Seele. — Neues Erstaunen — die Kaiserin mit ihrer Tochter wähn' ich in dem dichten Haufen zu erblicken. Nie stand ein wundervolleres Schauspiel vor dem Auge eines Sterblichen; nie ward noch würdiger Gott angebetet, nie ward seine Größe sprechender verkündet. So mächtig ist der Glaube; er treibt die Gattin eines Römerkaisers Nachts hinaus, zum Sammelplatz der Unglücklichen hinzueilen, und Christus am Altare eines unbekannten Martyrs, unter Gräbern, unter Geächteten, unter Menschen aufzusuchen, auf denen nur Verachtung lastet! — Noch war ich sinnend in diese Betrachtungen verloren, da neigt sich ein Diakonus hin zu des Bischofs Ohren; ein paar Worte flüstert er, gibt dann ein Zeichen — da verstummen plötzlich die Gesänge, die Lampen verlöschen, verschwunden ist die glänzende Erscheinung. Durch die Wogen der heiligen Schaaren fortgedrängt bin ich wieder am Eingang der Catacomben.

2. Gott in der Natur.

(Aus „Geist des Christenthums.")

Wir bieten den Lesern zwei Ansichten der Natur, die eine vom Meereslande, die andere vom Festlande; die eine mitten in den atlantischen Meeren, die andere in den Wäldern der neuen Welt, damit man die Erhabenheit dieser Schauspiele nicht den Denkmalen der Menschen zuzuschreiben vermöge.

Das Schiff, auf welchem wir nach Amerika segelten, erhob sich über die Lage der Länder; nichts erschien, als der Raum inmitten des doppelten Azurs vom Meere und vom Himmel, wie eine große Fläche ausgebreitet, um die künftigen Schöpfungen eines großen Malers zu empfangen. Die Farbe der Gewässer glich jener des flüssigen Glases. Eine große Meereshöhung kam von Abend, obwohl der Wind von Osten blies; ungeheure Schwingungen dehnten sich von Nord nach Mittag und öffneten in ihren Thälern weite Ausblicke in die Einöden des Oceans. Diese beweglichen Landschaften veränderten die Form in jeder Minute; bisweilen bildete eine Menge grünender Hügel die Furchen der Gräber auf einem ungeheuren Todtenacker; bisweilen erschienen die Wellen an ihren Häuptern, gelockt wie weiße Heerden über die Haiden zerstreut; oft zeigte sich der Raum begrenzt wegen Mangel eines Gegenstandes der Vergleichung; aber wenn es sich erhob, oder eine

Woge wie ein ferner Hügel sich krümmte, oder eine Schaar von Meerhunden am Horizont vorüber ging, dann öffnete sich der Raum plötzlich vor unsern Blicken. Vorzüglich dann entwickelte sich die Vorstellung der Ausdehnung, wenn ein leichter Nebel auf dem Meere hinkroch, und sogar die Unendlichkeit zu vergrößern schien. Ha! Wie groß und düster sind dann die Aussichten des Ozeans, in welches Nachdenken versenken sie uns, mag die Einbildungskraft in die Meere des Nords mitten unter Stürme und Ungewitter sich vertiefen, oder in den Meeren des Mittags an Inseln der Ruhe und des Glückes gelangen!

Oft erhoben wir uns mitten in der Nacht, um auf dem Verdecke nieder zu sitzen, wo wir Niemanden fanden, als den wachhabenden Offizier und einige Soldaten, welche ihre Pfeifen schweigend rauchten. Man hörte keinen Laut, als das Brausen des Vordertheils des Schiffes in den Wellen, während längs den Seiten desselben Funken von Feuer mit einem weißen Schaume hinliefen. Gott der Christen! Vorzüglich in die Wasser des Abgrunds und in die Tiefe des Himmels schriebst Du stark die Züge deiner Allmacht! Tausend Sterne blinken im dunkeln Azur des himmlischen Doms; der Mond inmitten des Firmaments, ein Meer ohne Gestade, das Unendliche in dem Himmel und auf den Wellen! Niemals ergriff mich deine Größe mächtiger, als in diesen Nächten; denn schwebend zwischen den Gestirnen und dem Ozean, hatte ich die Unermeßlichkeit über meinem Haupte und die Unermeßlichkeit unter meinen Füßen!

Ich bin nichts; ich bin nur ein schwacher Einsiedler; oft hörte ich die Weisen streiten über das erste Grundwesen, und ich begriff sie nicht, aber stets bemerkte ich, daß dieses unbekannte Urwesen dem Herzen des Menschen beim Anblicke dieser großen Auftritte sich kund gibt. Eines Abends (es herrschte ein tiefes Schweigen) befanden wir uns in jenen schönen Meeren, welche die Küste Virginiens bespülen; alle Segel waren beigelegt; ich war beschäftigt auf dem Verdecke, als ich die Glocke hörte, welche die Schiffsmannschaft zum Gebete berief; ich eilte, mein Opfer mit jenen der Reisegefährten zu verbinden. Die Offiziere befanden sich auf der Höhe des Vordertheils mit den Reisenden, der Priester, ein Buch in der Hand, stand ein wenig vor ihnen; die Matrosen waren untereinander zerstreut auf dem Oberlof; wir hielten uns aufrecht mit dem Gesichte gegen das Vordertheil des Schiffes gewandt, welches nach Abend blickte.

Der Sonnenball, nahe am Versinken in die Fluthen, erschien durch die Taue des Schiffes mitten in den gränzenlosen Reichen. Es schien bei den Schwingungen des Schiffes, als wenn das strahlende Gestirn jeden Augenblick den Horizont veränderte. Einige Wölkchen waren ungeordnet über den Orient zerstreut; der ganze übrige Himmel war völlig rein.

Gegen Norden bildete ein glanzvolles Dreieck mit dem Gestirne des Tages und mit jenem der Nacht eine Wasserhose, glänzend mit allen Farben des Prisma, welche sich aus dem Meere wie eine Säule von Krystall zur Unterstützung des Himmelsgewölbes erhob.

Jenen hätte man sehr beklagen müssen, welcher in diesem Schauspiele das Schöne der Gottheit nicht erkannt hätte. Thränen rollten mir unwillkürlich aus den Augen, als meine Gefährten die theerbestrichenen Hüte abnahmen und mit rauher Stimme ihren einfachen Gesang erhoben; Notre Dame de bon Secours: „O liebe Frau, Maria hilf, des Seemanns Schutz und Trost!" Wie rührend tönte das Gebet dieser Menschen, welche auf zerbrechlichem Brett mitten im Ozean die Sonne beim Versinken in die Fluthen betrachteten! Wie tief drang in die Seele diese Anrufung des armen Matrosen an die Mutter der Schmerzen!

Das Gefühl unsrer Kleinheit beim Anblicke des Unendlichen, unsere Gesänge, fern hintönend über den Wogenschlag, die Nacht, nahend mit ihren Schrecknissen, das Wunderbare unseres Schiffes inmitten so vieler Wunder, eine fromme Schiffsmannschaft, ergriffen von Staunen und Zagen, ein ehrwürdiger Priester, versunken in Gebet, endlich die Gottheit selbst, herabgeneigt bis zum Abgrunde, mit einer Hand die Sonne an den Pforten des Untergangs haltend, mit der andern den Mond gegen Morgen heraufführend, und mitten durch die Unermeßlichkeit ein aufmerksames Ohr hinwendend zu der Stimme seines Geschöpfes — dies vermag Niemand zu malen, und kaum vermag das Menschenherz dies Gefühl zu umfassen.

Gehen wir zu der Scene auf dem Festlande über!

Eines Abends verirrte ich mich in einem Wald nicht ferne von einem Wasserfalle des Niagara; bald erlosch der Tag rings um mich, und ich genoß das schöne Schauspiel einer Nacht in ihrer vollen Einsamkeit in den Einöden der neuen Welt.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang zeigte sich der Mond über den Bäumen am entgegengesetzten Horizonte. Ein balsamischer Lufthauch, welchen diese Königin der Nacht mit sich vom Morgen heraufbrachte, schien vor ihr herzufliegen, wie ihr frischer Athem in den Wäldern. Das einsame Gestirn stieg sachte an dem Himmel empor; bisweilen verfolgte es ruhig seinen Lauf im Azur; bisweilen ruhte es auf Gruppen von Wolken, und diese glichen den Gipfeln hoher Gebirge, wenn der Schnee sie bekrönt. Diese Wolken, welche wie Schleier sich zusammenlegten und entfalteten, entwickelten sich zu durchsichtigen Gürteln von weißem Atlas, dann zerstreuten sie sich wie leichte Flocken von Schaum oder bildeten an den Himmeln Sitze von glänzender Watte, welche so zart schienen, daß man ihre Weiche und Schnellkraft beim bloßen Anblick zu fühlen meinte.

Die Scene auf dem Festlande gewährte kein geringeres Entzücken. Der bläuliche und sammtartige Schimmer des Mondes blickte herab in die Zwischenräume der Bäume, und sandte einige Strahlen des Lichtes bis in die Tiefe der dichtesten Schatten. Der Strom, welcher zu meinen Füßen hinrollte, verlor sich jetzt in dem Gehölze, jetzt zeigte er sich wieder glänzend von den Sternbildern der Nacht, welche er in seinem Busen wiederholte. Auf einem Rasenplatze an der andern Seite des Stromes ruhte die Klarheit des Mondes unbeweglich auf dem Grün; Birken, bewegt von dem Lichthauche, hier und da zerstreut, bildeten Inseln von wogenden Schatten auf diesem unbeweglichen Meere des Lichtes. Volles Schweigen und volle Ruhe hätten geherrscht ohne den Fall einiger Blätter, ohne den Vorüberzug eines plötzlichen Windstoßes, ohne das Geächze der Nachteule; aber von fern her vernahm man in Zwischenräumen das dumpfe Getöse des Wasserfalls vom Niagara, welches in der tiefen Nachtstille Einöde von Einöde sich fortzog, und endlich in den einsamen Wäldern verhallte.

Die Großartigkeit, die ungeheure Schwermuth dieses Gemäldes kann man in menschlichen Sprachen nicht ausdrücken, die schönsten Nächte in Europa können davon keine Vorstellung geben. Vergebens strebt auf unsern angebauten Gefilden die Einbildungskraft nach Ausdehnung; auf allen Seiten findet sie die Wohnungen der Menschen; aber in diesen wilden Gegenden gefällt es der Seele, sich in einem Ozean von Wäldern zu verlieren, über den Höhlungen von Wasserfällen zu schweben; am Bord der Seen und der Flüsse nachzudenken und, so zu sagen, allein sich zu befinden vor Gott.

3. Das gläubige Volk.

(Aus „Geist des Christenthums.")

Das Volk zeigt sich viel weiser, als die Weltweisen. Jeder Brunnquell, jedes Kreuz an der Heerstraße, jedes Windessäuseln in der Nacht enthält für dasselbe etwas Außerordentliches. Dem Menschen voll Glauben erscheint die Natur als ein beständiges Wunder. Leidet er, so betet er vor seinem kleinen Bildchen, und er ist getröstet. Drängt es ihn, einen Verwandten, einen Freund wiederzusehen, so macht er ein Gelübde, ergreift den Wanderstab, und setzt im Pilgergewande über die Alpen und Pyrenäen, besucht die heilige Jungfrau von Loretto, oder den heiligen Jakob von Compostella; er wirft sich nieder, betet zu dem Heiligen, ihm einen Sohn wiederzugeben, (einen armen Matrosen, welcher vielleicht auf dem Meere umherirrt), eine Gattin zu retten, oder die Tage eines Vaters zu verlängern. Sein Herz fühlt sich erleichtert. Er reist ab, um in seine Strohhütte heim zu kehren; beladen mit Muscheln läßt er in den Dörfern den Klang seiner Klapper ertönen, und singt ein nächtliches Klaglied über die Güte Mariens, der Mutter Gottes.

Glücklich, drei- und viermal glücklich sind jene, welche glauben! Sie können nicht lächeln, ohne darauf zu zählen, daß sie immer lächeln werden; sie können nicht weinen, ohne zu denken, daß ihren Thränen ein Ziel gesetzt sei, ihre Thränen sind nicht verloren, die Religion sammelt sie in ihre Urne, und reicht sie dem Ewigen dar.

Die Schritte des wahren Gläubigen sind niemals einsam; ein schützender Engel wacht an seiner Seite, er ertheilt ihm Rathschläge in seinen Träumen, er vertheidigt ihn gegen den bösen Geist. Dieser himmlische Freund ist ihm so ergeben, daß er einwilligt für ihn auf die Erde sich zu verbannen. — Gab es jemals bei den Alten etwas mehr Bewunderungswürdiges, als diese Menge von Gebräuchen, welche ehemals in unserer Religion bestanden? Fand man am Ende eines Waldes den Leib eines Ermordeten, so pflanzte man ein Kreuz an diesem Orte zum Zeichen des Erbarmens. Dies Kreuz forderte den Samariter auf zu einer Thräne für den Unglücklichen, so wie den gläubigen Bewohner der Himmelsstadt zu einem Gebete für seinen Bruder. Vielleicht war auch dieser Reisende ein Fremder, welcher fern von seinem Vaterlande fiel, wie jener erhabene Unbekannte, welchen die Hand der Menschen hinopferte fern von seiner himmlischen Heimat! Welcher Zusammenhang zwischen uns und Gott! Welche Erhebung verlieh dies nicht der menschlichen Natur! Wie erstaunlich war es, daß man es wagte, Aehnlichkeiten zu finden zwischen unsern sterblichen Tagen und dem ewigen Dasein des Herrn des Weltalls! — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die großen Ereignisse des Lebens sind es, wo die frommen Gewohnheiten den Unglücklichen ihre Tröstungen bieten. Wir waren einmal Zeuge eines Schiffbruchs. Angelangt am sandigen Ufer warfen die Matrosen ihre Kleider von sich, und behielten nichts, als ihre durchnäßten Beinkleider und Hemden. Sie hatten der heiligen Jungfrau während des Sturmes ein Gelübde gemacht. Sie begaben sich im Reihenzuge zu einer kleinen Kapelle, welche dem heiligen Thomas geweihet war. Der Hauptmann ging an ihrer Spitze und das Volk folgte, singend mit ihnen das: „Sei gegrüßt du Stern des Meeres," Ave maris stella! Der Priester hielt die Messe der Schiffbrüchigen, und die Seeleute hingen ihre Gewänder, von Meerwasser durchnäßt, an die Mauern der Kapelle als Gelübdetafel. Die

Philosophie mag ihre Blätter mit prächtigen Worten füllen, daran aber zweifeln wir, ob jemals in ihre Tempel die Unglücklichen kommen, um darin ihre Gewänder aufzuhängen.

Lamartine.

§. 16. Die religiöse Gesinnung, welche durch Chateaubriand wieder zu Ehren kam, beseelte auch die poetischen Werke des Staatsmannes Alphonse Prat de Lamartine (geb. 1790). In seiner Jugend auf einer christlichen Schule gebildet, nährte er später seinen religiösen Sinn durch eine Pilgerschaft nach Jerusalem. Seit 1834 war er als glänzender Redner in der Deputirtenkammer bekannt. Die Revolution von 1848 brachte den populären Mann auf kurze Zeit an das Staatsruder. Sein Verdienst war es, damals vieles Blutvergießen verhindert und den Bürgerkrieg mehr als einmal abgewehrt zu haben. Indessen unterlag Lamartine bei der Abstimmung für die Präsidentenwahl der ungeheuren Stimmenmehrheit Napoleons.

Die bedeutendsten poetischen Werke Lamartine's sind: Dichterische Betrachtungen (Meditations poétiques), sanfte, religiös-erhabene Lieder von etwas überschwänglichem, schwärmerischem Charakter. Es waren wohlthuende Friedensklänge in einer des Kriegslärms übersatten Zeit (1820), daher so gut aufgenommen, daß binnen vier Jahren 45000 Exemplare verbreitet wurden. In demselben Tone waren auch die poetischen und religiösen Harmonien (Harmonies poétiques et religieuses) gedichtet, nur religiös inniger und minder schwärmerisch. Ein vortreffliches Gedicht ist Jocelyn, worin Lamartine das Bild eines wahrhaften, in Entsagung und Liebe thätigen Christen in der Person eines französischen Landgeistlichen schildert. Die Erlebnisse seiner Reise nach Palästina beschrieb er wahrhaft poetisch und anziehend in den Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient. Lamartine ist eine Art Naturdichter. Stil und Versbau hat er wenig studirt, sondern überläßt sich ohne Kunst seinem natürlichen Gefühle. Dennoch ist sein Vers wohlklingend und seine Sprache reich und prächtig. In neuester Zeit hat er sich von der Poesie zur Geschichtschreibung gewendet und einige treffliche Werke, worunter das berühmteste die Geschichte der Girondisten, veröffentlicht.

Anmerk. Sämmtliche Werke L's übersetzt von G. Herwegh (1839); ausgewählte Gedichte von G. Schwab (1826); die Reise in den Orient von Demmler und Schwab (1836).

1. Das Gotteshaus.

Wie schön, wenn sich der Abendstern erhebt
Allein und langsam an des Himmels Dome,
Und kämpfend aus der Nachtgewölke Strome
Des Tages Scheideblick zur Erde schwebt;
Wie schön in Andacht sie zum Grabe wallen,
Dort zu des Kirchleins ländlich-stillen Hallen,
Wo um das nied're Thor sich Epheu schmiegt,
Gott aber hehr zum frommen Herzen spricht!

Willkommen, heil'ger Hain! Ihr Friedensfluren;
Des Dörfchens kleine Kreuze, Grabesspuren,
Ihr sollt auf meinem Pfad gesegnet sein!
Verderben, die der Todten Asche schänden!
Mich beugend vor den schlichten Monumenten,
Tret' ich in's schweigende Gewölbe ein.

Ha! welche Stille hier auf Gottes Schwelle!
Die Nacht durchwebt nur zitternd-schwache Helle
Der Lampe, die am Hoch-Altare glimmt;
Sie leuchtet, wenn der Schlaf die Erde bindet,
Sie ist's, die jene Liebe uns verkündet,
Die an ihr Herz die Menschen alle nimmt.

Geh' ich heran, kein Lärm erfüllt mein Ohr,
Der ernste Schritt verhallt am hohen Chor,
Und trägt mich zu des Heiligthumes Stufen.
Geweihte Mauern! heiliger Altar!
Ich bin allein, und bring Euch schüchtern dar
Den Schmerz, die Flammen, die zum Himmel rufen,
Die Niemand ich vertraute — —
O hört sie, meines Busens tiefste Laute!

— — — — — — — — —

Lebt wohl, geweihte Mauern! Leichensteine!
Schon zweimal scholl ein Wiederhall der Nacht
Die Stunde, seit ich milde Thränen weine:
Die sah der Herr, — sie haben Trost gebracht. —

2. Aus „Bonaparte."

Es steht ein öder Fels, die Woge schlägt ihn klagend,
Der Schiffer sieht von fern auf seinem Strande ragend,
Vom Meere hingeschwemmt, ein einsam schimmernd Grab;
Es hat die Zeit noch nicht den schmalen Stein gebräunet,
Und unter Dorn und Moos, das grünend ihn umzäunet,
Blinkt ein zerbroch'ner Herrscherstab!

Hier liegt — den Namen nicht! die Erde sollt ihr fragen!
Sein Nam' — in blut'ger Schrift rings steht er aufgetragen

Von Kedars Felsenstirn bis an des Dones Strand,
Auf Marmor und auf Erz, und auf der Brust der Braven,
Und in dem Herzen selbst der feigen Schaar von Sklaven,
Die sich ihm unter'm Wagen wand.

Kein Menschenname noch, den aller Ohren kennen,
Seit jenen großen Zween, die Jahre Jahren nennen,
Schwang mit Gewitterflug sich je so weit hinaus;
Nie hat ein ird'scher Fuß, den sonst ein Hauch entrücket,
Der Erde stärk're Spur im Wandeln eingedrücket:
Und hier ging seine Wand'rung aus!

Hier ist er! — und ein Kind, es mißt ihn mit drei Schritten.
Geduldig liegt sein Sarg hier unter Feindes Tritten,
Ein leises Murren selbst entrauscht dem Schatten nicht.
Ob dieser Donnerstirn darf jetzt die Mücke schwirren,
Nur einer Woge Schall kann sich zu ihm verirren,
Die sich an einer Klippe bricht.

Was sonst die Erde liebt, das hast du stolz verachtet,
Nach Herrschaft in der Welt, und sonst nach nichts getrachtet,
Dein Thun war Vorwärtsgehn, dein Feind das Hinderniß;
Dein Wille glich dem Pfeil, der durch die Lüfte gleitet,
Zu fahren in das Ziel, zu dem der Blick ihn leitet,
Selbst durch des Freundes Herz, gewiß.

Mit einem einz'gen Schwung dem Sieg im Wagen sitzen,
Mit seines Ruhmes Glanz der Welt in's Auge blitzen,
Volksführer, Könige zertreten auf ein Mal;
In Lieb' und Haß getaucht das Joch der Erde schmieden,
Ein knirschend Volk, das frech sich vom Gesetz geschieden,
Fest bannen in des Zaumes Qual;

Von einer ganzen Zeit das Leben sein und Denken,
Den Neid entmuthigen, den Dolch zur Seite lenken,
Erschüttern, festigen die Welt, die schwankend bebt;
In seiner Blitze Glanz, im grausen Donnerwetter
Zehnmal als Weltschicksal bekämpfen alle Götter: —
Welch Traumbild!!! — und du hast's gelebt!!

Am Ende bist du doch gemeinen Tod gestorben,
Dem Schnitter ähnlich, der, eh' er den Lohn erworben,
Den er zu holen kam, schläft auf der Sichel schon.
Du bandest sterbend dir dein Schwert an deine Seite,
Und gingest, von dem Gott, der Dich zum Diener weihte,
Zu fordern Recht dir, oder Lohn.

Auf bangem Sterbebett hob in den letzten Tagen
Gen Himmel er den Blick, erzählt man, aufgeschlagen,
Als nun dem Riesengeist die Ewigkeit sich wies.
Man sah die finst're Stirn sich mit dem Kreuze segnen
Ja, seine Lippen sich zu einem Wort begegnen,
Das ihn die Scheu nicht enden ließ.

Sprich's aus! — es ist der Gott, der herrscht und Herrscher weihet,
Es ist der Gott, der straft, der Gott ist's, der verzeihet;
Nicht Helden mißt und uns mit gleichem Maß er ab.
Red' ohne Scheu mit ihm, nur Er begriff dein Leben,
Und eine Rechenschaft hat Knecht und Herr zu geben,
Der von den Fesseln, der vom Stab.

Gerichtet hat ihn Gott: sein Sarg ist zu — geschwiegen!
Sein Frevel, sein Verdienst sich in der Wage wiegen:
Was ist der Mensch, daß d'ran mit schwacher Hand er reißt?
Herr aller Gnade Hort, wer liest in deinem Buche?
Und, Gottes Geißel, du! vielleicht nach seinem Spruche
Für eine Tugend galt dein Geist!

Victor Hugo.

§. 17. An der Spitze der romantischen Schule stand **Victor Hugo** (geb. 1802). Sein Jugendleben war vielbewegt, wie es der Stand seines Vaters, der Obrist war, in jenen Kriegszeiten mit sich brachte. Als Knabe von 5 Jahren kam er nach Unteritalien in die Provinz Abelino, wo sein Vater als Gouverneur mit der Räuberbande des Fra Diabolo Krieg führte. Das romantische Leben im romantischen Lande prägte der Seele Hugo's frühzeitig Vorliebe für das Erhabene und Schauerliche ein, welche sich in all seinen Werken offenbart. Von Italien ging's nach Spanien, wo Hugo's Vater als General verweilte. Schon in Madrid, später in Paris, besorgte die Mutter die Erziehung des Knaben. Aber Frau Hugo war eine Voltairerin: ihrer Bildung fehlte die Religiosität. Hugo hielt sich indessen anfänglich als Dichter zu Chateaubriand, der ihn mit dem Worte: „C'est un enfant sublime" so zu sagen in die Welt eingeführt hat. Wie ein strahlendes, schönes Gestirn ging er auf, wohlthuend jedem Herzen; aber der Stern wurde zum Irrstern und schweifte fern von seiner Sonne durch die unermeßne Finsterniß. Die ersten, zahlreichen Poesieen Hugo's folgten rasch aufeinander. Man erstaunte über die Fruchtbarkeit des Dichters. Die Regierung setzte ihm eine Pension aus, seine Stellung sorgenfreier zu machen. Nun erhob sich Hugo mit der ganzen Kraft seines Genie's, die abgelebte, classische Zopfpoesie zu verjüngen. Es erschienen höchst mannigfaltige lyrische Gedichte (Odes et Ballades — Les Orientales — Les feuilles d'automne — u. a.) Alle Saiten des menschlichen Herzens waren hier angeschlagen, alle Gattungen des Liedes erschöpft vom leichten Sonett bis zur erhabensten Ode. Und der Geist, welcher aus denselben sprach, war jener Geist des Lichts, der da glaubt und anbetet, und den Menschen als guter Engel durch's irdische Jammerthal

geleitet. Aber dieser Engel des Lichts hat sich in den späteren Dichtungen Hugo's in einen Dämon verwandelt, der verneint und zweifelt, und herzlos, finster, blutdürstig überall auf Seelenmord und Verderben sinnt. Diesem Geiste begegnen wir in den zahlreichen Romanen (Notre-dame de Paris — Han d'Island — Bug-Jargal u. s. w.), so wie in den Dramen des Dichters (Cromwell — Hernani — Marian Delorme — Lucrèce Borgia u. a.). Was Stil, Sprache und Versbau anbelangt, so ist Hugo Meister wie wenige; er bändigt die Sprache, wie der Kunstreiter sein Roß; im Colorit hat ihn Keiner erreicht; alle Farben und Nüançen stehen ihm zu Gebot, aber all diese Meisterschaft wird vergeudet, nicht um das Schöne, sondern um das Häßliche darzustellen. Hugo schildert die Nachtseiten der Natur und des Lebens, Folterqualen, Hinrichtungen, Blutgräuel und Gräßlichkeiten jeder Art. Selbst seine besten Dichtungen: Das Drama Hernani und der Roman Notre-dame sind in diesem Tone gehalten. Vollendet und edel erscheinen dagegen seine lyrischen Gedichte, wovon wir wenige, aber sprechende Proben mittheilen.

Anmerk. Sämmtliche Werke Hugo's deutsch (von Freiligrath, Wolff, Laube u. A. Frankfurt 1835. Von Seybold u. A. Stuttgart 1840).

1. Extase.

In sternenheller Nacht stand ich allein am Meer,
Kein Wölkchen über mir, kein Segel zog daher,
Mein Blick drang weiter, als die Körperwelt:
Berg, Wald und Alles rings in der Natur,
Es war, als fragten sie im dumpfen Murmeln nur
Die Meeresfluth, das Himmelszelt.

Der gold'nen Sterne ungezählte Schaar
Sprach laut und leise, klingend hell und klar,
Und senkt das Flammenhaupt demüthiger;
Die blaue Woge, die nichts lenkt noch stemmt,
Indem sie ihres Schaumes Perlen hemmt,
Sprach mit ihr: Es ist Gott, ist Gott der Herr!

2. Die Großmutter.

„Großmutter, schläfst du? Deine Lippen pflegen
Wie betend sich im Schlafe zu bewegen.
Wie bist du heute regungslos und bleich?
Die Hände starr auf deiner Brust vereinet,
Die nicht dein Athem zu erheben scheinet,
Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.

Blick auf, erwache, rede! Wie betrübest
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebest?

Was thaten wir? Wir waren Beide fromm.
Du zürnest uns? Du hörst nicht unsre Stimmen?
Sieh her! die Lampe flackert im Verglimmen,
Und schon das Feuer auf dem Herd verglomm.

Und willst du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müssen wir erstarren in dem kalten
Und finstern Haus; zu spät erwachst du dann,
Auch wir beharren stumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Brust erwarmen,
Du rufst die Heiligen vergebens an.

Großmutter, o wie kalt sind deine Hände!
Wir wollen sie in unsern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da hast du dein Gesangbuch, nimm es wieder,
Du hast es fallen lassen, sing' uns Lieder —
Du nimmst es nicht und Nichts erwiederst du?

Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
Beim lieben Gott, umstrahlt von seinem Licht;
Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und sprich vom bess'ren Leben nach dem Tode —
Was ist der Tod? — du brichst das Schweigen nicht!"

So hallte lange noch der Waisen Klage,
Die Nacht brach ein, sie wich dem jungen Tage,
Die Thurmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag;
Zur offnen Thüre lauschend sah die Kleinen
Am Sterbebette knieend, beten, weinen
Ein Wandrer späte noch am andern Tag.

3. Das schlafende Kind.

Beim niedern Hausaltare
In dem Alkoven ruht
Das Kind, das unschuld=klare,
In seiner Mutter Hut;
Des Schlummers weich Gefieder
Senkt seine ros'gen Lider,
Der Traum erschließt sie wieder
Für Himmelsglanz und Glut.

Da naht vom Schattenlande
Der Träume bunter Reih'n,
Es blitzt im Ufersande
Von Gold und Edelstein.
Es sieht der Sonnen Drehen
Es tragen holde Feen,
Die leicht vorüberwehen,
Im Arme Seelen rein.

O Träume! reich an Schöne!
Wie strömt das Wasser hell,
Wie locken süße Töne
Im tiefen Grund der Well',
Wie hold der Schwestern Mienen,
Der Vater ist bei ihnen,
Mit Flügeln, glanzumschienen,
Fliegt seine Mutter schnell.

Und Träume, gränzenlose,
Sie sprießen rasch empor,
Die Lilie und die Rose
Blüht auf im Corridor.

Es murmeln Silberwogen,
Von Fischlein hell durchzogen,
Von goldnem Schilf überbogen,
Melodisch in sein Ohr!

O Kindlein! schlaf' in Frieden
Und träume immerhin!
Weißt nicht, was dir beschieden,
Wohin die Tage flieh'n.
Wie eine Meeresrose
Liegst du im Wellenschooße,
Weißt Nichts von deinem Loose,
Wohin die Wogen ziehn.

Das Wissen und die Ahnung
Sind, Kind! dir unbekannt.
Der Sorgen finstre Mahnung
Naht nicht der Wiege Rand.
Sie weichet vor dem Scheine
Der Stirn so unschuldreine,
Und Falten schreibt sie keine
Darauf mit glüh'nder Hand.

Wie süß der Unschuld Schlummer!
Die lieben Engelein,
Sie ahnen schon den Kummer,
Dein harrend, Kindelein,
Die hilflos dich gewahren,
Umringen dich in Schaaren,
Ihre Thränen fallen, die klaren,
Auf deine Händelein.

Von ihrem Kuß, dem reinen,
Glüht seine Lippe hell,
Das Kind sieht, wie sie weinen,
Und flüstert: Gabriel!
Der Engel legt sich neigend,
Auf den Mund den Finger schweigend,
Dann, auf zum Himmel zeigend,
Entschweben sie der Stell'.

Die Mutter wähnt, bedränget
Von Träumen sei ihr Glück,
An seinen Zügen hänget
Sie mit besorgtem Blick.
Bewundert stolz ihr Leben,
Hört einen Seufzer schweben
Und ihre Küsse geben
Dem Lächeln es zurück.

Dichter der romantischen Schule. Halbklassiker.

§. 18. Zahlreich sind die Jünger der romantischen Schule bis auf den heutigen Tag. Es folgen die bekanntesten. Charles Nodier (geb. 1783) hat, außer einer ungeheuern Zahl Schriften aller Art, einige kleine gute Erzählungen geschrieben, von welchen „der Maler von Salzburg" und „Therese Aubert" vorzüglich sind. Nodier genießt den zweideutigen Ruhm, unter allen neueren französischen Schriftstellern die meisten Bücher geschrieben zu haben.

Ausgezeichnet ist der Graf Alfred de Vigny (geb. 1798) in lyrischen Gedichten und Erzählungen. Er kommt in der Sprache Victor Hugo gleich und übertrifft ihn in der Kunst der Composition. Sein vorzüglichstes Werk ist der geschichtliche Roman Cinq Mars oder die Geschichte einer Verschwörung unter Ludwig XIII.

Europäischen Ruf erlangte der Name Pierre Jean de Béranger. Geboren 1780, eines Schneiders Sohn, nahm Béranger als neunjähriger Gamin an der Erstürmung der Bastille Theil. Dann wurde er Buchdruckerlehrling, dann Sekretär, dann Privatier in Paris und auf seinem Landgütchen. Seine Lieder (Chansons) sind der treueste Spiegel des modernen Franzosen, wie er leibt und lebt, liebt und lacht,

scherzt und singt, tanzt und springt, auch wie er stolz bald für Napoleon, bald für die Freiheit schwärmt, alle Völker beglücken will und wieder alle Völker verachtet. Nur Eins fehlt ihm, was freilich der Franzose der Revolutionszeit nicht mehr hatte, der lebendige Glaube an Gott, welcher neuerdings wiederum in Frankreich die schönsten Früchte der Liebe trägt. Béranger's Gott ist der gute Mann, der seine Freude an lustigen Leuten hat. Man hat die Chansons sehr gut in drei Classen getheilt: lüderliche, politische, rein menschliche. Kunstreich sind alle, anziehend, ja verführerisch nicht wenige.

Neben Béranger verdient ein zweiter ächter Volksdichter genannt zu werden, Jean Reboul (geb. 1796), Bäckermeister zu Nismes. Er ist freilich kein Béranger, aber er ist ein religiös-inniger, sanfter, liebenswürdiger Dichter.

Männer wie Chateaubriand und Victor Hugo hatten der classischen Schule den Todesstoß versetzt. Dennoch blieben Einzelne der alten Fahne treu, Andere schwankten zwischen dem alten und neuen Stil. Letztere wurden Halbklassiker genannt. Zu ihnen gehört Casimir Delavigne (geb. 1794), Verfasser formglatter Trauerspiele und Klagelieder. Seine politische Elegie Messéniennes (weil Frankreich sich in einer gleichen Lage, wie einst Messene, befunden habe) hat ihn volksthümlich gemacht. Auch das unzertrennliche Dichterpaar der Kaiserzeit, Barthélemy und Mery, ist hier zu erwähnen. Sie richteten politische Spottgedichte gegen die Restauration und sangen die Thaten und den Ruhm Napoleons.

Roman- und Dramenschreiber.

§. 19. Die neueste schöne Literatur der Franzosen ist ein breiter und seichter Strom geworden, der ganz Europa zu überschwemmen drohte. Wer hat nicht von Scribe, Sue, Dumas gehört? Welcher Ladendiener oder welche Putzmacherin hätte nicht, um der Bildung sich zu rühmen, den ewigen Juden oder den Grafen Monte-Christo oder die Geheimnisse von Paris gelesen?

Unter den ersten, welche diese Romanliteratur begründet haben, steht die wahrhaft geniale Frau Aurore Dudevant, mit ihrem Schriftstellernamen George Sand (geb. 1804). Sie trat mit dem 18. Lebensjahre in eine höchst unglückliche, nur auf den Befehl ihrer Mutter geschlossene Ehe. Ihr unruhiger, hochfahrender, männlich trotziger Geist war nicht für stilles Familienglück geschaffen. Sie ließ sich von ihrem Manne scheiden und führte nun ein ungebundenes, abenteuerliches, zerrissenes Leben. Ihre Romane sind das Echo ihres Wandels. Statt in

ihrer eignen sittlichen Verkehrtheit die Quelle ihres Unfriedens zu suchen, macht sie die göttlichen Ordnungen der Ehe, der Kirche und des Staates für alles Unheil verantwortlich. Kein Schriftsteller hat die sogenannte „Emancipation", das ist, Ungebundenheit der Frauen, so geistvoll, so hinreißend, so verführerisch dargestellt; keine Lectüre ist darum für deutsche, noch sittlich unverdorbene Gemüther weniger empfehlenswerth. Den größten Beifall haben die Romane Indiana, Valentine und die Gräfin von Rudolstadt gefunden.

Hatte die Sand eine hübsche Zahl von Romanen geliefert, so wurde sie doch in dieser Hinsicht weit von Eugène Sue und Alexander Dumas übertroffen. Sue, bekannt durch seine Mystères de Paris, le Juif errant und andere vielbändige Werke, ist der große Meister im Gräßlichen, Abscheulichen, Nervenfolternden. Er hat das Elend des Volkes mit den grellsten Farben geschildert und zu gleicher Zeit zu Paris das Leben eines raffinirten Schwelgers geführt. Alexander Dumas, Sohn eines Mulatten und Generals, hat sich als „Romanfabrikant und Dramenhändler en gros" ein hübsches Vermögen erworben. Ihm gleicht an Fruchtbarkeit nur noch Eugène Scribe, der berühmte Novellen-, Vaudevilles- und Operntextmacher, der durch seine erstaunliche Schreibthätigkeit Millionär geworden ist. Es genügt, die Namen zu kennen. Die Bildung wird nichts verloren haben, wenn diese Literatur dereinst in Maculatur umgesetzt ist.

Geschichte. Philosophie. Religion.

§. 20. In der Geschichtschreibung haben sich die Franzosen auch in der neuesten Zeit ausgezeichnet. Durch gründliche Forschung und schöne Darstellung sind vorzüglich berühmt geworden: Guizot, lange Zeit Minister unter Louis Philipp; Thiers, gleichfalls viele Jahre Minister und kluger Staatsmann (Geschichte des Consulats, des Kaiserreichs und der Revolution); Michaud (Geschichte der Kreuzzüge); Lamartine (Geschichte der Girondisten); Segur (Geschichte Napoleons); Artaud (Pabst Pius VII.) u. A. Die schon früher erwähnte Literatur der Denkwürdigkeiten (Mémoires) hat auch in neuerer Zeit Treffliches aufzuweisen. Besonders haben die Mémoires über Napoleon (vom Grafen Las Cases, der Herzogin von Abrantes, Bourienne u. A.) großen Beifall gefunden.

In der Philosophie sahen die Franzosen von jeher auf die Anwendung der Wissenschaft im Leben. Nur hat sie die Entfernung von der Offenbarung auf Abwege geführt, wie den Saint-Simonismus und

Fourierismus. Graf Henri de Saint-Simon wollte eine allgemeine Verbrüderung der Menschen mittelst des Gewerbfleißes stiften. Er starb unbeachtet; darauf predigten seine Schüler die Lehre des Meisters von Gütergemeinschaft, Frauenemancipation u. s. w., so daß der Staat einschreiten mußte. Fortgesetzt wurde der Saint-Simonismus durch Charles Fourier, nach welchem die Welt eine gemeinschaftliche Werkstatt ist, in der jeder seine Arbeit für Alle verrichtet und der Gewinn getheilt wird. Diese unsinnigen und gefährlichen Lehren wurden in den wohlfeilsten Volksschriften unter den Arbeitern und Proletariern verbreitet, bis endlich die Zahl der Communisten und Sozialisten groß genug war, um im Jahre 1848 loszubrechen und die Verwirklichung ihrer Ideen zu fordern. Eine Verirrung anderer Art war die des berühmten und geistvollen de la Mennais, vormals katholischen Priesters, welcher in seinen flammenden „Worten eines Gläubigen" (Paroles d'un croyant) aus dem Evangelium Völker- und Königsmord predigte und die Kirche an die Spitze der Revolution stellen wollte. Die Kirche verwarf seine Lehre; er selbst trennte sich von ihr.

Außer Chateaubriand wirkten für die Wiederherstellung der Religion in Frankreich durch die Gründung einer gläubigen Philosophie vorzüglich der Cardinal de Bonald, Bautain und de Maistre (Abendstunden von St. Petersburg); in unsern Tagen der glänzende Staatsredner und gemüthvolle Geschichtschreiber Graf Montalembert (dessen meisterhafte Lebensgeschichte der h. Elisabeth wahrhaft ein goldnes Buch für Frauen genannt zu werden verdient); der als Kanzelredner berühmte Dominikaner Lacordaire u. A.

Die Geschichte der neueren französischen Literatur hat K. Mager in treffenden, höchst anziehenden Charakteristiken, nur für Frauen zu kritisch und zu umfangreich, geschildert. In kürzerer Fassung enthält die Geschichte der gesammten französ. Nationalliteratur Peschier's Cours de la littérature française (Stuttgart 1839); ein ähnliches deutsches Buch fehlt. Dem Mangel eines deutschen Lehrbuchs der französischen Literaturgeschichte ist durch den „Allgemeinen Grundriß der französ. Literaturgesch. von de Castres, Leipzig, 1854," abgeholfen. Trocken, aber gut übersichtlich.

Achter Abschnitt.

Englische Literatur.

Charakter der Sprache und Literatur.

§. 1. Die ältesten Bewohner Englands, Kelten, wurden von den Römern im ersten Jahrhundert n. Chr. unterworfen. Die römische Herrschaft war von kurzer Dauer. Darauf kamen im fünften Jahrhunderte n. Chr. die deutschen Volksstämme der Jüten, Angeln und Sachsen, darauf die Dänen, endlich die Normannen als vierte erobernde Nation nach Britannien. Da die Sieger sich lange nicht mit den Resten der alten Bevölkerung vermischten, so blieb ihre einheimische Sprache (die deutsche) die vorherrschende, wenn sie auch keltische, lateinische und nordfranzösische Bestandtheile in sich aufnahm.

Die englische Literatur ist durchaus national. Sie steht unserer deutschen Literatur durch Ernst, Tiefe, Gefühlsinnigkeit, sowie auch durch die wenig klangvolle Form näher, als den Literaturen der romanischen Völker; ihr Grundcharakter ist der germanische. Die Geschichte der wechselnden Herrschaft verschiedener Nationen in England spiegelt sich auch in der Geschichte ihrer älteren Literatur.

Keltische Zeit. Barden. Ossian.

§. 2. Keltische Volksstämme erhielten sich trotz der römischen Eroberung noch Jahrhunderte lang in Irland und Schottland. Sie waren im Besitze einer heiligen Poesie, deren Pfleger Barden genannt wurden.*) Diese besangen die Thaten der Götter und Helden bei Festen und Gelagen unter Begleitung der Harfe oder Chrotta, entflammten das Heer zur Tapferkeit, zogen im Kampfe voran und übten im Krieg und Frieden den größten Einfluß auf Volk und Fürsten. Sie haben sich bis zu Ende des Mittelalters erhalten, doch sind nur wenige ihrer älteren Lieder auf uns gekommen. Eine angebliche Sammlung wiedergefundener Lieder des keltischen Barden Ossian in einer Uebersetzung durch den schottischen Gelehrten Macpherson (1765) bekannt gemacht, erregte damals ungeheures Aufsehen in ganz Europa. Ossian

*) Der Name Barden ist unrichtig auf die deutschen Sänger übertragen worden.

war nach alten Sagen ein Barde des 3. Jahrhunderts, Sohn des Königs Fingal, blind wie Homer. Man bewunderte diese Ossian'sche sanfte, melancholische, traumhafte Nebelpoesie, man bedachte nicht, daß wahre Volkslieder viel schlichter und einfacher sein müßten, man ging so weit, den Ossian Homer gleich zu stellen, man übersetzte ihn schnell in alle europäischen Sprachen, — endlich ward offenbar, daß dieser herrliche Ossian nur ein gelehrter Betrug und Macphersons eigene Schöpfung sei. Uebrigens war der Beifall, welchen die Gedichte erhielten, obwohl übertrieben, doch nicht unverdient, denn Macpherson hatte es verstanden, empfindsame Seelen durch den Zauber einer sanft-elegischen, überschwänglichen Poesie zu entzücken.

Anmerk. Eine Menge deutscher Uebersetzungen von — Denis, Petersen, Ahlwardt, Böttger (1847) u. A.

1. Darthula's Grabgesang.

Mädchen von Kola, du schläfst!
Um dich schweigen die blauen Ströme Selma's!
Sie trauern um dich, den letzten Zweig
Von Thrutils Stamm!
Wann erstehst du wieder in deiner Schöne?
Schönste der Mädchen in Erin!
Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
Dein Morgenroth ist ferne!
Nimmer, o nimmer kommt dir die Sonne
Weckend an deine Ruhestätte: „Wach' auf!
Wach' auf, Darthula!
Frühling ist draußen,
Die Lüfte säuseln,
Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,
Wie die Blumen! im Hain wallt sprießendes Laub!"
Auf immer, auf immer, so weiche denn, Sonne,
Dem Mädchen von Kola, sie schläft.
Nie ersteht sie wieder in ihrer Schöne!
Nie siehst du sie lieblich wandeln mehr.

2. Lied Alpins.

Meine Thräne gilt den Todten,
Meine Stimme den Verschied'nen!
Schlank bist auf den Höh'n du, Ryno,
Schönster von der Haide Söhnen,
Doch wie Morar wirst du fallen;
Trauer wird dein Grab umschweben
Und kein Hügel wird dich kennen,
Ungespannt dein Bogen liegen
Müßig in der Halle!
Flüchtig warst du, wie ein Reh,
Furchtbar wie ein Feuerschein,
Einem Sturme glich dein Grimm!
Und dein Schwert im Schlachtgefilde
War ein wildes Wetterleuchten,
Deine Stimm', ein Strom nach Regen,
War der Donner ferner Hügel.
Manche sanken deinem Arme,
Deines Zornes Glut verzehrt' sie,
Doch wenn du vom Kampfe kehrtest,
Glänzte friedlich deine Stirn.
Dein Gesicht war gleich der Sonne
Nach dem Regen; gleich dem Monde
In der schweigend stillen Nacht!
Ruhig, wie des Meeres Busen,
Wenn der laute Wind vertobt!
Eng' ist deine Wohnung jetzt,
Düster deine Ruhestätte,
Und dein Grab mißt kaum drei Schritte,
Du, der einst so groß du war'st.
Nur vier Steine moos'gen Hauptes
Sind dein einzig Denkmal noch!
Ein fast ganz entlaubter Baum nur,
Langes Gras im Winde flüsternd,
Zeigen noch des Jägers Auge
Des so mächt'gen Morar's Grab.
Wahrlich, tief sankst du, o Morar!

Keine Mutter klagt um dich mehr,
Keiner Jungfrau Mitleidsthräne!
Todt ist sie, die dich geboren,
Morven's Tochter ist gefallen!

Wer ist jener dort am Stabe,
Dessen Haupt vor Alter weiß,
Dessen Auge roth von Thränen,
Der bei jedem Schritte wankt?
Ach dein Vater ist es, Morar,
Vater nur des einz'gen Sohnes;
Er vernahm den Ruhm des Sohnes —
Und von seiner Wunde Nichts?
Wein! o Vater Morar's, weine!
Denn dein Sohn, er hört dich nicht!

Tief ist ja der Todten Schlummer,
Und ihr Bett vom Staube niedrig.
Nimmer hört er deine Stimme,
Nicht erweckt ihn je dein Ruf!
O wann wird's im Grabe Morgen,
Der den Schläfer wachen heißt?
Lebe wohl, du tapf'rer Krieger,
Sieger in dem Felde du!
Doch das Schlachtfeld sieht dich nimmer,
Nimmer wird des Waldes Dunkel
Deines Stahles Glanz erleuchten!
Deinen Sohn hast du verlassen,
Doch im Liede lebt dein Name,
Hören soll von dir die Nachwelt,
Hören einst, wie Morar fiel.

Angelsächsische Poesie. Cädmon. Beowulf.

§. 3. Das Christenthum ging von den besiegten Briten zu den deutschen Siegern über und brachte Sitte und Bildung bei ihnen in Flor. Wie in Deutschland zerfällt auch hier die älteste Poesie in geistliche und weltliche. Als Vater der geistlichen Dichtung erscheint um 600 n. Chr. der Benediktinermönch **Cädmon**. Wunderbar klingt die Erzählung von der Berufung desselben zum Dichter. Er war Diener in einem Kloster, einfältig und ungelehrt; nur heilige Lieder waren seine Lust, aber er war nicht im Stande, sie selbst zu singen, oder seinen eignen Gefühlen einen Ausdruck zu geben. Betrübt darüber wirft er sich eines Abends auf seine Ruhestätte. Da erscheint ihm ein Fremdling im Traume und befiehlt ihm, sogleich den Anfang der Schöpfung aller Dinge zu besingen. Cädmon gehorcht im Traume; leicht strömen ihm Verse über die Lippen. Beim Erwachen erinnert er sich derselben und wiederholt sie vertrauensvoll. Von nun an war ihm die Gabe des Gesanges verliehen. Seine erhaltenen Poesieen sind die ältesten Denkmale angelsächsischer Dichtung. Sie erzählen Geschichten des alten und neuen Testamentes in einfacher, feierlicher Sprache. Dabei herrscht, wie in einigen unserer altdeutschen Schriftwerke, die Alliteration.

Die bedeutendste weltliche oder volksthümliche Dichtung aus dieser Zeit ist das große Epos **Beowulf** aus dem 8. Jahrhundert. In 6000 Zeilen werden die romantischen Thaten des Helden Beowulf gefeiert, eines dänischen Prinzen, welcher im ersten Theil unter verschiedenen Abenteuern einen Menschenfresser erschlägt, im zweiten sein Leben bei dem Kampfe mit einem furchtbaren Drachen opfert.

Großes Verdienst um die Bildung der Angelsachsen erwarb der

unvergleichliche König **Alfred der Große** (um 900). Er war gleich groß als Christ und Regent, als Gesetzgeber und Krieger, und — was für jene barbarische Zeit viel sagen will — als hochgebildeter Mann, der die Werke der Alten las und übersetzte und sein Volk durch christliche Bildung zu veredeln suchte.

Anmerk. „Beowulf" stabreimend übersetzt von L. Ettmüller (1840).

Altenglische Poesie. Volksballaden. Minstrels.

§. 4. Die Normannen, welche unter Wilhelm dem Eroberer (1066) ihre Herrschaft in England begründeten, suchten die angelsächsische Sprache ganz zu verdrängen und das Nord-Französische an ihre Stelle zu setzen. Allein das Volk hielt beharrlich an seiner Sprache fest und so erlangte das Französische zwar großen Einfluß, doch blieb das Germanische Hauptbestandtheil der nun entstehenden Mischsprache des **Englischen**. Mit der französischen Herrschaft drang auch französische Bildung ein, so entstanden namentlich Rittergedichte nach französischen Mustern aus den Sagenkreisen von Karl dem Großen, vom heiligen Gral u. s. w. Wichtiger als diese waren die in Nordengland einheimischen **Volkslieder** oder **Volksballaden**, Erzählungen ritterlicher Abenteuer, auch Räubergeschichten (wie von dem Wilddieb Robin Hood), in frischer, einfältiger, kernhafter Sprache. Die Sänger, welche diese Lieder unter Begleitung der Harfe vortrugen, wurden **Minstrels** genannt.

Anmerk. Die altenglischen Volksballaden fanden in Deutschland großen Beifall und fleißige Uebersetzer, wie Herder, Talvj, Wolff, Dönniges u. A.

1. Aus der „Chevy-Jagd."

Der Engländer Bogen waren gespannt,
Ihr Herz war tapfer genug;
Der Schuß, den erst sie schossen ab,
Wohl vierzehn Schotten er schlug.

Bei'n Schotten war Graf Duglas,
Ein Feldherr tapfer gnug;
Bei Gott! und zeigt's wohl überall,
Wo er Weh' und Wunden schlug.

Der Duglas, wie ein Feldherr stolz,
Theilt dreifach ab sein Heer;
Sie brachen hinein an jeder Seit'
Mit mächt'gem Lanzenspeer.

Durch unser englisch Schützenvolk
Gab's manche Wunde tief;
Manch' wackrer Mann zum Tode sank,
Der wohl nicht Freude rief.

Engländer ließen die Bogen sein,
Und zogen ihr Schwert, das glitzt.
Ein graus Gesicht war's anzuschau'n,
Wie's auf die Helme blitzt.

Durch reichen Helm und Panzer hart
Es schneidig hieb und drang;
Wohl mancher, der war keck und kühn,
Zu ihren Füßen sank.

Auf's letzt der Duglas und Percy,
Zusammentrafen hart,
Sie hieben frisch mit Mailandstahl,
Daß beiden heiß es ward.

Die zwei, sie waren die Männer recht,
Wie Schlossen auf Schlossen es gab!
Bis Blut aus ihren Helmen sprang,
Als regnet's Blut herab.

Halt ein, du, Percy, Duglas sprach:
Ich bring' dich, nimm mein Wort!
Zum König James in Schottland,
Mit Grafenwürde dort.

Sollst deine Lösung haben frei,
Ich rath' dir, nimm es an.
Denn unter allen, die ich bezwang,
Bist du der bravste Mann."

„Nein, nimmer, sagte Lord Percy,
Mein erstes Wort dir's war,
Daß nie ich weiche einem Mann,
Den je ein Weib gebar."

Mit dem, da kam ein Pfeil so schnell
Von starken Schützen Einem;
Er hat getroffen den Grafen Duglas
In's Brustbein tief hinein.

Durch Leber und durch Lungen beid'
Der scharfe Pfeil ihm drang,
Daß nimmer er mehr als dies Wort sprach
Sein ganzes Leben lang:
„Fecht't zu, fecht't zu, meine wackre Leut',
Mein Leben, es ist vergangen!"

Der Percy lehnt sich auf sein Schwert
Und sah, wie Duglas blich:
Er nahm den Todten bei der Hand,
Sprach: „Mir ist weh um dich!

Dein Leben zu retten, ich auf drei Jahr
Wollt' theilen gern mein Land:
Denn bessern Mann von Hand und Herz
Hat nicht ganz Nord-England."

Von Allen sah's ein schottischer Ritter,
Herr Montgomri hieß er;
Er sah den Duglas sinken,
Und griff zum starken Speer.

Er jagt hinan auf einem Korsar
Durch hundert Schützen hin:
Er stand nicht still und säumte nicht,
Bis er kam zu Lord Percy.

Er setzt hinan auf Lord Percy
Einen Stoß, der war so schwer,
Mit sicherm Speer von starkem Baum
Percy durchbohrte er.

Am andern End', daß ein Mensch konnte
sehn
Ein' Elle lang den Speer:
Zwei bess're Männer, als sanken hier,
Hatt' nirgend ein Land nicht mehr.

2. Barthrams Grablied.

Sie schossen ihn todt am Neunsteinberg,
Wo das Kreuz steht neben der Brück',
Und sie ließen ihn liegen in seinem Blut,
Mit der Kugel im Genick.

Sie machten von Zweigen eine Bahr',
Von der grauen Esp' am Hag;
Und sie trugen ihn still zur Frauenkapell'
Und sie wachten den ganzen Tag.

Eine Dame kam zur Frauenkapell';
Sie zerriß ihr prächtig Kleid,
Sie zerriß ihr lieb lang gelbes Haar
Und kniet' an Barthram's Seit'.

Sie wusch ihn in der Jungfrau Quell,
Seine Wunden wusch sie klar;
Und sie flocht einen Kranz für seine Brust,
Einen Kranz auch für sein Haar.

Sie thaten ihn in ein schneeweiß Tuch
Und sie trugen ihn zur Stell'
Und die grauen Mönche sangen die Mess',
Als sie ließen die Kapell'.

Sie begruben ihn um Mitternacht,
Als der Thau still fiel und kalt,
Als der Espe Blatt zu zittern vergaß
Und der Nebel zog geballt.

Sie gruben sein Grab einen Fuß nur tief,
Wo die Quelle plätschert laut,
Und sie deckten ihn zu mit Haideblüth',
Mit Moos und Farrenkraut.

Ein grauer Bruder stand am Grab
Mit Fleh'n und mit Gebet
Und ein Mönch wird singen für
Barthram's Seel',
So lange das Steinkreuz steht.

3. Lez-Breiz.

1.

Gegen Lorgnez einst Lez=Breiz, der Held,
Gewaltigen Streit erhub im Feld.
Gott geb' den Sieg in Bretagner Hand
Und gute Mähre für unser Land!
Herr Lez=Breiz, also berichtet die Sag',
Zum Knappen er sprach an diesem Tag:
Steh auf, steh auf, o mein Knappe klein,
Und nimm mein Schwert und putze mir's fein!
Helm, Schild und Lanze putze mir gut,
Ich röthe sie heut mit Frankenblut.
Mit Gottes Hilfe, mit Armes Kraft
Noch heute sein sie hinweggerafft. —
„Mein lieber Herr, mir saget, ich bitt',
Nehmt ihr nicht auch in's Gefecht mich mit?" —
Was spräche dein Mütterlein dazu,
Kämst nicht mehr zurück vom Dorfe du!
Wenn auf die Erde fließt dein Blut,
Wer ihrem Kummer dann Einhalt thut?
„Um Gott, mein Herr, wenn ihr liebet mich,
So laßt zur Schlacht ihr mich sicherlich,
Ich fürchte nie der Franzosen Zahl,
Mein Herz ist hart und gar scharf mein Stahl,
Wer immer will, mag dawider stehn,
Wo ihr hingeht, will auch ich hingehn.
Wo ihr hingeht, da halt ich Schritt,
Und wo ihr kämpfet, da kämpf' ich mit!"

2.

Herr Lez=Breiz zog zum Kampf hinab,
Ihm folgte allein sein kleiner Knapp'.
Sanct Anna von Armor's Kirchelein
Da ging zu beten er fromm hinein.
Heil'ge Frau Anna, gebenedeit,
Sehr jung ich einst euch zuerst mich weiht'.
Ich noch nicht zählte zwanzig Jahr',
Schon zwanzigmal in der Schlacht ich war.
Wir siegten All' in jedem Streit
Durch euch, o Jungfrau gebenedeit.
Kehr' ich, wie immer nach Haus zurück,
Gebt ihr mir, o heilige Anna, Glück,
Euch eine Wachsschnur dann dar ich bring',
Die dreimal eure Mau'r umschling,
Die dreimal eure Kirch' umzeucht,
Und dreimal um euren Kirchhof reicht,
Und dreimal gehn soll um euer Land,
Sobald ich mich hab' zurückgewandt,
Eine sammtne Fahne mit Atlas fein
An einer Stange von Elfenbein,
Und sieben Glocken von Silber noch,
Die Tag und Nacht ob euch läuten hoch;
Und dreimal will ich auf meinen Knien
Zum Quell mit eurem Weihkessel hin. —
„Ritter Lez=Breiz, in die Schlacht hinein!
Mit meiner Macht will ich bei dir sein!"

3.

Da kommt Lez=Breiz und mit ihm sein Heer,
In eisernen Panzern alle schwer;
Er reitet ein klein weiß Eselein,
Mit hanfenem Halfter er lenkt es fein.
Ihn selbst geleitet nur ein Knappe klein,
Er soll ein schrecklicher Mann wohl sein.
„Sieh da! Lorgnez der schreitet ein
Und mit ihm naht ein gar zahlreich Heer.
Hinter ihm ein Heer gar groß zu sehn,
Zehn und noch zehn und wiederum zehn.
Schon ziehn sie hin zum Kastanienwald,
Wir mögen uns schwer jetzt wehren bald!"
Du magst wohl sehen, wie groß ihre Zahl,
Sobald sie gekostet meinen Stahl.
Schlag' an mein Schwert nur dein Schwert! jetzt hin!
Der Feindesschaar wir entgegenziehn.

4.

„Ei glücklicher Tag, Ritter Lez=Breiz!" —
Ei glücklicher Tag, Ritter Lorgnez! —
„Ich komme, zu nehmen das Leben dir,
Der König hat es befohlen mir." —
Sag' deinem König nur an von mir,
Ich spotte sein und ich trotze dir.

Ich spotte dein, wie ich spotte sein,
Trotz deinem Schwert und dem Heere dein.
Geh' heim nach Paris zu schönen Frau'n
Und laß in vergoldetem Kleid dich schau'n,
Sonst mach' ich so kalt dein Blut zumal
Wie Stein oder wie ein Stückchen Stahl. —
„Ritter Lez-Breiz, sag' mir an wohl bald,
Wie kamst du zur Welt? in welchem Wald?
Der letzte Knecht in dem Heere mein,
Der schlüg' den Helm dir vom Haupte dein!" —
Lez-Breiz, da der Feind so trotzig sprach,
Das Schwert er zog aus der Scheide jach:
Wenn du meinen Vater nicht kanntest schon,
So zeig' ich dir doch, wer ist der Sohn!

5.

„Wie rennt ihr im Wald! Eil' habt ihr wohl?
Eure Wehr ist Staubs und Blutes voll;
Kommt, wascht euch in meiner Siedelei." —
Mein Vater, sagt, wo ein Brunnen sei.
Für meinen Herrn such' ich einen Trank,
Der müd' vom Kampf darnieder sank
Auf dreizehn Feinden im Blute roth;
Zuerst war der Ritter Lorgnez todt.
Ich hab' erschlagen die gleiche Zahl,
Die Andern nahmen die Flucht zumal.

6.

Nicht gut bretagnisch im Herzen war,
Wer da nicht herzlich gelacht fürwahr!
Zu schau'n das Gras von dem Blut so roth
Und die verfluchten Franzosen todt;
Herrn Lez-Breiz zu sehn da sitzen traun
Und sich ergötzen, sie anzuschau'n.
Man hat dazu dies Lied gemacht,
Daß stets man gedenke dieser Schlacht,
Daß die Bretagner es singen wohl
Und daß man Herrn Lez-Breiz ehren soll.
So soll man es singen in der Rund',
Im ganzen Land soll es werden kund!

Chaucer.

§. 5. **Als Vater der englischen Poesie wird gewöhnlich Geoffrey Chaucer angesehen (geb. zu London 1328). Er war ein Günstling des Hofes und keineswegs von uneigennützigem, reinem Charakter. Als Anhänger Wicliffe's zog er in seinen Dichtungen mit Spott und Hohn gegen die Kirche zu Felde. Vorbilder in frivoler, leichtfertiger Erzählung waren ihm Boccaccio und die französischen Troubadours. Er ist somit kein originaler Dichter, am allerwenigsten Englands Homer, wie ihn neuerdings englischer Hochmuth genannt hat. Sein berühmtestes Werk sind die Canterbury-Erzählungen (The Canterbury Tales), eine Reihe unabhängiger, durch einen sinnreichen Plan verbundener Geschichten. Eine Gesellschaft von Pilgern, unter welchen Chaucer selbst, wallfahrtet nach Canterbury zum Grabe Thomas Becket's. In Southwark kehren sie in einem Wirthshaus ein und vereinigen sich, einander Geschichten zu erzählen, jede Person zwei, die eine auf der Hin-, die andere auf der Herreise. Die Gesellschaft der Pilger bildet ein wahres Inventar der damaligen englischen Gesellschaft: Ritter, Mönche, Kauf- und Schiffsleute, Oxforder Theologen, Krämer, Zimmermann, Teppichmacher, Koch,**

Müller u. s. w. Die Erzählungen sind sehr verschieden, die Volksschwänke oft höchst plump und gemein. Das ganze Werk hat einen Umfang von 17000 Zeilen.

More. Surrey. Spenser.

§. 6. Das englische Mittelalter ist arm an guten Zeugnissen der Poesie. Erst seit dem Wiedererwachen der altclassischen Literatur regten sich auch in England kräftige Geister. Unter den ersten glänzt der berühmte Großkanzler Heinrichs VIII., **Thomas More** oder Morus. Er war Meister in aller Wissenschaft, gewandt in Staatsgeschäften, vor allem aber rechtschaffen und seinem Glauben als Katholik offen zugethan. Als Heinrich VIII., von böser Lust getrieben, seine Ehescheidung durchsetzen wollte, suchte er seinen Kanzler als einen Mann von hohem Ansehen durch Bitten, Befehle, Drohungen zu gewinnen. More hielt des Königs Vorhaben für gewissenlos, legte alle seine Aemter nieder und zog sich in die Armuth des Privatlebens zurück. Darnach wurde er 13 Monate lang im Kerker festgehalten; als er dennoch standhaft blieb, insbesondere wider des Königs angemaßte Oberherrlichkeit über die Kirche protestirte, wurde er ohne Proceß 1535 enthauptet. More hat durch seine Schriften sehr viel zur Ausbildung der englischen Sprache beigetragen. Er war der erste gute Schriftsteller in Prosa. Sein kindlich heiterer, liebenswürdiger Charakter tritt besonders in seinen Privatbriefen hervor. Als Probe folgt ein solcher Brief an seine Kinder.

Thomas Moore sendet Gruß seinen sehrgeliebten Kindern und Margarethen, welche er unter die seinigen zählet.

Der Kaufmann von Bristow hat mir Eure Briefe Tages darauf, nachdem er sie von Euch empfangen, überbracht, an welchen ich mich über die Maßen ergötzt habe. Denn es kann nichts aus dieser Eurer Werkstatt kommen, ob es schon noch so roh, noch so schlecht gefeilt wäre, daß es mir nicht mehr Ergötzen schaffte, denn weß' Anderer Werke, ob sie schon noch so beredt wären: reget doch Euer Schreiben meine Liebe wider Euch auf. Das aber bei Seite, so mögen Eure Briefe auch gar wohl gefallen um ihres eigenen Werthes, als da sie voll sind von feinem Witze und von einer reinen lateinischen Rede: darum haben sie mich allesammt über die Maßen erfreuet. Daß ich Euch aber aufrichtiglich sage, was ich denke: am besten gefiel mir meines Sohnes Johann Brief, Beides, weil er länger war, denn die andern, als auch, weil er sich mehr Mühe genommen zu haben schien, denn die übrigen. Denn er führet nicht allein schicklich seinen Stoff aus und redet fein, sondern er scherzet auch anmuthiglich mit mir und gibt mir, schier witzig, meine Scherze zurück: und solches thut er nicht allein anmuthiglich, sondern dazu mit Maßen; da er denn zeiget, daß er achtsam ist, mit wem er scherzet, nämlich mit seinem Vater, welchen er also zu ergötzen versuchte, daß er auch sorgete, ihn nicht zu beleidigen.

Darnach erwarte ich alle Tage Briefe von einem Jeglichen unter Euch: auch werde ich nicht solche Entschuldigungen annehmen, als worüber Ihr klaget; daß Ihr nicht Muße hättet, oder daß der Bote zu rasch abgegangen, oder daß Ihr keinen Stoff hättet zum Schreiben. Johann ist nicht gewöhnt, dergleichen etwas anzuführen. Nichts kann Euch hindern zu schreiben; aber Mancherlei mag Euch dazu ermahnen. Wie möget Ihr auf den Boten die Schuld schieben, so Ihr doch seinem Kommen zuvorthun möget, und sie fertig machen und siegeln zween Tage, bevor sich Jemand erbietet, sie mitzunehmen? und wie könnt Ihr des Stoffes an mich zu schreiben mangeln, der ich fröhlich bin zu hören, sowohl von Euren Studien, wie von Eurem Spiel, den Ihr selbst dann über die Maßen erfreuen möget, wenn Ihr, so Ihr nichts zu schreiben habt, so ausführlich als Ihr könnt von diesem Nichts schreibet, als welches Nichts leichter für Euch ist.

Das aber ermahne ich Euch zu thun, daß, ob Ihr von ernsten Dingen schreibet oder von Narreteien, Ihr mit Fleiß und Ueberlegung und mit Vorbedacht schreibet. Auch wird es nicht verkehrt sein, wenn Ihr es zuvor englisch aufsetzet, denn alsbald mag es leichter in's Latein übertragen werden, weil nun der Geist, frei vom Erfinden, passende und beredte Worte zu finden aufmerksam ist. Und, wiewohl ich dies in Eure Wahl stelle, ob Ihr so thun wollet oder nicht, so weise ich Euch doch an auf alle Fälle, daß Ihr mit Fleiß prüfet, was Ihr geschrieben habt, bevor Ihr es zum anderen Mal umschreibet; zuvörderst aufmerksam die ganze Sentenz überlegend und darnach jeden Theil davon prüfend, wodurch Ihr denn leicht ausfinden möget, ob Euch welche veraltete Redensarten entschlüpfet sind; sind die dann ausgemerzet und ist Euer Brief in's Reine geschrieben, so lasset es Euch nicht leid sein, ihn abermals durchzunehmen; denn manchmal schleichen bei'm zweiten Schreiben dieselben Fehler wieder ein, die Ihr zuvor ausgestrichen hattet. Durch solchen Euren Fleiß werdet Ihr schaffen, daß diese Eure Narreteidinge ernste Dinge scheinen werden. Denn wie nichts so anmuthig ist, daß es nicht durch eitel Schwatzen unschmackhaft gemacht werden könnte, so ist nichts von Natur so ungefällig, daß es nicht durch Fleiß voll Anmuth und Gefälligkeit könnte gemacht werden.

Lebet wohl, meine theuersten Kinder.

Das gleiche Schicksal mit More, als schuldloses Opfer Heinrichs VIII. zu fallen, theilte der Graf von **Surrey**, indem er auf Grund eines Verdachtes 1547 enthauptet wurde. Er ist seit Chaucer wieder der erste bedeutende englische Dichter, ausgezeichnet durch wohlklingende, zarte Lieder, in welchen er Geraldine, die Tochter des Grafen von Kildare, verherrlicht. Seine Sonette erinnern an die von Petrarca zu Ehren Laura's.

Gleich Surrey bildete sich **Edmund Spenser** (geb. 1553) nach italienischen Mustern; insbesondere wurde Ariost's Roland Vorbild für sein großes, jedoch unvollendetes, allegorisches Heldengedicht: **Die Feenkönigin** (The Fairy Queen), das sich jedoch von Ariost's Roland etwa so unterscheidet, wie der ernste, tiefsinnige Engländer von dem lebenslustigen, heitern Italiener. Der Held des Gedichtes ist der britische König Arthur; er erscheint in eine Wolke von Allegorie gehüllt. So ist Gloriana, die Feenkönigin, Arthus Verehrte, ein Sinnbild des tugendhaften

Rufes, zugleich aber auch der Königin Elisabeth, welche sich nur allzu gern von den Dichtern beräuchert und vergöttert sah. Auch alle übrigen Personen des Gedichtes sind Allegorien, alle Ereignisse stellen moralische Wahrheiten vor. Uebrigens läßt sich das Gedicht recht gut mit Interesse lesen, auch wenn man dem verborgenen Sinn nicht nachspürt; die Abenteuer sind lebendig erzählt, die Schilderungen reich und malerisch, die Darstellung oft von ergreifender Wirkung, wovon selbst die nachfolgende kleine Probe überzeugen kann.

Una, ihren Ritter suchend.

Doch sie, die treuste Dame: kummervoll,
Verlassen jetzt und einsam irrt die Maid,
Wohin kein Ruf von Menschenstimmen scholl,
Durch grause Wildniß und auf öder Haid!
Den Ritter sucht ihr Herz in bangem Leid,
Der sie verließ, durch jenen Trug bestrickt,
Gesponnen von des Zaub'rers schlimmem Neid.
Doch, ach! wohin durch Wüst' und Wald sie blickt,
Kein Bote wird erspäht, den frohe Kunde schickt.

So schweifend auf dem ungebahnten Pfad
Steigt sie herab einst von dem müden Thier;
In kühlem Schatten, wo kein Lauscher naht,
Streckt sie den holden Leib ins Grüne hier,
Vom schönen Haupt löst sie des Schleiers Zier,
Die Hülle, — eines Engels Angesicht,
Es leuchtet wie des Himmels Auge schier,
Daß Sonnenglanz durch jenen Schatten bricht;
Nie sah ein sterblich Aug' so himmlisch holdes Licht.

Da, jählings aus des Waldes dunkelm Schooß,
Springt wild hervor ein Leu in grimmer Wuth
Grad' auf die zarte Königstochter los,
Es lechzt das Ungethüm nach Mord und Blut,
Sein Rachen gähnt, das Auge rollt in Glut.
Doch als er nah' die Holde jetzt gewahrt,
Wie wandelt plötzlich sich der grause Muth,
Wie schmilzt zur Sanftmuth jetzt des Grimmen Art,
Die eben schnaubend sich in Blutesdurst gebahrt.

Der Jungfrau Füße küßt der starke Leu
Und leckt die Hände, zart und lilienrein,
Als ob er kundig ihrer Unschuld sei.
O wie kann Schönheit stärkster Sieger sein!
Vor Wahrheit ist der Trotz des Unrechts klein.

Und als sie jetzt den Ueberwund'nen schaut,
Der kaum erst drohte grimme Todespein,
Da klopft ihr Herz in süßer Regung laut,
Ihr Auge perlt gerührt, von Thränen überthaut.

Drama. William Shakspeare.

§. 7. Das englische Drama hat seinen Ursprung, wie das moderne Theater überhaupt, in den geistlichen Schauspielen des Mittelalters, die man in Spanien Autos, in Frankreich Moralités, in England Miracle plays, d. i. Wunderspiele, nannte. Weltliche Possen und Zwischenspiele fehlten nicht, bald gelangten diese zur Alleinherrschaft. Die Ausbildung des englischen Schauspiels ist vornämlich durch das Studium der alten Schauspieldichter, besonders des Plautus und Terenz, befördert worden; nur waren die Engländer nicht pedantische Nachahmer, wie die Franzosen, denn ihr Theater ist echt national und original, wie von den neueren nur noch das spanische. Den höchsten Aufschwung nahm es unter der Königin Elisabeth und Jakob I., welche sehr dafür eingenommen waren. Während ihrer Regierungszeit wurden in London 17 Schauspielhäuser errichtet. Diese Theater waren indessen in ihrer Einfachheit sehr verschieden von den unsrigen. Anfänglich hatten sie gar keine Decorationen. Die ganze Verzierung war eine Teppichbekleidung. Ein bloßer Vorhang trennte entfernte Gegenden. Ein vorgestelltes Brett mit Aufschrift zeigte den Ort der Handlung an. Oft blieben die Schauspieler während der Veränderungen ruhig stehen und kamen so auf die leichteste Art von einem Orte zum andern. Das Publikum nahm sich Freiheiten, welche der Einfalt der Bühne entsprachen. Die Logen für die vornehmere Welt standen mit der Bühne in unmittelbarer Verbindung. Die Inhaber dieser Plätze hatten das Recht, sich auf das Proscenium zu begeben. Hier saßen sie auf Stühlen oder lagen auf Binsenmatten und rauchten ihre Pfeife, während sich das Volk in den Zwischenacten die Zeit mit Karten, Nüsseknacken, Aletrinken und Tabakrauchen vertrieb. Diese Freiheit störte das Schauspiel nicht, sondern erhöhte zuweilen die poetische Stimmung, indem manches Witzwort, manche treffende Anspielung von den Schauspielern improvisirt werden konnte. Das Ganze hatte das Ansehen eines heitern und erfrischenden Spieles, während das moderne Theater mehr einem steifen diplomatischen Zirkel gleicht.

So war die englische Bühne beschaffen, für welche bereits in der Zeit vor Elisabeth Dichter von Geist und Geschick zahlreiche Stücke lieferten; allein ihre Namen wurden alle verdunkelt durch den Glanz eines einzigen, **William Shakspeare**. Von dem Leben dieses großen Geistes ist sehr wenig mit Zuverlässigkeit bekannt. Er wurde am 23. April 1564 zu Stratfort geboren. Auf der lateinischen Schule seiner Vaterstadt genoß er nothdürftigen Unterricht. Nach beendigten Schuljahren scheint er eine Zeit lang als Schreiber eines Advokaten gearbeitet zu

haben. Er war noch nicht 19 Jahre alt, als er sich vermählte. Entweder ein Mißverhältniß mit seiner Frau, oder, wie die Sage ging, ein in Gesellschaft lüderlicher Kameraden verübter Wilddiebstahl nöthigte ihn, den Aufenthalt in Stratford mit demjenigen in London zu vertauschen, wo er Schauspieler wurde. Später ward er selbst Mitunternehmer und Eigenthümer eines Theaters, erwarb sich als solcher ein beträchtliches Vermögen und zog sich in der letztern Zeit seines Lebens aus dem Glanze Londons in die ländliche Stille seiner Vaterstadt zurück. Shakspeare erlebte noch die Abnahme seines hohen Ruhmes durch die Bemühungen einer Partei, welcher er nicht gelehrt genug war, an deren Spitze Ben Jonson und Fletcher, zwei gleichfalls berühmte dramatische Dichter, standen. Er starb zu Stratford am 23. April — also seinem Geburtstage — im Jahre 1616. England hat sein Andenken durch ein Denkmal in der Westminsterabtei zu London geehrt.

Was Shakspeare als Dichter war, lehrt besser, als jede Lobeserhebung, die Lectüre seiner Werke. Er begann seine poetische Laufbahn mit einigen kleinern epischen Gedichten. Werthvoller als diese waren seine **Sonette**. Er hat sie gleichsam zur Erholung und Privatvergnügen für gute Freunde gedichtet. Mit welchem Stücke Shakspeare zuerst als dramatischer Dichter aufgetreten, ist unentschieden. Eben so wenig ist der Streit über die Echtheit oder Unechtheit einiger seiner Dramen geschlichtet. Hier sollen alle ihm einstimmig zugeschriebenen Stücke genannt, die bedeutendsten aber nach der Zeitfolge ihrer Abfassung näher betrachtet werden.*)

Die Komödie der **Irrungen** ist das einzige Beispiel der Entlehnung eines Stoffes aus den Alten. Das Stück ist, wie bereits oben erwähnt wurde, nach den „Zwillingsbrüdern" des Plautus gedichtet. Die Doppelgängerei der an Gestalt und Sinnesart auffallend ähnlichen Brüder gibt Anlaß zu den ergötzlichsten Mißverständnissen und höchst komischen Verlegenheiten. — Die drei nacheinander verfaßten Lustspiele: Verlorne Liebesmüh — die beiden Veroneser — Ende gut, Alles gut sind romantische Stücke nach italienischen Ritternovellen bearbeitet. Auch das Trauerspiel **Romeo und Julia** beruht auf einer italienischen Geschichte. Montague und Capulet waren Häupter zweier adeligen Familien in Verona, die mit einander befehdet waren. Der Haß ging auf alle Verwandte und Diener über. Romeo, Sohn des Grafen Montague begibt sich verkleidet auf einen Maskenball der Capulets. Hier lernt er Julia, die einzige Tochter des Hauses kennen

---

*) Die Zeitfolge nach Ulrici II, 760.

und gewinnt ihre Liebe. Der Familienhaß steht einer Verbindung entgegen; daher denkt Romeo an heimliche Trauung und bespricht sich deßwegen mit dem Franziskanerpater Lorenzo. Inzwischen wird Romeo's Freund Mercutio von einem Verwandten der Capulets erstochen, fällt aber wieder von Romeo's Hand, der sich darauf flüchten muß und anfangs bei Lorenzo verborgen hält. Julia soll nun zu einer Heirath mit dem Grafen Paris gezwungen werden. Diesem Schicksale zu entgehen, nimmt sie auf den Rath Lorenzo's einen Schlaftrunk, der sie auf zwei Tage in einen Zustand des Scheintodes versetzen soll, bis Romeo durch Lorenzo benachrichtigt zu ihrer Befreiung erschiene. So wird sie als todt Geglaubte auf einer Bahre in die Familiengruft getragen. Indessen hat Romeo von Julia's Tod gehört, ohne Lorenzo's Brief, der ihn aufklären sollte, erhalten zu haben. Er eilt nach Verona, bricht in die Gruft ein, wo Julia noch im Scheintode liegt, ersticht den ihm begegnenden Paris, nimmt verzweifelt Gift und stirbt. Als Julia bald darauf aus ihrem Scheintode erwacht, findet sie mit Entsetzen den Gemahl todt an ihrer Seite und endet ihr Leben mit einem Dolchstich. Hierauf erscheinen die Capulets und Montagues, erfahren den ganzen Hergang von Lorenzo und schließen zu spät am Grabe der Geopferten Frieden.

Die Dramen Richard III. und Richard II. eröffnen die Reihe der aus der englischen Geschichte gewählten Stoffe, welche (nach Schlegels Urtheil) zusammen gleichsam ein großartiges historisches Epos in dramatischer Form ausmachen. Den Dramen **König Heinrich IV.**, erster und zweiter Theil, liegt das Leben Heinrichs V. und seines Vaters Heinrich IV. zu Grunde. Heinrich V. war bekanntlich ein Fürst von großer Tapferkeit und Kühnheit, gerechter Strenge und herablassender Leutseligkeit. In seiner Jugend hatte er sich einer höchst ungebundenen Lebensweise überlassen, und lüderliche Gesellen, wenn sie nur durch Witz und Muthwillen Lachen erregten, zu seinen besten Freunden erwählt. Aber mit seiner Thronbesteigung war er wie umgestaltet. Dieser Charakter ist von Shakspeare vortrefflich dargestellt worden. — Es folgen die Lustspiele: Zähmung einer Widerspenstigen (Taming of the Shrew) und **der Kaufmann von Venedig**, ein wahres Meisterstück sinnreicher Kunst und Charakteristik. Porzia, die schöne und kluge Tochter eines reichen Venezianers, war nach dem Testamente ihres Vaters demjenigen bestimmt, welcher von drei Kästchen mit räthselhaftem Inhalte dasjenige, worin ihr Bild enthalten, auswählen würde. Unter vielen Freiern meldet sich auch der Cavalier Bassanio, der die richtige Wahl trifft und Porzia's Gemahl wird. Er hatte aber, um sich zur Brautwerbung zu rüsten, bei dem Juden und Wucherer Shylock eine Summe

aufgenommen, wofür sein edler Freund, der Kaufmann Antonio, sich in der Art verbürgt hatte, daß ihm der Jude, falls das Geld nicht in 3 Monaten am bestimmten Tage zurückbezahlt würde, ein Pfund Fleisch vom Leibe ausschneiden dürfte. Allerlei unvorhergesehene Zufälle hindern Antonio zu zahlen; gute Freunde, auch Porzia, wollen für Antonio zahlen, allein der Jude, erbittert durch die Flucht seiner Tochter Jessica mit einem Christen, schlägt das Geld aus und fordert Erfüllung der festgesetzten Bedingung. Die Sache kommt vor's Gericht, schon bereitet sich die Scene vor, wo Shylock Antonio ein Pfund Fleisch ausschneiden soll — da erscheint Porzia verkleidet unter dem Namen eines berühmten Advokaten aus Padua und rettet Antonio durch eine geschickte Auslegung des Vertrages.

Eine von jugendlicher Lust übersprudelnde, höchst phantastische Dichtung ist der **Sommernachtstraum**, worin eine wunderbare Geisterwelt im Spiele mit den Leidenschaften der Menschen erscheint. Oberon, König der Elfen, weiß mittelst seiner Zaubermacht nicht nur seine eigene Gemahlin, die Elfenkönigin Titania, zu necken, sondern auch allerhand possenhafte Verwicklungen und Abenteuer in der Menschenwelt herbeizuführen.

Das großartigste und tiefste Werk Shakspeare's ist die Tragödie **Hamlet**, Prinz von Dänemark. Claudius, König von Dänemark, hat seinen Vorfahren, Hamlets Vater, heimlich ermordet und die Wittwe geehlicht. Der Geist des Vergifteten findet keine Ruhe, bis die Frevelthat gerächt ist. Er erscheint zuerst den Wachen auf der Festung Helsingör, alsdann dem Prinzen Hamlet, ihn zur Rache auffordernd. Hamlet hegte stets Verdacht auf den König, besonders war ihm die rasche Vermählung seiner Mutter ein Dorn im Auge. Seinen Schmerz um den Vater kann er nicht verbergen, aber ein Entschluß zur Rache kommt nur langsam zu Stande. Unter dem Scheine des Wahnsinns birgt er unterdessen seine Unruhe und seine Absichten. Der König aber sendet ihn mißtrauisch nach England mit der geheimen Veranstaltung, ihn dort umzubringen. Unterwegs von Seeräubern gefangen kehrt Hamlet, dem des Königs Anschlag auf sein Leben nicht verborgen geblieben, nach Dänemark zurück und eröffnet sein Herz dem Freunde Horazio. Schreckliches Geschick erwartet den Zurückgekehrten. Er hatte vor seiner Abreise den Polonius, Vater der von ihm angebeteten Ophelia getödtet, in der Meinung, es sei sein Onkel, der sich als Lauscher bei einer Unterredung Hamlets mit seiner Mutter verborgen hat. Dieses Unglück und Hamlets Wahnsinn beraubt Ophelia des Verstandes, so daß sie sich den Tod gibt. Ihr Bruder Laertes, so eben von Frankreich zurückgekehrt, springt in ihr offnes Grab; das Gleiche thut Hamlet, sie greifen sich heftig an

und werden nur mit Mühe getrennt. Der König reizt indessen den Laertes noch mehr gegen Hamlet auf und veranstaltet ein Kampfspiel, wobei sich Laertes eines vergifteten Schwertes bedient. Auch steht eine Schale vergifteten Weines bereit, den man dem Prinzen reichen will, wenn ihn das Schwert nicht tödten sollte. Der Kampf beginnt; Hamlet wird verwundet, entreißt aber dem Gegner das Schwert und tödtet ihn mit der eignen Waffe. Sterbend gesteht Laertes den Verrath und klagt den König an, worauf der Prinz auf diesen losstürzt und ihn gleichfalls tödtet. Unterdessen hat die Königin vom vergifteten Weine getrunken und ist todt niedergesunken. Auch Horazio, Hamlets Freund, will sich aus Verzweiflung tödten, allein Hamlet beschwört ihn, das Leben zu ertragen, um die Wahrheit dieses furchtbaren Geschickes zu berichten. — Es folgen nun die trefflichen Lustspiele: Was ihr wollt (What you will, or Twelfth night); Viel Lärmen um Nichts (Much ado about nothing), dann, mit Unterbrechung durch das geschichtliche Drama: Heinrich V., Wie es euch gefällt (As you like it), die lustigen Weiber von Windsor (Merry wives of Windsor); Maß für Maß (Measure for Measure). Eines der herrlichsten Trauerspiele mit den größten und wirksamsten Gegensätzen ist **König Lear**. Lear, König von England, beschließt, sein Reich unter seine drei Töchter Goneril, Regan, Cordelia zu theilen und diejenige zu bevorzugen, die ihn am meisten liebt. Goneril und Regan, boshaft und falsch, heucheln die größte Liebe und erhalten das ganze Reich, während die jüngste Tochter, Cordelia, ihre Liebe nicht in Worten auszudrücken vermag, daher von dem zürnenden Alten ohne Erbtheil verstoßen wird. Cordelia eilt zu ihrem Gemahl nach Frankreich. Auch der treue Kent, der den zornigen König besänftigen will, wird verstoßen. Indessen legen die älteren Töchter bald ihre wahre boshafte Gesinnung an den Tag, indem sie, ganz wider Vertrag, dem alten Vater standesgemäßen Unterhalt entziehen und endlich ganz und gar von sich stoßen. Diese gottlose Härte bringt den König zum Wahnsinn. Er verflucht Goneril und Regan und irret rastlos in Begleitung seines treuen Narren auf öden Haiden umher. Kent, den Lear einst ungerecht verstoßen hatte, sucht seinen alten unglücklichen Herrn auf, nachdem er zuvor Cordelia von der Lage der Dinge benachrichtigt hat. Diese erbittet von ihrem Gemahle, dem Könige von Frankreich, ein Heer, an dessen Spitze sie selbst für die Rechte ihres Vaters nach England zieht. Allein in der Schlacht werden Cordelia und Lear gefangen genommen. Cordelia wird auf Befehl Edmunds, des Günstlings der beiden gottlosen Schwestern, erhängt; Lear erscheint, die Todte in den Armen tragend und stirbt auf ihrer Leiche. Des Vaters Fluch geht in

Erfüllung. Regan ist von Goneril vergiftet worden, Goneril tödtet sich selbst. Ihr Gemahl Albany, der an den Grausamkeiten keine Mitschuld trägt, erhält die Herrschaft und verlangt Würde und Bürde mit Kent zu theilen. Unübertrefflich sind die Charaktere dieser Tragödie gezeichnet: der wahnsinnige Lear, der treue Kent, die gute, kindlich liebende Cordelia.

Die nun folgenden Trauerspiele: Julius Cäsar — Antonius und Cleopatra — Coriolan — enthalten bekannte Stoffe aus der alten Geschichte. Gleichfalls aus dem Alterthume geschöpft, obwohl ohne geschichtlichen Grund, sind die Dramen Troilus und Kressida und das letzte von Shakspeare's Werken: Timon von Athen. Zwischen diese beiden fallen noch: **Macbeth**, das furchtbar großartigste Trauerspiel, das seit den Eumeniden des Aeschylos gedichtet worden. Wie im „Lear" das Mitleiden, erreicht hier der Schrecken den höchsten Gipfel. Duncan war König von Schottland; Malcolm und Donalbain seine Söhne; Macbeth und Banquo Generale der königlichen Armee; Lenox, Macduff und Andere, Edelleute. Nach einem erfochtenen Siege kommt Duncan in Macbeths Schloß. Macbeth, von der Prophezeihung einer Hexe und dem Ehrgeize seiner Lady gespornt, ermordet den König und erschlägt darauf die Wächter, denen er den blutigen Dolch in die Hände gibt und so Verdacht auf diese hinlenkt. Als der Mord entdeckt wird, zeigt sich Macbeth in hohem Grade bestürzt; indessen fliehen Duncans Söhne aus Furcht vor gleichem Schicksal. Macbeth wird zum Könige ausgerufen; Banquo zu den Festlichkeiten eingeladen. Allein da die Hexen diesem prophezeiht haben, seine Nachkommen würden Schottlands Thron besitzen, beschließt Macbeth aus Furcht Banquo's Ermordung. Nun erscheint beim Festmahle Banquo's Geist; Macbeth weiß sich nicht vor seinen Gästen zu fassen, Lady Macbeth entläßt die Gäste, indem sie ihren Gemahl als geisteskrank hinstellt. Unterdessen ist der edle Macduff nach England entflohen, um mit Malcolm vereinigt ein Heer gegen Macbeth zu führen, der schändlich genug einstweilen Macduffs Weib und Kinder tödten ließ. Das Heer lagert nahe bei Dunsinane, dem festen Schlosse des Königs. Im Walde von Birnam haut jeder Soldat auf Befehl Malcolms einen Ast ab, welchen er vor sich her trägt. So wird ihre Zahl beschattet und verdeckt und zugleich die Prophezeihung der Hexen wahr, Macbeth habe nichts zu fürchten, „bis sich der Wald Birnams nach Dunsinane bewege." In der Schlacht treffen sich Macduff und Macbeth. Dieser wird besiegt, worauf Malcolm von dem Heere zum Könige ausgerufen wird. Lady Macbeth ist schon zuvor von Gewissensbissen bis zur Verzweiflung gebracht gestorben. — Nun folgen die phantasievoll-romantischen Stücke: Cymbeline — der Sturm — das Winter-

märchen (Winter's tale), herrliche Dichtungen, in welchen Shakspeare auf wundersame Weise Geister- und Menschenwelt verbindet und die Geheimnisse der Natur und des menschlichen Herzens mit dem Auge eines Sehers durchdringt. Dem Drama **König Johann** liegt die Geschichte zu Grunde, wie Johann den von Frankreich unterstützten Kronprätendenten Arthur, Sohn seines älteren Bruders, im Kriege gefangen nimmt und seinem Kämmerer Hubert mit dem Befehle übergibt, ihn zu tödten. Hubert gehorcht dem Befehle zwar nicht, weil ihn die Bitten des Knaben rühren, jedoch kommt dieser bei einem Fluchtversuche um's Leben, gerade in dem Augenblick, als die Großen Englands sich für ihn erhoben. — Die Tragödie **Othello** hat wieder den romantischen Boden Italiens zum Schauplatz. Der Mohr Othello, ein tapferer Krieger im Dienste Venedigs, gewinnt Herz und Hand Desdemona's. Die Vermählung geschieht indessen ohne Willen und Wissen des Vaters Brabantio, der den Mohren vor dem Senate der Zauberei anklagt. Othello vertheidigt sich und Desdemona bezeugt die Wahrheit seiner Aussage, daß sie zum Bunde mit ihm nicht gezwungen worden. Othello erhält nun den Auftrag, sich nach Cypern zu begeben, um wider die Türken zu kämpfen. Er läßt seine Gemahlin unter dem Schutze Jago's nachkommen, eines wahrhaft teuflischen Charakters, der es versteht, die Flamme der Eifersucht in Othello's Brust zu entzünden, und in diesem den Verdacht zu erwecken, Desdemona stehe in einem sträflichen Verhältnisse zu Cassio, einem Offiziere in Othello's Diensten. Der Mohr schenkt dem Verläumder Glauben und beschließt in rasch aufflammender Leidenschaft den Tod Desdemona's und Cassio's. Er beauftragt Jago, Cassio's Tod zu bewirken; Cassio wird von Jago verwundet, jedoch nicht tödtlich. Nun betheuert Emilia, Jago's Gattin, ihrer Herrin treu ergeben, die Unschuld Desdemona's, wofür sie von Jago erstochen wird, dieser wiederum von Othello, der sich alsdann selbst den Tod gibt. — Mit dem Drama Heinrich VIII. schließt die Reihe der aus Englands Geschichte entlehnten Stoffe; es folgt nur noch „Timon von Athen."

Shakspeare besitzt im reichsten Maße alle Eigenschaften eines ausgezeichneten Dichters; seine schönste Eigenschaft aber ist die Wahrheit. Völker und einzelne Menschen, Geschlechter und Stände, Reiche und Bettler, Weise und Narren, Alle sind so gestaltet, wie sie sein müssen. Ja, wenn die Geisterwelt eröffnet und Feen und Hexen, selbst Ungeheuer von dem Dichter geschildert werden, so überzeugt uns der Anblick dieser Wesen, so und nicht anders würden sie sein, wenn sie wirklich existirten. Ganz treu, ohne Verschönerung, ist das Weltgemälde, welches der Dichter aufstellt. Wir sehen da den Menschen in seiner tiefsten Er-

niedrigung mit einer nur zu herben Wahrheit und Deutlichkeit gezeichnet. Dabei schimmert aber in Shakspeare die Erinnerung an die vormalige Hoheit des Menschen überall hindurch und die Gemeinheit und Schlechtigkeit erscheint nur als eine Zerrüttung des ursprünglichen Zustandes.

Shakspeare's Vorzüge zu entwickeln, ist entweder ein ganzes Buch erforderlich, oder es reichen wenige Worte hin. An Kraft ein Heros, an Tiefblick ein Seher, an Unbefangenheit ein Kind, hat er mit gleicher Meisterschaft Natur, Menschenherz und Geisterwelt geschildert, alle Stufen der Darstellung durchlaufen, alle Mittel der Sprache erschöpft. Was die Mängel betrifft, welche die Splitterrichter der Kunst auch an ihm entdeckt haben, so sind sie im Grunde unbedeutend und fast nur dem Geschmacke seiner Zeit anzurechnen. Wohlbegründet aber ist Schlegels Bemerkung: Thut bei Shakspeare ein Uebermaß der Ironie oft weh, das aus dem Wühlen in den Tiefen des irdischen Menschen hervorgeht, so wünscht man dagegen nicht selten ein unbedingteres Hingeben in Liebe und Gefühl; vor Allem aber, obwohl eine in Gott feste und starke Seele öfter hervorleuchtet, scheint er nicht von dem Vorwurfe frei, den irdischen Angelegenheiten eine fast Alles verschlingende Wichtigkeit beizulegen; er baut und gründet die Erde nicht in den Himmel, und das verklärende Licht, welches vor allen aus Calderon's Dichtungen leuchtet, müssen wir bei S. fast schmerzlich vermissen.

Anmerk. Es ist unnöthig, Proben aus Shakspeare's Werken mitzutheilen, da diese in Deutschland so verbreitet sind, wie die Werke von Schiller und Göthe. Unter den zahlreichen Uebersetzungen behauptet die von Schlegel und Tieck noch immer den ersten Platz. Die Erklärungsschriften über Shakspeare bilden eine ganze Literatur. Wer nicht Zeit und Lust hat, größere Bücher (wie Ulrici's S's dramat. Kunst, Tieck's S's Vorschule) zu lesen, findet eine treffliche Charakteristik des Dichters in A. W. Schlegels Vorlesungen üb. dramat. Kunst u. Lit. II, 154 ff. Zum Studium S's im Originale gibt es kein besseres Hilfsmittel als N. Delius Shakspeare-Lexikon (Bonn, 1852).

John Milton.

§. 8. Die Poesie der südlichen katholischen Völker ging im 16. und 17. Jahrhundert noch ungestört ihren Gang, während in den nördlichen Ländern die Reformation eine merkliche Unterbrechung machte; denn mit dem alten Glauben wurden auch viele bildliche Vorstellungsarten, poetische Sagen und Legenden verworfen oder vergessen. So wie aber England in Kirchenverfassung und äußern Gebräuchen noch am meisten von der alten Kirche beibehielt, so blühte auch hier die Poesie zuerst wieder in kunstreicher Gestalt empor, und zwar ganz im Anschlusse an die romantische Weise der südlichen Völker; Spenser, Shakspeare und Milton bestätigen

dieß. Der dritte von diesen drei großen Dichtern, **John Milton**, war geboren zu London 1608. Sein Vater, ein ernster, strenger Mann, der von der katholischen Kirche zum Protestantismus übergetreten war, mag durch seine Erziehung den Grund zu jener religiösen Zanksucht gelegt haben, welche in dem Leben des Dichters eine weit größere Rolle spielte, als seine Poesie. Milton hat eine Menge religiöser und politischer Streitschriften verfaßt, in deren Anerkennung ihn Cromwell zum Geheimschreiber des Staatsraths ernannte. Uebrigens soll der Mann im Leben weit sanfter und freundlicher gewesen sein, als in seinen Schriften.

Milton ging mit außerordentlicher Vorbildung und Belesenheit in den Alten an sein Werk als Dichter. Schon von Jugend auf beschäftigte ihn der Gedanke, ein englisches Epos zu schaffen. Dennoch war er bereits 57 Jahre alt, als er sein Hauptwerk: **Das verlorne Paradies** (Paradise lost) vollendete. Dieses aus 12 Gesängen bestehende Gedicht hat mehr einen dramatischen als einen epischen Charakter. Es ist reich an großartigen Bildern und Schilderungen, wie z. B. der Hölle und ihrer Fürsten, des Paradieses u. s. w.; nur klingt der Orgelton, in welchem die Verse dahinrollen, oft bis zur Ermüdung schwer und feierlich. Milton dichtete später noch das wiedergewonnene Paradies (Paradise regained), eine armselige, kalte Schöpfung. Er starb 1674.

Anmerk. Milton's sämmtliche poetische Werke übersetzt von A. Böttger (Leipzig 1846).

Der Verlust des Paradieses.

Es nahete der Engelfürst
Nicht in der himmlischen Gestalt, vielmehr
In Menschenform, um Menschen zu begegnen.
Auf seinem Waffenschmucke schwebte leicht
Ein kriegerisch und purpurfarben Kleid
Von schönrem Schein als Melibora's Roth
Und Sarra's, das im Alterthum die Herrscher
Und Helden in der Zeit des Friedens trugen.
Der Regenbogen färbte das Gewebe;
Der Sternenhelm, nicht losgeschnallt, enthüllte
Sein Antlitz, das der Mannheit Kraft erwies,
In höchster Schöne, wo die Jugend endet;
An seiner Seite hing vom Sternengurt
Das Schwert herab, das jüngst dem Höllenfürsten
Des Schreckens Grausen bot. Es hielt die Hand
Den mächt'gen Speer. Adam verneigte sich;
Der Engel nicht; in königlicher Würde
Begann er so, sein Kommen zu erklären:

Adam, die hohe Botschaft des Allmächt'gen
Bedarf des Vorworts nicht; genüge dir's

Daß dein Gebet erhört ist, daß dem Tode,
Den dir dein Urtheil zubeschieden hat,
Weil du gefehlt, um manchen Tag die Beute
Entrissen ward; die Gnade lieh dir Zeit,
Worin den Irrthum du bereuen magst
Und eine böse That mit mancher guten
Verdecken kannst. Dann wird der Herr, versöhnt,
Dich von des Todes Anspruch einst befrein.
Doch länger hat er dir im Paradies
Zu weilen nicht erlaubt. Dich zu entfernen
Bin ich gekommen und dich fortzusenden
Aus dieser Flur, damit den Erdenboden
Du pflügst, von wo du einst genommen warst,
Und der für dich geeignet jetzt erscheint.

Er schwieg, denn Adam stand bei dieser Kunde
Bestürzt und durch der heft'gen Herzenspein
Gewalt erstarrt, die seiner Sinne Walten
Gefesselt hielt. — — — — — —
— — — Es stiegen beide drauf hinab,
Adam ging zu dem Hain, wo Eva schlief.
Er fand sie schon erwacht und ward von ihr empfangen
Mit solchem Wort von ihr voll Heiterkeit:

Ich weiß, woher du kommst und auch wohin
Du wandeln willst, denn Gott verlieh uns Kunde
Durch Schlaf sogar und Träume, die er, Glück
Und Heil verkündend, mir gesendet hat,
Als ich durch Kummer und durch Herzenspein
Ermüdet schlummerte. Jetzt führe du
Mich weiter; sonder Zögrung werd' ich folgen;
Mit dir zu wandeln gilt mir größer Heil
Als könnt ich hier im Paradies verbleiben,
Und würd' ich hier allein verweilen müssen,
So wäre größre Pein mir dargereicht.
Doch wandl' ich jetzt von hier mit süßrem Trost,
Daß ich gewürdigt bin, obgleich durch mich
Des Paradieses Glück verloren ging,
Den Samen des Erlösers zu erschaffen,
Der das Verlorne wiederum gewinnt.
So sprach der Menschen Mutter, Adam hörte
Mit Heiterkeit, doch Antwort gab er nicht,
Denn er erschaute, wie der Engelfürst
Die Schritte näherte; die Cherubim
Auch stiegen schon den andern Berg hinab,
Wo ihre Strahlenschaar geordnet war,
Und schlüpften Meteoren gleich zur Flur,
So wie der Abendnebel, oft von Flüssen
Erstehend, über sumpf'ge Flächen gleitet
Und dann sich sammelt um des Pflügers Fersen,

Der von der Arbeit zu den Seinen kehrt.
Vor jenen Cherubim erstrahlte hell
Das Schwert des Herrn, gezückt, Kometen gleich,
Und sengte mit der heiß erwachten Glut,
Dem Samum gleich, der durch die Wüste fährt,
Die schöne Flur der sanftesten Klimate.
Da nahm der Engel eilig an der Hand
Die Beiden, die noch immer zögerten,
Und führte rasch sie zu des Ostens Thor,
Und dann die steile Klippenwand hinab
Zur niedern Flur; dann schwand er ihren Blicken.
Der Menschen Ahnen blickten drauf zurück,
Und sahn, wie jetzt des Paradieses Osten,
So eben noch ihr Sitz voll Seligkeit,
Von Flammenwogen wild entzündet schien.
Das Thor war mit Gestalten grauenhaft,
Und mit der Feuerwaffen Glut erfüllt.
Sie ließen ein'ge Thränen niederfallen,
Jedoch sie trockneten die Wangen bald.
Es lag die Welt vor ihnen ausgebreitet,
Wo sie des Ruhens Ort sich wählen konnten,
Und Gottes Vorsehung war Führerin.
So wandelten sie, einsam Hand in Hand,
Mit ungewissem Schritt aus Edens Marken.

Satire. Butler. Swift.

§. 9. Der Charakter des Engländers hat einen Zug zur Satire. Die große Freiheit des politischen Lebens gewährte derselben vollen Spielraum. Unter vielen satirischen Schriftstellern Englands sind zwei vorzüglich berühmt geworden. Der erste ist Samuel **Butler** (geb. 1612), dessen komisches Epos Hudribas eine Nachbildung von Cervantes Don Quixote ist, worin die Schwärmerei und Ausgelassenheit der religiös-politischen Parteien zur Zeit der englischen Revolution verspottet wird. Der Ritter Hudibras und sein Stallmeister Ralph sind die englisch abkonterfeiten Gestalten Don Quixote's und Sancho Pansa's. Bei den vielen Anspielungen auf die damaligen Zeitereignisse ist das Gedicht ohne Erklärungen nicht verständlich.

Ein halbes Jahrhundert später als Butler schwang Jonathan **Swift** die Geißel der Satire. Er war zu Dublin 1667 geboren, hatte in seinem Leben mehr Unstern als Glück, versank in hohem Alter in Blödsinnigkeit und Wahnsinn und starb 1744. Man hat ihm Menschenhaß vorgeworfen, allein es ist nicht auffallend, daß die vielen Bitterkeiten und Kränkungen, die er erfuhr, seinen späteren Schriften einen finstern Anstrich gaben. Sonst war Swift ein freundlicher, wohlthätiger Mann,

was schon die Thatsache beweist, daß er beinahe sein ganzes Vermögen zur Errichtung eines Spitals für Mondsüchtige und Blödsinnige bestimmte, „um mit einem satirischen Zuge darzuthun, daß kein Land dessen so sehr bedürfe.“ Swift begann seine poetische Laufbahn mit dem Mährchen von der Tonne, das den hochkirchlichen Klerus und die Kirchenstreitigkeiten seiner Zeit verspottet. In seiner Bücherschlacht wußte er im Geiste des Rabelais Gelehrten-Pedantismus und Zanksucht lächerlich zu machen. Am gelesensten war sein komischer Roman Gulliver's Reisen (Gullivers travels), ein Werk von reicher Erfindung, lebendiger Schilderung und einfacher Erzählung, aber so voll von politischen Anspielungen, daß zum Verständnisse desselben viele Erklärungen aus der damaligen Zeitgeschichte erforderlich sind.

Anmerk. Butlers „Hudibras“ übersetzt von Soltau (1798) und Eiselein (1845). — Swifts „humoristische Werke“ übersetzt von F. Kottenkamp (1837).

Dryden. Pope.

§. 10. Die englische Poesie des 17. Jahrhunderts entfernt sich von Shakspeare's Natürlichkeit, um gleich ihrer französischen Nachbarin streng in der Form, schulgerecht, „classisch“ zu werden. Als ein Poet in diesem Sinne, feinsinnig und gewandt im Versbau, aber ohne Wärme des Gemüthes erscheint John **Dryden** (geb. 1631), der sich durch seine Rückkehr zur katholischen Kirche eben keine Freunde machte. Er versuchte sich mit Glück in jeder Gattung der Poesie; sein bekanntestes Gedicht ist die Hymne: Alexanders Fest, wohl die populärste Ode der englischen Literatur, von Händel in Musik gesetzt. Als Chorführer dieser Schule, welche der classischen Form Naturwahrheit und Gefühlswärme opferte, ist Alexander **Pope** (geb. 1688) anzusehen. Seinen Ruf gründete hauptsächlich das treffliche komische Heldengedicht: **Der Lockenraub** (Rape of the lock.) Ein Lord Petre vergaß sich in einem feinen Zirkel, indem er von dem Haar der Miß Arabella Fermor die schönste Locke wegschnitt. Aus diesem lächerlichen Vorfalle machte Pope ein Heldengedicht, in welchem die höchste Anmuth der Darstellung mit dem beißendsten Witz und Spott über die Thorheiten des Modelebens vereinigt ist. (S. die Probe.) In seinen übrigen Schriften erscheint Pope als Anhänger einer sogenannten Religion ohne Christus, deren Glaubensbekenntniß in der Hymne „allgemeines Vaterunser“ enthalten ist.

Anmerk. Pope's poetische Werke deutsch von Böttger und Oelkers (1842).

Der Locke Raub.

„Unglücklich Mädchen," ruft sie, ringt die Hände —
„Unglücklich Mädchen," tönen Hamptons Wände —
„Dafür war also deiner Kunst Befleißen
Mit Kamm, Essenzen und mit Kräuseleisen?
Dafür die Locke in Papier gebunden?
Dafür durch heißen Eisens Zwang gewunden?
Dafür ertrug dein zartes Haupt die Last
Der Flechten, und das Haar in Blei gefaßt?
Gott! soll dies Haar zu aller Damen Schrecken
Prangen in Räubers Hand, zum Neid der Gecken?
Ehre verbeut's! Bei deren Altar gern
Wir Glück, Vergnügen, selbst der Tugend Stern
Hinopfern, ha mir däucht nicht Schlimmes fern,
Ich höre schon sie Fürchterliches sagen,
Ich seh' euch schon durch Leumund hart geschlagen,
Wie eure Ehre wispernd sie benagen.
Wie schütz' ich eu'r entweihtes Heiligthum?
Ist denn eu'r Freund zu sein so schlechter Ruhm?
Soll dieses Kleinod gleich den größten Schätzen
Gefaßt in Glas der Gaffer Blick ergötzen,
Und solls umschnürt von hellem Demantband
Für immer leuchten in des Räubers Hand?
Eh' wachse Gras auf Hydeparks Circus=Gründen,
Eh' sei bei Fischerweibern Witz zu finden!
Eh' halle Luft und Meer und Erde wieder,
Wie einst in ein verworren Chaos nieder,
Eh' gehen alle Papagei'n, Schooshunde,
Männer und Lieblingsaffen all' zu Grunde!" —

Sprach's, zu Sir Federbusch tritt sie voll Grimm
Und Wuth, und fleht den Liebling ungestüm,
Zu fordern jenes Haar um jeden Preis. —
Sir Federbusch, der schön zu tragen weiß
Sein goldbeschlagen Rohr und stolz sich bläht,
Daß seiner Hand die Bernsteindose steht,
Starrt ernst hervor sein glotzend Augenpaar
Aus rundem Antlitz, der Gedanken baar,
Eröffnet erst die Dose, von dem Falle
Die Meinung dann: und ruft mit lautem Schalle:
„Mylord! wie? was zum Teufel? — Sackerlot!
Verdammtes Lockenhaar . . . allein bei Gott!
Sie müssen artig sein! . . . daß doch die Pest! . . .
Nein, Scherz bei Seite nun! . . . ich bitt' auf's best! . . .
Zum Donnerwetter gib das Haar her! . . . du!" . . .
Bei diesem Wort schnappt er die Dose zu.

„Es thut mir herzlich leid" — versetzt der Lord —
Daß fruchtlos ist so schön gesprochnes Wort;

Doch bei dem Haar, dem heil'gen Haar, ich schwöre
— Das nie gewinnen soll die früh're Ehre,
Zu ringeln wieder sich vom lieben Haupt,
Zu wachsen wieder an, wo ichs geraubt —
So lange nicht mein Lebenshauch zerronnen,"
Soll's tragen diese Hand, so es gewonnen." —
Er sprach's; und hoch in Siegers Händen schwebt
Des Kopfes Zier, so lang, so heiß erstrebt.

Drauf sie:
„Verwünscht sei dieser Tag, verflucht auf immer,
Der mir mein Bestes stahl, der Locke Schimmer.
O, glücklich wär' ich noch! zehnmal beglückt,
Hätte mein Aug' nie Hampton-Court erblickt!
Doch bin ich nicht das einz'ge Unglückskind,
Das Jammer durch 'nes Höflings Liebe find't.
O, lebt' ich unbewundert doch am Strand
Einsamer Inseln fern in Nordens Land,
Wo nimmer rasseln goldene Carossen,
Kein Hombre wird gespielt, kein Thee vergossen!
Gleich Rosen, die auf Haiden blühn und sterben,
Blühte mein Reiz entfernt von dem Verderben,
Das menschlich Aug uns schafft. Du armes Herz,
Was lockte dich mit jungen Lords zum Scherz?
Wär' ich geblieben doch zu Haus für heute
Und betete! Jetzt weiß ich, was bedeute
Das Omen, das heut früh ich mißverstand.
Dreimal entfiel das Schnupftuch meiner Hand,
Es ging kein Wind und meine Tasse zitterte,
Poll war stockstumm, Schock ungestüm und witterte!
Mich warnt' ein Sylph' in myst'schem Traumgesicht
Vor Schicksals Fügung — weh! ich glaubte nicht! —
Schau dieses Unglückhaares armen Rest,
Ich trenne selbst, was mir dein Raub noch läßt.
Zwei schwarze Ringeln wogten hier sonst immer,
Dem weißen Nacken gebend höhern Schimmer.
Die Schwesterlocke hängt allein, verlassen,
Der andern Loos ist ihr's, wohl kann sie's fassen:
Da hängt sie ungekräuselt und voll Qual
Und fleht den unheilvollen Doppelstahl,
Dich Frevler, ihn zu zücken noch einmal. —

Thomson. Young.

§. 11. **Eine bessere, mehr auf Naturwahrheit gehende Richtung schlug James Thomson (geb. 1700) ein, welcher in seinem Gedichte, die Jahreszeiten (the seasons), die äußere Natur malerisch zu beschreiben versteht, dabei aber häufig durch Plattheit der Gedanken und**

ordinäre Sentimentalität ermüdet. Am berühmtesten ist die wahrscheinlich von ihm verfaßte britische Nationalhymne Rule Britannia, welche als Probe folgt. Gerade das Gegentheil von dem malenden Thomson ist der melancholisch betrachtende Edward Young (geb. 1681), dessen lyrisch erhabene Nachtgedanken über Leben, Tod, Unsterblichkeit in poetischer Prosa verfaßt, stets mehr bewundert als gelesen wurden.

Anmerk. Thomsons „Jahreszeiten" deutsch von Schmitthenner (1822); Youngs „Nachtgedanken" deutsch von Benzel-Sternau (1825).

Herrsch' Britannia!

Als aus dem Wellenschoß empor
Britannia einst der Himmel rief,
War dieß des Landes Freiheitsbrief,
Schutzengel sangen dies im Chor:
Herrsch', Britannia! Das Meer, das
Meer sei dein!
Sklave soll kein Brite sein!

Nationen, nicht wie du beglückt,
Sind wechselnd Raub der Tyrannei;
Indeß du blühest groß und frei,
Zu ihrem Schreck und Neid geschmückt.
Herrsch', Britannia! Das Meer, das
Meer sei dein!
Sklave soll kein Brite sein!

Erhabner nur wirst du ersteh'n,
Furchtbarer nur nach fremdem Streich,
So wie im Sturm fest steht die Eich',
Indeß die Wolken leicht verweh'n.
Herrsch', Britannia! Das Meer, das
Meer sei dein!
Sklave soll kein Brite sein!

Dich zwinge nie Tyrannenthum,
Strebt dich zu beugen seine Wuth,
Sie wecke nur die edle Glut
Sich zum Verderben, dir zum Ruhm.
Herrsch', Britannia! Das Meer, das
Meer sei dein!
Sklave soll kein Brite sein!

Für dich die Flur des Landmann's sprießt,
Im Handel blüht der Städte Pracht;
Dein ist des Meeres stolze Macht,
Und jeder Strand, der es umfließt.
Herrsch', Britannia! Das Meer, das
Meer sei dein!
Sklave soll kein Brite sein!

Der Musen freier Liederschall
Den hochbeglückten Strand verschönt;
Glückselig Land, mit Reiz gekrönt,
Wo Tapferkeit der Schönheit Wall!
Herrsch', Britannia! Das Meer, das
Meer sei dein!
Sklave soll kein Brite sein!

Roman und Geschichtschreibung des 18. Jahrhunderts.

§. 12. Eine bedeutende Rolle spielt in der englischen Literatur der Roman, insbesondere der Reiseroman, entsprechend der Vorliebe des Volkes für Wanderleben. Weltbekannt ist Robinson Crusoe, ein Werk des fruchtbaren Daniel Defoe (geb. 1663), wahrscheinlich nach der Lebensgeschichte eines schottischen Matrosen verfaßt. Unter den zahlreichen folgenden Romanschriftstellern hat seiner Zeit Henry Fielding (geb. 1707) das größte Aufsehen durch die in England so beliebten Freibeuterromane gemacht. Sein Hauptwerk ist Tom Jones, anziehend durch treffende Charakteristik und gute Laune. Weltberühmt wurde der Roman: Der

Landprediger von Wakefield (Vicar of Wakefield) des Oliver Goldsmith (geb. 1728). Der kindlich liebenswürdige, edle Charakter dieses Mannes ist auch in seinem Werke ausgesprochen. Die milde Laune und anziehende Erzählung haben es zu einem Lieblingsbuche der gebildeten Welt gemacht.

Auch die Geschichtschreibung Englands gelangte im 18. Jahrhunderte zu glänzender Ausbildung. Leider trägt sie den Charakter des rationalistischen, zweifelsüchtigen, gegen das Christenthum feindseligen Jahrhunderts. Dies gilt besonders von David Hume's Geschichte von England, theilweise von Edward Gibbon's berühmter „Geschichte des Verfalls des römischen Weltreiches", einem sonst durch reiche Forschung und Darstellung ausgezeichneten Werke.

Anmerk. Fieldings „Geschichte des „Tom Jones" deutsch von Diezmann (1840). Der Landprediger von Wakefield, illustr. v. Richter in der Uebers. von Susemihl (1840). — Gibbon's Gesch. des Verfalls des röm. Weltreichs, deutsch v. Sporschil (1843 u. öfter).

Romantik. Burns und Walter Scott.

§. 13. Das achtzehnte Jahrhundert, genannt das philosophische, hat in England wie in Frankreich und Deutschland, seine Herrschaft im Bereiche der Poesie durch jene äußerlich glatte, innerlich lebensarme und gefühllose, sogenannt „classische" Richtung bezeichnet. Diese Thatsache ist ein schlagender Beweis, wie unfruchtbar der Deismus (eine Religion ohne Christus) auf dem Gebiete der Kunst ist, während die Poesie, beseelt von dem Geiste des Christenthums, ihre schönsten Blüthen entfaltete. In England war es jedoch nicht soweit wie in Frankreich gekommen. Der gesunde Sinn der Nation erkannte frühzeitiger, wohin der Geist der Verneinung führen müsse. Auf dem Gebiete der Poesie wurde schon durch Macphersons „Ossian" und die von Percy gesammelten alten Volksballaden die Rückkehr zum Einfachen, Naturwahren und Gemüthvollen vorbereitet. Sehr verdient machte sich auch Chatterton durch seine in alterthümlicher Sprache verfaßten, dem altenglischen Dichter Rowley zugeschriebenen, trefflichen Balladen. Endlich kamen zwei Schottländer Burns und Walter Scott, der eine in Versen, der andere in Prosa, und verjüngten die englische Poesie, indem sie aus dem Born der alten volksmäßigen Sagen, Legenden und Lieder schöpften. Robert **Burns** (geb. 1759), eines armen Gärtners Sohn, wurde in früher Jugend durch die romantischen Sagen seiner Heimath zu den ersten Liedern begeistert. Er sang hinter dem Pfluge in der Mundart seiner Schotten, aber seine Lieder flogen hinaus in die Welt und der schlichte

Bauernknabe kam in's Gerede und widerstand der Versuchung nicht und gerieth auch in die Welt. Nun war es freilich um seine Einfalt und um seinen Glauben gethan. Burns verlor seinen guten Ruf und blieb von der Zeit an sein ganzes Leben lang ein schwankender, bald von Ehrgeiz gequälter, bald von innerem Unmuth verzehrter, bald in Lebenslust ausgelassener, bald tief schwermüthiger Charakter. Er starb von Kummer aufgerieben 1796. Burns Gedichte sind Kinder des Augenblicks, ächt schottische Liedchen, frisch und heiter wie die Luft der Berge, klar erquickend, wie die Quellen des Waldgebirgs. „Sie sind nicht gemacht, in Musik gesetzt zu werden," sagt ein Kenner, „sie sind selbst Musik." Alle Weisen des Liedes, alle Töne des Herzens sind angeschlagen, durch alle weht aber charakteristisch ein Hauch der Alpenluft, wofür als schönste Probe und gleichsam als Motto auf Burns Poesie das berühmte Liedchen gelten kann

Mein Herz ist im Hochland.

Mein Herz ist im Hochland, nicht hier ist mein Herz,
Von Hirschen des Hochlands träumt's allerwärts;
Ich jage den Hirsch und verfolge das Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!

Leb wohl denn, du Hochland, lebwohl denn du Nord!
Du Heimath der Stärke, des Edelsinns Hort!
Wo immer ich wandle, wo immer ich bin,
Die Hügel des Hochlands sind stets mir im Sinn.

Lebt wohl denn, ihr Berge, ihr schneeigen Höh'n!
Lebt wohl denn, ihr Thäler, ihr Ebenen schön!
Lebt wohl denn, ihr Wälder, so üppig und kraus!
Lebt wohl denn, ihr Ströme, mit lautem Gebraus.

Mein Herz ist im Hochland, nicht hier ist mein Herz,
Von Hirschen des Hochlands träumt's allerwärts;
Ich jage den Hirsch und verfolge das Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'!

Berühmter als Burns ist sein Landsmann **Walter Scott** (geb. 1771 zu Edinburg) durch ganz Europa geworden. Auf der Schule war er ein mittelmäßiger Student. Auch seine juristische Laufbahn als Anwalt war anfänglich wenig glänzend. Doch war seine häusliche Lage angenehm und seine Ehe sehr glücklich. Eine Sammlung alter Balladen, Sagen und Legenden, die er aus dem Munde der schottischen Hirten und Jäger vernommen hatte, gründete seinen Ruf. Nun folgten der Reihe nach Gedichte, Erzählungen, Romane, welche dem Verfasser ein bedeutendes Vermögen erwarben. Der Bankerott eines Buchhändlers,

für welchen W. Scott Bürgschaft geleistet hatte, machte diesen plötzlich zu einem armen Mann. Schon vorgerückt an Jahren, begann er von Neuem die angestrengteste Thätigkeit zur Verbesserung seiner häuslichen Lage, bis er im Jahre 1832 nach einer längeren Krankheit verschied. W. Scott war ein ehrlicher, braver, bescheidener Mann; als Schriftsteller ein Meister in glänzender, phantasievoller, lebendiger Schilderung. Eines seiner ersten Werke war das schöne Gedicht: Die Jungfrau vom See (the lady of the lake), worin in 6 Gesängen die Tochter eines verbannten Douglas, Ellen, besungen und zum erstenmale das schottische Hochland mit seinen Landschaften, Sitten und Charakteren dargestellt wird. Vier Jahre später begannen die Waverley-Novellen mit dem Roman **Waverley** oder „es sind 60 Jahre her." Es ist wohl das vollendetste Werk des Dichters, wenigstens dasjenige, welches ihm den größten Ruhm verschaffte. Darauf folgte eine große Reihe von Romanen, wovon die besten und gelesensten etwa folgende sind: Guy Mannering oder „der Sterndeuter" — der Alterthümler — Ivanhoe — Kenilworth — der Seeräuber — Nigels Schicksale — Woodstock oder „der Cavalier" — das Herz von Midlothian — die Braut von Lammermoor — Montrose — Quentin Durward.

Anmerk. Die Romane W. Scott's sind unzähligemal übersetzt worden; eine der besten deutschen Ausgaben ist die von K. Immer und H. Clifford (Ausgewählte Romane, Hamburg, 1840). Deßgleichen sind auch die Gedichte von Burns durch viele Uebersetzungen in Deutschland bekannt geworden, wie von Heintze (1840), Ph. Kaufmann (1840) u. A.

Seeschule. Coleridge. Wordsworth.

§. 14. Unter den englischen Dichtern der Neuzeit führt eine Gruppe den Namen Seeschule (lake shool, lakers), von ihrer Vorliebe für die Schilderung der malerischen Seen Englands. Samuel **Coleridge** (geb. 1772) war in seiner Jugend Freiheitsschwindler und Menschheitsbeglücker im französischen Sinne, später ganz der Literatur zugewandt, vertraut mit der deutschen Poesie, angeregt durch die Romantiker, gestorben 1834. Seine Romanze Christabel ist ein schauerlich-schönes Gedicht voll geheimnißvoller Abenteuer und Schrecknisse. Sein alter Seemann (the ancient marine) enthält meisterhafte Balladen. — Gefeierter in und außer England ist William **Wordsworth** (geb. 1770), Stifter und Haupt der Seeschule, in der letzten Zeit seines Lebens mit dem Titel eines englischen „Hofdichters" beehrt. Wordsworth ist mehr ein betrachtender, als ein leidenschaftlicher Dichter; er schildert

Naturscenen gut und wird bei religiösen Gegenständen sogar begeistert, aber seine Landsleute haben ihm zu viel Ehre angethan, wenn sie ihn gleich Milton und Shakspeare gepriesen haben. Als Probe folgt eines seiner berühmtesten Balladen-artigen Lieder (We are seven).

Anmerk. Einzelne Dichtungen Coleridge's übersetzt von Freiligrath (der alte Seemann), Krantz (Christabel), L. v. Plönnies (Romanzen). — Gedichte von Wordsworth übersetzt von L. Plönnies.

Wir sind zu sieben.

Ein einfach Kind, mit leichtem Blut,
Mit Wangen frisch und roth,
Das hüpft in frohem Lebensmuth, —
Sagt, was weiß das vom Tod?

Ich sah ein Bauermägdelein,
War kaum acht Sommer alt,
Das Haupt voll Löckchen, dicht und fein,
Gar anmuthvoll umwallt.

Frisch blüht sein ländlich Angesicht,
Leicht fliegt und frei sein Kleid,
So schön, so klar sein Augenlicht;
Ich freute mich der Maid.

„Wie viel Geschwister hast du? Sag'
Mir an, du liebes Kind?"
Sie sah erstaunt mich an und sprach:
„„Herr, wir zu sieben sind.""

„Und wo sind sie? — so sprich doch frei!"
„„Wir sind sieben, lieber Herr;
In Conway wohnen unsrer zwei,
Und zwei sind auf dem Meer.

Die Schwester und der Bruder mein
Ruh'n auf dem Kirchhof hier,
Ich wohn' mit meinem Mütterlein
Nah' bei der Kirchhofsthür.""

„Du sagst mir, daß in Conway zwei,
Zwei auf dem Meere sind,
So sag' doch, wie es möglich sei,
Daß ihr zu sieben, Kind?"

„„Wir sind"" — so fuhr die Kleine fort —
„„Sieben Mägdelein und Knaben,
Und zwei von uns, die liegen dort
Im Kirchhofsgrund begraben.""

„Du springst umher, mein liebes Kind,
In frohem frischem Leben,
Wenn zwei von euch begraben sind,
Seid ihr zu fünfen eben."

„„Ihr Grab ist grün, schaut nur dort hin"" —
Erwiederte die Maid —
„„Zehn Schritt von hier, von der Mutter Thür
Ruh'n sie wohl Seit' an Seit'!

Ich stricke meine Stümpfe dort,
Setz' mich am Hügel nieder,
Näh' meine Tücher an dem Ort,
Sing' den Geschwistern Lieder.

Und oftmals, wenn das Abendroth
Ist gar so schön und helle,
Trag' ich im Napf mein Abendbrot
Mir hin zu jener Stelle.

Zuerst starb Schwester Hannchen klein,
Ich hörte ihr Gewimmer,
Bis Gott erlös't sie von der Pein; —
Und dann sah ich sie nimmer.

Man grub sie in dem Kirchhof ein;
So lang der Sommer währte,
Spielt' ich mit meinem Brüderlein
Dort auf der grünen Erde.

Als Eis und Schnee nun lagen dort,
Ich schleifen konnt hinüber,
Da trugen Bruder John sie fort
Zum Schwesterlein hinüber.""

Ich sprach: „Wenn zwei im Himmel sind,
Wie viel sind dageblieben?"
Doch bei der Antwort blieb das Kind:
„„O Herr, wir sind zu sieben.""

„Doch sie sind todt, es sind die zwei
Beim Vater dort, dem lieben!"
Doch war vergeblich jedes Wort,
Die kleine Maid sprach immerfort:
„„Mein Herr, wir sind zu sieben.""

Thomas Moore.

§. 15. Einer der populärsten Dichter der romantischen Richtung ist **Thomas Moore** (geb. 1779 zu Dublin), Irländer und Katholik von ganzer Seele in Poesie und Prosa. Nach trefflicher Vorbildung bezog er, kaum 14 Jahre alt, die Universität Dublin, später London. Seine Freundschaft mit Lord J. Russel und andern englischen Großen verschaffte ihm eine sorgenfreie Stellung, so daß er dem Zuge seines Herzens zur Poesie ungestört folgen konnte. Nach größeren Reisen durch Europa zog er sich in die Ruhe ländlichen Stilllebens zurück. Der Verlust seiner Kinder drückte ihn schwer darnieder, bis sein schwächlicher Körper vollends einer Krankheit erlag 1852. Unter den früheren Werken Moore's ist sein vorzüglichstes: „Irische Melodieen" (Irish melodies), worin er mit glühender Begeisterung für sein armes, unglückliches Vaterland bald die zartesten Lieder der Liebe voll Gefühl und Feuer, bald herzzerreißende Klagetöne über Irlands Weh ertönen läßt. Bekannter wurde seine größere morgenländische Dichtung: **Lalla Rookh** (Lalla Rookh, an orientale romanze). Lalla Rookh (d. i. Tulpenwange), die Tochter Aurengzebs, Fürsten von Indien, ist mit dem Thronerben der Bucharei verlobt. Glänzendes Gefolge zieht nach Delhi, die Braut abzuholen. Unterwegs unterhält Feramorz, ein junger bucharischer Dichter, die Prinzessin mit herrlichen Erzählungen, wodurch Lalla Rookh ganz für ihn eingenommen wird, während ihr Kämmerling, Fadladeen, seinen Aerger über Feramorz durch verächtliche Kritik der Erzählungen desselben kund gibt. Zur größten Bestürzung Fadladeens erscheint aber zu Ende der Reise Feramorz als ein und dieselbe Person mit dem königlichen Bräutigam. So endet die Geschichte in Freude und Jubel. Unter den vier von Feramorz erzählten Geschichten ist die zweite: Das Paradies und die Peri durch die Glut der Farben, die dritte: Der Feueranbeter, durch den Zauber romantischer Schilderung, ausgezeichnet. Weniger gelungen war eine zweite orientalische Dichtung Moore's: Die Liebe der Engel (the loves of the angels). Dagegen wurden seine scharfen wider die Tory's gerichteten Satiren ihres vortrefflichen Witzes wegen in England bewundert. Seine Reisen, die wahre Religion zu suchen (Irish gentleman in search of religion) sind von den Gegnern des katholischen Glaubens mit großer Leidenschaft und Bitterkeit beurtheilt worden. Auch als Geschichtschreiber hat Moore Treffliches geleistet, besonders durch seine Denkwürdigkeiten des Kapitän Rock, eine getreue Schilderung der Jahrhunderte lang fortgesetzten schmachvollen Behandlung Irlands von Seite der englischen Regierung. Als Dichter ist Moore anerkannt einer

der anmuthigsten, gefühlvollsten und süßesten englischen Lyriker, insbesondere ist er musikalisch im Versbaue, wie kein anderer.

Anmerk. Moore's poetische Werke in's Deutsche übertragen von Th. Oelkers (1839). Einzelne Lieder von Freiligrath, Plönnies u. A. übersetzt. Die „Reisen eines Edelmannes" u. s. w. von Lieber.

1. Den Gefallnen.

Friede den Schlummerern!
Sie liegen auf der blut'gen Flur,
Sarglos und ohne Leinen!
Der Morgenthau, der Regen nur
Sind es, die auf sie weinen.

Weh', all ihr Muth umsonst!
Wo sich erhob der Eiche Kraft,
Da liegen ihre Trümmer!
Doch Herzen, einmal uns entrafft,
Sie schieden, ach, für immer!

Fluch euch, Eroberer!
Wir wollen liegen kalt, wie sie,
Die schnöd' ihr uns entrisset,
Eh' unser Herz der Rache, die
Sie uns vermacht, vergisset!

2. Der Himmel.

Die Welt ist all' ein flüchtig Scheinen;
Der Freude Lächeln, süß und klar;
Der stillen Wehmuth bittres Weinen,
O falsches Thun, o falsches Meinen —
Nichts, nur der Himmel noch ist wahr!

Der Ruhm mit seinen Sonnenblicken,
In Dunkel bald verkehrt er sich;
Der Schönheit Glanz, der Lieb Entzücken,
Sind Blüthen ach! das Grab zu schmücken,
Der Himmel nur glänzt ewiglich!

Und so verschlingt uns Well' um Welle,
Hin ziehn wir ohne Bahn und Spur.
Fällt oft ein Blitz auch — seine Helle
Beleuchtet eine düstre Stelle; —
Der Himmel bringt die Ruhe nur!

3. Die Abendglocke.

Horch, wie über's Wasser hallend,
Klar die Vesperhymne klingt!
Näher jetzt und näher schallend,
Jubilate, Amen!
Ferner jetzt und ferner hallend,
Bis sie sanft dem Ohr verklingt,
Jubilate, Amen!

Jetzt, wie Mondscheinwellen, rollend
An das Ufer stirbt sie hin;
Jetzt, wie zorn'ge Brandung, grollend
Wächs't die Fluth des Liedes kühn.
Jubilate, Amen!
Wieder horch! wie Wellen, rollend
An das Ufer stirbt sie hin;
Jubilate, Amen! —

4. Ich sah dich blüh'n in jungen Tagen.

Ich sah dich blüh'n in jungen Tagen,
Nicht dacht' ich, daß Vergänglichkeit
Mit rauher Hand es dürfte wagen,
Dich zu entblättern vor der Zeit, Mary!
Doch war ein Abglanz dir gegeben
Von einem überird'schen Licht

Und schöner sah ich nie das Leben,
Als in dem Tod dein Angesicht, Mary!

Klar über gold'ne Minen ziehet
Dahin die Fluth, so sanft geschwellt,
Ahnt nicht, wenn sie vorüberfliehet,

Den Glanz, den sie im Schooße hält,
Mary!
So holde Einfachheit verhüllte
Uns deines Geistes Strahlenschein,
Was Alle mit Entzücken füllte,
Schien werthlos nur für dich allein,
Mary!

Wenn stets im Himmel dürfte weilen
Der Geist, wär'st du ihm nie entschwebt;
Dürft' nie der Tod die Lieb' ereilen.
Wir hätten deinen nicht erlebt, Mary!
Noch wird mich mancher Geist entzücken,
Und manche Schönheit seh'n werd ich;
Doch keine wird mein Leben schmücken,
Wie die Erinnerung an dich, Mary!

5. Bist du mir nah.

Bist du mir nah —
Dein Lächeln hold, gleich sonn'gem Strahl,
Der Nebel aufwärts zieht vom Thal,
Verscheuchet alle Herzensqual,
Bist du nur da!

Bist du nur da, —
Der Vogel singt mit höh'rem Muth,
Und heller perlt des Bächleins Fluth:
Die Blum' erglänzt von farb'ger Glut
Bist du mir nah!

Bist du mir nah, —
Dann schwindet Leid hinweg wie Schaum!
Freude und Hoffnung finden Raum;
Das Leben ist ein sel'ger Traum,
Bist du nur da!

Lord Byron.

§. 16. Wenn nachläßige Erziehung stets großen Antheil an der Verkehrtheit eines Menschenlebens hat, so scheint dies besonders bei dem größten englischen Dichter der Neuzeit George Byron-Gordon (geb. zu London 1788) der Fall zu sein. Sein Vater wurde seines berüchtigten Lebenswandels willen nur „der tolle Jack" genannt; seine Mutter aber verfuhr allzu nachsichtig mit dem Knaben. Auf der Schule zu Harrow und auf der Universität zu Cambridge, wo er den Wissenschaften oblag, war man froh, nach Umlauf der Studienzeit des trotzigen ausgelassenen Kameraden los zu werden. Die Verachtung, welche er von einer Dame Miß Chaworth erfuhr, die statt seiner einen andern heirathete, brachte ihn in einen dem Wahnsinne ähnlichen Zustand, der ihn hinaus in die Welt, nach Portugal, Spanien und Griechenland trieb. Nach seiner Rückkehr erschienen in rascher Folge einige seiner schönsten Dichtungen. Byron wurde der Mann der fashionablen Welt, aber er setzte diese Welt durch sein tolles, ausgelassenes Treiben beständig in Verlegenheit. Seinen Sitz als Lord im Parlamente nahm er selten ein: die politische Debatte sagte ihm wenig zu. Eine im Jahre 1815 eingegangene Ehe wurde bereits nach einem Jahre wieder geschieden. Damit war Byron's guter Ruf vollends vernichtet. Er selbst fühlte sich in England nicht mehr wohl und verließ sein Vaterland, um nie mehr wiederzukehren. Sein längster Aufenthalt war in Italien, wo er das Leben eines voll-

endeten Wüstlings führte. Als die Kämpfe der Griechen zur Abschüttelung des türkischen Joches begannen, zog der freiheitsdürstende Lord nach Griechenland und stellte aus eignen Mitteln eine Schaar von 500 Sulioten in's Feld; allein bevor er noch selbst am Kampfe Theil nehmen konnte, nahm ihn ein Fieber hinweg (1824). — Byrons erste großartige und zugleich originellste Dichtung war **Childe Harold's Pilgerfahrt** (Childe Harolds pilgrimage), ein in Stanzen gedichtetes poetisches Wanderbuch, dessen Held der Dichter selbst ist. Bilder und Scenen seines Reiselebens werden darin im Zauberlichte der üppigsten Phantasie dargestellt. Kraftvolle und zarte Schilderungen sind mit gleicher Meisterschaft entworfen; vorherrschend ist aber ein Ton der Melancholie und Zerrissenheit, welcher überhaupt Byrons Dichtungen charakterisirt. (Proben dieses Gedichtes sind die Schilderungen: 1. Das Stiergefecht. 2. Das Meer.) — Der Eindruck, welchen das Werk in England machte, war außerordentlich. In einer Woche war die erste Auflage vergriffen; selbst Feinde und Neider bewunderten den Dichter. Dieser Erfolg ermuthigte ihn. Rasch aufeinander folgten kleinere erzählende Gedichte, als: der Giaur, eine von Leidenschaft durchglühte orientalische Rachegeschichte, die Braut von Abydos — der Korsar — Lara — die Belagerung von Corinth — Parisina — Mazeppa. Diese Erzählungen waren indessen nicht die einzigen Leistungen Byrons; es erschienen dazwischen noch andere Dichtungen, namentlich das Drama Manfred, eine Darstellung der Faustsage, worin sich die innerliche Zerrissenheit des Dichters am stärksten offenbarte, mit Göthe's Faust jedoch nicht im Entferntesten zu vergleichen. Den höchsten Gipfel erreichte Byrons Poesie im **Don Juan**, einem ächt modernen Epos, worin alle Verirrung der von Gott abgefallenen Zeit, alle dämonische Tiefe menschlicher Leidenschaft in großartigen Bildern und Umrissen dargestellt erscheint. Das Gedicht ist eine seltsame Mischung des Erhabensten, Lieblichsten und Gemeinsten. Don Juan, ein schöner, leichtsinniger, leidenschaftlicher Spanier, ganz das Bild des Dichters selbst, — Haidie, ein holdseliges unschuldiges Mädchen, Tochter eines Corsaren — sind die Hauptcharaktere des Gedichtes. Wider Wissen und Willen des Vaters haben sie den Bund der Liebe geschlossen; aber unerwartet erscheint eines Tages der todtgeglaubte Corsar, Don Juan wird im Kampfe verwundet, Haidie tödtet der Schmerz; jener aber gelangt nach manchen Irrfahrten nach Lon on, um sein leichsinniges Leben in neuen Abenteuern fortzusetzen. Hier endigt die unvollendet gebliebene Dichtung. — Ganz besonders ist jener Weltschmerz, welcher durch Byron Modeartikel geworden, dieses alle Thatkraft zerstörende Sichselbstbemitleiden, im Drama

Cain ausgesprochen. Cain hat Aehnlichkeit mit Göthe's Faust; seine Weltanschauung, sein Charakter, seine Beweggründe zum Brudermord sind ganz aus jenem Weltschmerze hervorgegangen, welcher Gott als Urheber sittlichen Elends lästert, das doch seine Quelle nur in der Verkehrtheit des menschlichen Willens und in dem Mangel an Gottvertrauen hat.

Außer den epischen und dramatischen Werken hat Byron viele kleinere, beschreibende und lyrische Gedichte verfaßt, unter denen sich besonders die hebräischen Melodieen auszeichnen (s. unten Belsazars Gesicht).

Byron ist als Mensch und Dichter sehr verschieden beurtheilt worden. Während Franzosen und Engländer sich entschieden über die dämonische Verworfenheit seiner Poesie aussprachen, hat der deutsche Michel weit mehr Sympathie für eine so burschikose, angeblich freisinnige Natur bewiesen. In der That wird Niemand läugnen, daß in Byron die Gaben einer ungewöhnlich reichen Phantasie, einer flammenden Begeisterung, einer prachtvollen, bezaubernden Darstellung in einem sehr hohen Grade vereinigt waren: aber diese Phantasie hat sich in Scenen der üppigsten Schwelgerei und des furchtbarsten Grauens verloren; diese Begeisterung sprüht von Tyrannenhaß und Gotteslästerung; diese glänzende Poesie leistet nur der Emancipation von Sitte und Tugend treue Dienste. Ueber allen Dichtungen Byrons schwebt ein trüber Himmel, der nie eine Aussicht nach einem helleren Jenseits gestattet. Lebensüberdruß, Menschenhaß und unheilbarer Schmerz ohne Sehnsucht und ohne Hoffnung auf ein besseres Leben sprechen klagend und spottend aus seinen Gedichten. Alle Helden Byron's sind verworfen und hoffnungslos, dabei aber aufgebläht von Trotz gegen Gott und die Natur. Noch charakterloser und einförmiger sind seine bewunderten Heldinnen, deren lange Beschreibungen stets nur Bilder sittlicher Schwäche geben, welche alle darin gleich sind, daß sie lieben, liebend fallen und von der Verzweiflung beweint werden. Aus dem Gesagten erhellt, wie wenig Byron's Poesie geeignet ist, auf zartere, besonders weibliche Gemüther, bildend und veredelnd zu wirken. Byron's Don Juan und deutsche Sittsamkeit — die können einmal schlechterdings nicht vereinbart werden.

Anmerk. Byron's poetische Werke wurden in's Deutsche übertragen von Adrian (1837); Ortlepp (1840); A. Böttger (1845); G. Pfizer (1839).

1. Das Stiergefecht.

Gefegt ist die Aren' und offen steh'n
Die Schranken; dicht drängt Kopf an Kopf sich her!
Lang' eh' das erste Zeichen noch gescheh'n,
War für Verspätete kein Plätzchen leer!
Don's gibt's und Granden hier, und Frau'n noch mehr;

Geübt im Augenspiel, doch gern bereit,
Die Wunden auch zu heilen! Nie ward wer
Durch ihren Stolz dem Tode noch geweiht,
Was, hirnverrückt, davon auch mancher Dichter schreit!

Endlich wird's stumm! — Da, hoch auf muth'gem Roß,
Mit weißem Helmbusch, goldnen Spornen, nah'n,
In reichen Schärpen, ihre Lanzen bloß,
Vier Ritter, zierlich grüßend, sich der Bahn!
Zu kühnem Wagniß schicken sie sich an;
Denn Jubel lohnt und Blicke schöner Frau'n,
(Wofür wohl bessre Thaten sonst geschah'n! —)
Wen man im Spiel heut wird als Sieger schau'n;
Kein König kann, kein Held, auf größern Beifall bau'n!

Flink und gewandt tritt nun der Matador
In voller Pracht, vom Mantel stolz umweht,
Doch nur zu Fuß, bis in die Mitte vor,
Wo er, der Heerde Herrn erwartend, steht!
Doch wird der Grund erst Schritt vor Schritt durchspäht,
Damit kein Zufall stör'. — Er ist bewehrt
Einzig mit leichtem Spieß! — Kein Mensch besteht
Wohl kühn're That, wenn er das treue Pferd,
Das für den Reiter oft sein Blut vergießt, entbehrt.

Dreimal tönt der Trompete Ruf — das Thor
Gähnt endlich auf! Erwartung lauscht gespannt
Im vollgedrängten Raum! — Da kommt hervor
Das mächt'ge Thier in kühnem Sprung gerannt,
Blickt wild umher und scharrt ergrimmt den Sand
Mit lautem Fuß! Doch nicht in blindem Muth
Stürzt's auf den Feind! Bald hin, bald her gewandt,
Beut es die Stirn', schlägt mit dem Schweif voll Wuth,
Rollt sein erweitert Aug' in rothentflammter Glut!

Nun steht es plötzlich still! — Wie stark es blickt!
Hinweg, sorgloser Bursch'! Ergreif den Speer! —
Nun gilt's! — Du stirbst, wenn du jetzt nicht geschickt
Sein Wüthen hemmst! — Das Roß, geübt zur Wehr,
Weicht aus! — Der Bulle schäumt! — Doch schon nicht mehr
Schreitet er unverletzt! Ein Purpurstrahl
Quillt aus den Seiten ihm; er weicht — wankt schwer —
Ras't toll, dem Tode nah! — Stahl trifft auf Stahl,
Auf Lanze Lanze! Laut brüllt er in dumpfer Qual!

Er kehrt zurück! — nicht Speer noch Wurfspieß frommt,
Nicht des gequälten Rosses Muth; — Nichts nützt,
Wie kühn auch Mann auf Mann zum Angriff kommt,
Des Kämpfers Stahl, die Kraft, die er besitzt!
Ein Pferd liegt todt, ein andres, aufgeschlitzt,
Gräßlich zu sehn, zeigt unbedeckt und bloß

Des Lebens Quell in blut'ger Brust! — Auch jetzt
Bäumt sich noch schwach das todeswunde Roß,
Zwar wankt es, doch sein Herr blieb unverletzt vom Stoß!

Besiegt, blut-, athemlos, wüthend zuletzt,
Stellt in der Mitte trotzig sich der Stier,
Starrend von Pfeil und Lanzen! — Schwer verletzt
Im rohen Spiel, liegt mancher Kämpfer hier!
Da nah'n die Matadore sich dem Thier,
Mit rothen Mänteln, flink den Speer zur Hand,
Durch Alle stürzt noch einmal, rasend schier,
Donnernd der Bull! — Umsonst! — Schnell deckt Gewand
Sein flammend Aug'! 's ist aus! — hin sinkt er auf den Sand!

Dort, wo der breite Nacken ist zu seh'n,
Gefügt dem Rückgrat, trifft der Stoß ihn eben!
Er zögert, weicht — versucht noch, festzusteh'n —
Dann lautlos, regungslos sinkt ohne Leben
Er unter lautem Jauchzen hin! — Da heben,
Ein Fest dem Pöbel, sie das Thier hinauf
Auf reich geschmückten Wagen, und es schweben
Vier scheue Pferd' in zügelfreiem Lauf
Rasch mit der Bürde, die schwarz lastet oben auf!

2. Das Meer.

Roll' an, tiefblauer Ocean, roll' an!
Es fegten spurlos dich zehntausend Flotten,
Der Mensch zerstört das Land, so weit er kann,
Doch auf der Flut ist dein Werk: auszurotten!
Und von dem Greul der Menschen, dieser Motten,
Bleibt keine Spur, — ihr Schatten höchstens blos,
Wenn stöhnend er zu deinen tiefen Grotten,
Ein Regentropfen, sinkt in deinen Schooß,
Vergessen — ohne Klang — sarglos und grabeslos.

Sein Fuß tritt deinen Pfad nicht; dein Gefilde
Ist nicht sein Raub; wenn deine Wogen schwellen,
Scheuchst du ihn fort, verachtend seine wilde
Zerstörungswuth, die Erde zu zerschellen;
Dein Busen läßt ihn bis zum Himmel schnellen
Wie deinen Gischt läßt du ihn heulend fliegen
Um so ihn seinen Göttern zu gesellen,
Wenn er sich mag an nahe Buchten schmiegen;
Zur Erde stößt du ihn zurück — dor mag er liegen!

Kriegsflotten, deren Donner Städt' umwittern,
Daß ihre Mauern, ihre Völker beben,
Monarchen selbst auf ihren Schlössern zittern,
Die eichenripp'gen Leviathan's eben,
Die ihren Erdenschöpfer erst erheben,
Daß er sich Herr und Kriegsgebieter wähnt:
Sind deiner Macht zum Spielwerk hingegeben,
Wie eine Flocke Schnee im Wirbel thränt,
Der für Armada's Stolz, Trafalgar's Beute gähnt!
Rings schwanden alle Reiche, deines nie —

Assyrien, Hellas, Rom — was sind sie worden?
Als frei sie waren — da begrubst du sie,
Dann die Tyrannen! — Sclaven, rohe Horden
Bewohnen nun als Fremde diese Borden;
Durch ihren Fall sind Reiche wüste Schollen,
Doch dich vermochte tilgend nichts zu morden!
Zeit konnte deiner Stirn nicht Furchen zollen, —
Noch wie am Schöpfungstag läßt du die Wogen rollen!

Glorreicher Spiegel, wo das ew'ge Walten
Im Wetter sich verklärt! — zu allen Zeiten
Bewegt und still — im Hauch — im Sturm — am kalten
Beeisten Pol, wie in des Südens Weiten!
Nachtdunkles, heil'ges Lied der Ewigkeiten! —
Endlos! — des Unsichtbaren Wiederschein!
Selbst Ungeheuer, die im Abgrund gleiten,
Verdanken deinem Schleime blos ihr Sein!
Du rollest unerforscht, — gewaltig und allein!

Dich liebt' ich, Ocean! Die höchste Lust
War mir's als Knabe schon an dir zu hangen.
Gleich deinen Blasen trug mich deine Brust!
Mich trieb zu deiner Brandung das Verlangen,
Daß deiner Fluten Wonnen mich durchdrangen,
Wenn deine Kühle schreckend mich genetzt:
Ich ward von dir, ein süßes Kind, umfangen,
Ich hatt' auf dich mein ganz Vertraun gesetzt,
Um deine Mähne schlang ich meine Hand wie jetzt!

Belsazar's Gesicht.

Der König thront; es sitzen
Die Großen rings im Saal;
Viel tausend Lampen blitzen
Beim festlich hohen Mahl.
Viel tausend Becher klirren,
Sie sündig zu entweihn;
Es schäumt in den Geschirren
Jehova's — Heidenwein!

Da regte sich zur Stunde
Urplötzlich eine Hand,
Und auf dem Mauergrunde
Schrieb sie gleich wie auf Sand;
Vom Arm schien ganz sich trennend
Die Hand, die sich erhub,
Die längs der Lettern rennend
Fremdartige Züge grub.

Dem König wurde bange,
Da rings die Lust verschwebt,
Blutlos ward seine Wange
Und seine Stimme bebt:
„Schickt aus nach weisen Leuten,
Den Kundigsten der Welt,
Daß sie das Zeichen deuten,
Das unser Mahl vergällt!"

Geschickt sind die Chaldäer,
Doch sie errathen's nicht,
Verhüllt blieb jedem Späher
Das schreckliche Gesicht.
Selbst Babels kluge Greise
Entbehrten hier des Lichts,
Die immer sonst so weise,
Sie sahn und wußten Nichts.

Nur ein gefang'ner Knabe
Aus einem fernen Land
Besaß die Wundergabe,
Daß er die Schrift verstand.
Die Lampen brannten helle,
Er hat die Schrift erklärt,
Und was er las zur Stelle,
Der Morgen hat's bewährt.

Belsazars Grab ist offen,
Sein Königreich vergeht;
Und jäh vom Blitz getroffen,
War es als Staub verweht.
Sein Purpur ward zum Flore,
Sein Thron zum Leichenstein,
Der Meder nahm die Thore,
Den Thron der Perser ein.

Napoleons Lebewohl.

Leb' wohl, o Land, wo sich aus dunkeln Schatten
Mein Name glorreich nach den Sternen hob,
Um mit der Ewigkeit sich stolz zu gatten,
Wenn einst mein Irdisches im Staub verstob.

Ich stritt mit einer Welt, die ich bezwungen;
Doch lockte mich ein Trugbild allzu fern,
Dem Einzigen ist Einziges gelungen,
Vor einem Sklaven bebte man als Herrn.

Leb' wohl, o Frankreich! Dank für deine Krone!
Ich machte dich zur Perle einer Welt!
Verbannung wurde mir dafür zum Lohne:
Doch seh' ich, wie dein Land verwelkt, verfällt!

Ich weine um die Helden, die gefallen,
Und freudig ihre Leben eingesetzt;
Den stolzen Adler seh' ich aufwärts wallen,
Nach Siegen schaut er, so wie einst, noch jetzt.

Leb' wohl, o Frankreich; doch wenn neugeboren
In dir die Freiheit blüht, so denke mein!
Die Blumen, die dir blühten, sind verloren,
Doch bricht ein Lenz dir einmal noch herein!

Auch kann ich noch die Feinde alle schlagen,
Denn meinem Namen horcht die ganze Welt;
Das Vaterland will keine Ketten tragen
Und wählt einstimmig den, der ihm gefällt!

Griechisches Kampflied.

(Nach dem Griechischen.)

Auf ihr Söhne der Hellenen,
Zeigt euch eurer Väter werth!
Jetzt erfüllt sich euer Sehnen;
Auf zum Kampfe, der euch ehrt.
Laßt uns nun als Männer brechen
Die verhaßte Tyrannei,
Daß das Land von allen Schwächen
Und von Schande werde frei.

Chor.

Laßt der Waffen Klang erschallen,
Und der Feinde rothes Blut
Mag zu unsern Füßen wallen,
Wie ein Fluß mit seiner Flut.

Hört den Ton aus allen Zeiten,
Der zu großen Thaten ruft!
Laßt die Flügel neu sich breiten
In der neuen Lebensluft!
Das Geschmetter der Drommeten,
Das so markdurchdringend klang,
Wecke und bewappne Jeden,
Singt aus Einem Mund den Sang:

Chor.

Laßt der Waffen Klang erschallen &c. &c.

Sparta, Sparta, auf zur Stunde!
Auf aus tiefem Todesschlaf!
Eine dich, Athen dem Bunde!
Sei ein Wolf und sei kein Schaf!
Hört! es ruft mit Geistertönen
Aus dem Grab' Leonidas,
Den die ew'gen Lorbeern krönen;
Darum singt ohn' Unterlaß:

Chor:

Laßt der Waffen Klang erschallen &c. &c.

Der als Sieger einst gefallen
Glorreich bei Thermopylä,
Und uns aus der Perser Krallen
Rettete von tiefem Weh;
Der, um sich dreihundert Krieger,
Widerstand mit Löwenmuth,
Bis er, mit der Schaar, als Sieger
Unterging im Meer von Blut!

Chor.

Laßt der Waffen Klang erschallen &c. &c.

Wenn in der Welt.

Wenn in der Welt, die droben liegt,
Sich noch die Liebe wird bewähren,
Uns dort ein Herz entgegenfliegt
Mit treuem Blick, das ohne Zähren —
Dann seid willkommen, fremde Sphären,
Dann sei willkommen, Sterbenszeit,
Wo wir uns frei von Furcht verklären
In deinem Licht, o Ewigkeit.

So muß es sein; das Selbst nicht macht
Am Grabesrand uns so erbeben,
Da wir noch selbst beim Todesschacht
An unserm fliehenden Dasein kleben.
O! denket nur an jenes Leben,
Wo sich das Herz dem Herzen weiht,
Wo Seelen sich um Seelen weben
Beim Tranke der Unsterblichkeit.

Felicia Hemans. Tennyson.

§. 17. Nach Burns, Moore, Byron hat die englische Poesie kein bedeutendes Werk aufzuweisen. Zwar ist die Zahl der neuesten Dichter groß, doch sind nur wenige unter ihnen ausgezeichnet. Berüchtigt ist vor Allen Shelley geworden, Byrons Freund, nur noch unglücklicher, zerrissener, gott- und menschenfeindlicher, als jener. Eine wohlthuendere Erscheinung ist die Dichterin Felicia Hemans (geb. 1794). Erziehung in romantischer Einsamkeit hatte den Geist des jüngen Mädchens zur Poesie erweckt. Ihre Lieder sind gefühlvoll nud religiös, in der Form rein und wohlklingend; alle im Geiste der Romantik gedichtet. — Unter den jüngsten englischen Dichtern hat sich Alfred Tennyson Ruf erworben, „der einzig wirklich glänzende Dichter unserer Generation," wie ein Engländer zugesteht. Viele seiner Lieder kommen an Innigkeit des Gefühls denen von Burns und Moore gleich, insbesondere aber wird er als ein Meister in außerordentlicher Politur der Verse bewundert.

Anmerk. Gelungene Uebersetzung der Gedichte Tennyson's von W. Hertzberg (1853).

Lied der Auswanderer.

(Von Hemans.)

Da erscholl im Lied auf der tönenden See,
Ein gemischtes Athmen von Lust und Weh';
Stimme des Mannes, kräftig und rauh,
Füllte mit Jubel das sonnige Blau;
Von den Wäldern, die nie noch ein Fuß durchzog,
Jauchzte sie, während die Barke flog.
Doch zu ihrem scholl ein Lied,
Von Ergebung voll und Gram,
Und sein Klageton verrieth,
Daß von Weibes Mund es kam.

„Hinaus, hinaus, und über das Meer!"
So auf dem Deck sang der Männer Heer.
„O, ein hellerer Himmel wölbt sich uns fern,
Unsern Weg dort zeigt uns ein lichterer Stern!
Dort sind Ebnen — Keinem noch gaben sie Rast!
Für den ersten sind sie, den tapfersten Gast!"
„Doch, o Gott, wir wandern trüb,"
— Sang der Abschiedschor sodann —

„Aus den Häusern, traut und lieb,
In des Bachs, der Bergschlucht Bann!“

„Neue ja bau'n wir, wo Blatt und Zweig
Um die Stirn uns blitzen, Juwelen gleich;
Ziehn die Ranken der Rebe bis hoch an's Dach,
Daß ihr Laub uns am Abend beschatten mag,
Wenn hinaus wir schau'n nach den läutenden Küh'n
Und der stillen Savanna wogendem Grün.“
„Ach, wir ziehn und tragen Leid
Um die Linde, frisch und kühl,
Die mit Blüthen überschneit
Unsrer Kinder erstes Spiel.“

„Unser der Wald und des Waldes Gethier!
Freier durchbricht ihn der Hirsch nicht als wir!
Keiner, der spräche: „Nicht weiter! halt!“
Unser die Steppe, so weit sie wallt!
Unser das Ellenn, stattlich und schnell,
Unser sein Mark und unser sein Fell!“
„Doch ach, das Kirchlein grau,
Und der Sabbathglocke Schall,
Und das Gärtchen und die Au' —
Uns entschwunden sind sie all!“

Ströme des Westens, glänzend und rein,
Unsre dreisten Namen woll'n wir euch leih'n!
Wollen sä'n im Gefild unsres Fleißes Saat,
Wollen lassen im Forst unsrer Wagniß Pfad,
Und am frischen See unser frisches Thun,
Wo die Indierfürsten, die alten, ruh'n!“
„Doch die Blumen, süß und bunt,
Unsrer Kinder Lust — wer lehrt
Sie umduften fremden Grund?
— O, lebt wohl, Heimath und Herd!“

Der Tod des alten Jahres.

(Von Tennyson.)

Tief liegt der Schnee in der kalten Nacht,
Die die Winde seufzend durchfliegen.
Schlagt an die Glocke, mit Bedacht,
Und tretet leis' und redet sacht;
Denn das Jahr liegt in letzten Zügen.
Altes Jahr, du darfst nicht sterben!
Du nahtest so geschäftiglich,
Und hieltst zu uns so kräftiglich,
Altes Jahr, du sollst nicht sterben.

Still liegt es; starr ist sein Gebein,
Vor der Dämm'rung schließt es die Lider;
Kein zweites Leben wartet sein;
Es gab mir 'nen Freund und ein Liebchen fein,
Und das Neujahr nimmt sie mir wieder.
Altes Jahr, du darfst nicht gehn;
Du hieltst so lange aus mit uns;
Du hieltst so fröhlich Haus mit uns;
Altes Jahr, du sollst nicht gehn.

Mit vollen Bechern geizt' es nicht,
Kein lustiger Jahr erleben wir;
Und ob ihm schon das Auge bricht,
Und ob sein Feind schlecht von ihm spricht,
Ein Freund doch war es mir.
Altes Jahr, du sollst nicht sterben!
Wir haben gelacht und geweint mit dir.
Fast möcht' ich sterben, vereint mit dir,
Altes Jahr, wenn du mußt sterben.

Wie hat gespaßt es und gekos't,
Sein Witz und Scherz ist nun verweht,
Sein Erbe jagt durch Nacht und Frost,
Es noch zu sehn, mit Extrapost,
Doch kommt er, ist's zu spät.
Jedem sein Eigenthum!
Die Nacht ist sternhell und kalt, mein Freund.
Das Neujahr ist keck — und bald, mein Freund,
Holt es sein Eigenthum.

Wie schwer es athmet; vor dem Haus
Kräht schon der Hahn durch Schnee und Sturm!
Die Schatten flackern ein und aus,
Das Heimchen zirpt, das Licht brennt aus;
Gleich schlägt es zwölf vom Thurm.

Gib die Hand, bevor du stirbst!
Mein Klagen soll nicht ruhn um dich,
Was können wir noch thun für dich?
Sprich dich aus, bevor du stirbst.

Die Züge werden scharf und fein!
Ach! unser Freund ist fort.
Den Mund drückt zu, die Augen ein,
Geht von der Leiche, laßt herein
Ihn, der schon wartet dort,
Schon wartet an dem Thor.
'S ist ein andrer Tritt davor, mein Freund,
Ein neu Gesicht am Thor, mein Freund,
Ein neu Gesicht am Thor.

Roman und Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts.

§. 18. Walter Scott's Beispiel fand viele Nachfolger. Einer der selbstständigsten war der Amerikaner James Fenimore **Cooper** (geb. 1789), so populär als sein Vorgänger, Meister in frischen, lebendigen Seeschilderungen. Der Schauplatz seiner Erzählungen ist Nordamerika, dessen Sitten und Verhältnisse wahr und anschaulich dargestellt werden. Cooper's Vielschreiberei hat seinem Rufe und seinen Werken geschadet. Sein Landsmann Washington **Irving** (1780) ist ein feiner Beobachter gesellschaftlicher Verhältnisse, die er mit graziösem Humor und frischen Farben abzuschildern weiß. Am berühmtesten wurde sein Skizzenbuch, noch anziehender ist Bracebridge-hall oder „die Charaktere." Diesen an Fruchtbarkeit gleich kommt der Engländer Edward **Bulwer**-Lytton (geb. 1803), poetischer, tiefer, geistreicher, hingegen auch minder lebendig und anziehend, als seine Vorgänger. Bulwer ist der Mann der feinen vornehmen englischen Gesellschaftswelt, deren Geheimnisse er als Eingeweihter mit Virtuosität zergliedert. Seine Hauptwerke sind Pelham und Eugen Aram geblieben. — Wie Bulwer seine Stoffe aus dem High life der vornehmen Welt, nahm der humoristische Charles Dickens, genannt **Boz** (geb. 1812), die seinigen aus dem Leben der niederen Volksklassen. Er malt köstliche kleine Genrebilder aus dem Getümmel der Weltstadt von gemüthlichem, drolligem Charakter. Sein trefflichstes Werk, die Pickwickier (Pick-wick-papers) zeichnet in der Person des Herrn Pickwick, eines Gentlemans aus dem Mittelstande, einen höchst ergötzlichen und gemüthlichen Charakter. Auch Master Humphrey ist eine köstliche Figur, nur sein Lebensgemälde etwas zu breit gehalten. — Außer diesen haben nicht wenige englische und nordamerikanische Romanschriftsteller Leser in ganz Europa gefunden, namentlich Marryat, Cooper's Nachfolger in Schilderung des Seelebens, Seasfield und in neuester Zeit mit unerhörtem Beifall die berühmte Miß Harriet Beecher **Stowe**, Verfasserin von Onkel Toms Hütte, einer Schilderung des Negerlebens in den Sclavenstaaten von Nordamerika, ein Buch, das bald

nach seinem Erscheinen in die meisten Sprachen übersetzt und in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde.

Auch in der Geschichtschreibung hat die englische Literatur des 19. Jahrhunderts classische Werke hervorgebracht. Den größten Ruf hat Thomas Babington Macaulay (geb. 1800) durch seine Geschichte Englands erworben, ein ebenso gründliches als anziehend geschriebenes Werk, das in ganz Europa mit Begeisterung aufgenommen wurde. — Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte Lingard seine vortreffliche Geschichte Englands geschrieben, welche in und außer England, obgleich der Verfasser katholischer Priester war, großen Beifall fand.

Anmerk. Aus der großen Zahl von Uebersetzungen englischer Romane erwähnen wir nur einige der vorzüglichsten. Cooper's Amerikan. Romane (Stuttgart seit 1840); Irvings Sämmtliche Werke (Frankfurt a. M. 1837); Bulwer's Sämmtliche Romane (Stuttgart 1843); Boz Sämmtliche Werke (Stuttgart 1841 —); dessen „Pickwickier" deutsch v. H. Roberts (Leipzig 1838). —

Zur nähern Kenntniß der englischen Literatur: Behnsch, Geschichte der englischen Sprache und Literatur (Breslau 1853), geht nur bis zur Einführung der Buchdruckerkunst. Spalding's Geschichte der englischen Literatur, (Halle, 1854, Uebersetzung) ist für deutsche Leser allzu britisch hochfahrend und selbstgefällig. Zur Kenntniß englischer Poesie aus Uebersetzungen verhelfen zahlreiche Sammlungen wie Plönnies Britannia, Böttger's Albion u. a.; für Solche, welche im Originale lesen wollen, ist ganz besonders Herrigs Handbuch der englischen Nationalliteratur (4. Abdruck. Braunschweig 1854) empfehlenswerth, welchem nun auch ein „Handbuch der Nordamerikanischen Nationalliteratur" (Braunschweig, 1854) von demselben Verf. zur Seite steht.

Neunter Abschnitt.

Deutsche Literatur.

Aelteste Zeit. Ulfilas. Heidnische und christliche Poesie. Heliand.

§. 1. Die ersten rohen Klänge deutscher Dichtung ertönten in den Urwäldern des alten Germaniens. Es sind jene Schlacht- und Heldengesänge unserer streitbaren Vorfahren, von welchen der Römer Tacitus erzählt, daß sie mehr gebrüllt als gesungen worden, indem man beim Singen die Schilde vor den Mund hielt, um die Feinde durch erschütternde Töne in Schrecken zu jagen. Wir haben keine Proben von dieser Urwaldspoesie, jedoch sagt uns ein deutscher Geschichtschreiber, es seien

noch zu Karls des Großen Zeiten die deutschen Schlachtlieder dem Rollen schwerer Lastwagen über hölzerne Brücken zu vergleichen gewesen.

Unter allen deutschen Stämmen waren die Gothen die ersten, welche sich zum Christenthume bekannten. Für diese übersetzte der Bischof **Ulfilas** (gestorben 388 n. Chr.) einen Theil der heiligen Schrift in's Gothische. Diese Bibelübersetzung steht als das älteste Denkmal unserer Literatur da, einer alten Riesenburg gleich, an welcher die späteren Geschlechter mit Ehrfurcht vorübergehen.

Schon vor der Völkerwanderung, in uralter heidnischer Zeit, waren die Deutschen im Besitze von Volksgesängen, in denen die Heldensage von Siegfried, dem Drachentödter, und die Thierfabel von Reinhart dem Fuchs und Isengrim dem Wolf enthalten waren. Durch die Völkerwanderung wurde die Heldensage um neue Stoffe vermehrt, denn nun gab es viel Schönes zu singen und zu sagen von Helden, wie Theodorich dem Großen (genannt Dietrich von Bern), Attila (Etzel), dem Hunnenkönig, Gunther von Burgund und anderen. Ihre Thaten wurden in herrlichen Liedern gefeiert, deren noch Karl der Große eine Sammlung veranstalten ließ. Diese ist für uns verloren gegangen, doch sind etliche Jahrhunderte später neue herrliche Gedichte entstanden (besonders das Nibelungenlied und Gudrun), in welchen jene alten Sagen wieder erzählt und fortgepflanzt wurden.

Anmerk. Ein Probestück solcher Lieder ist das noch vorhandene Hildebrandslied. Auch die Gedichte Beowulf und Walther von Aquitanien gehören hierher. Ihre Kenntniß liegt außerhalb der Grenzen dieses Buches; wer sich damit bekannt machen will, lese Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur I. Bd. S. 23. H. Holland's Geschichte der deutschen Literatur Bd. I. S. 10. ff. und Proben in den „Beilagen."

Mit Einführung und Ausbreitung des Christenthums in Deutschland verstummten nach und nach die alten heidnischen Volksgesänge. Eine neue, christliche Poesie trat an ihre Stelle. Die Männer, welchen damals Deutschland Bildung und Wissenschaft verdankte, waren Priester und Mönche, besonders in den Klöstern St. Gallen, Reichenau, Fulda. Sie haben die classischen Werke des Alterthums durch fleißiges Abschreiben erhalten, auch selbst neue Werke und Dichtungen im christlichen Geiste geschaffen. Das herrlichste und beste darunter ist das Gedicht **Heliand**, d. i. Heiland, eine poetische Erzählung des Lebens Jesu Christi nach den Berichten der vier Evangelien. Diese Dichtung ist ein wahres christliches Epos, würdig, den Gesängen des Homeros zur Seite zu stehn. Der Inhalt ist Christus selbst in aller Glorie und Wahrheit, und in jener großen und edlen Auffassung, welche dem

tiefen deutschen Gemüthe eigen ist. Die Schilderung ist einfach, ohne künstliche Farben und Bilder, und doch voll Leben und Wahrheit, voll Glauben und Innigkeit. Das Gedicht ist wohl „das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht."

Anmerk. Leider macht es die Schwierigkeit der Sprache und Form fast unmöglich, den des Altdeutschen Unkundigen durch bloße Uebersetzungsproben einen Begriff von der Herrlichkeit des Heliand zu geben. Diejenigen unserer Leserinnen, welche sich dennoch damit bekannt machen wollen, finden das Verständniß erleichtert durch die Zusammenstellung in Holland's Gesch. der deutschen Literatur Bd. I. S. 237 ff. Auch soll hier ein für allemal Simrocks treffliches Altdeutsches Lesebuch in neudeutscher Sprache (Stuttgart, 1854) allen Leserinnen auf's beste empfohlen sein.

Gleichen Inhalt mit dem Heliand hat der Krist des Mönches Otfried von Weißenburg, auch eine Lebensgeschichte Jesu in gereimten Versen und gemüthvoller, zuweilen breiter, Darstellung. Kleinere Bruchstücke altdeutscher christlicher Poesie sind: Muspilli, ein höchst erhabenes Gedicht vom Weltuntergang, und das sogenannte Weßobrunner Gebet, welches anhebt: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Weisheiten größte: da die Erde nicht war, noch der Himmel oben, nicht Berg noch Baum war, die Sonne nicht schien noch der Mond leuchtete, noch der Meersee, da nichts noch war von Ende und Grenze, da war der eine allmächtige Gott."

Blüthe der deutschen Poesie. Epische Dichtungen: Rolandslied.

§. 2. Dritthalb Jahrhunderte war die deutsche Poesie fast verstummt; da erwachte sie um so frischer und kräftiger durch die Kreuzzüge. Der Samen des Christenthums war in dem deutschen Gemüthe auf guten Boden gefallen. Als nun die Kunde aus Osten drang, wie der Islam das Kreuz bedrohte und das Höchste und Theuerste, der Glaube, in Gefahr sei, da zogen Hunderttausende in heiliger Begeisterung unter dem Panier des Kreuzes dem Orient zu. Hier ging der Poesie eine neue Welt auf: das Morgenland mit allen seinen Wundern und Herrlichkeiten, und der ritterliche Kampf für den Glauben wider die Schaaren der Ungläubigen. So entstanden jene herrlichen epischen Dichtungen, die schönsten Blüten, welche der Baum unserer deutschen Poesie getragen hat. Diese blieben aber nicht bei den Thaten der Kreuzfahrer stehen: auch andere Heldengeschichten der Vorzeit wurden aufgefrischt, besonders solche, welche den Kampf für den Glauben schilderten, wie der Zug Karls des Großen wider die Araber. Das Werk der Kreuzfahrer: Krieg wider den Islam, hatte schon Karl der Große begonnen. Seine

Thaten besingt das **Rolandslied**, ein christliches Epos, verfaßt (um das Jahr 1175) von einem Geistlichen, der sich den Pfaffen Konrad nennt. Das Gedicht ist nicht ohne einzelne großartige Schilderungen, obwohl dem Liede der Nibelungen oder der Gudrun nicht zu vergleichen. Karl der Große erscheint darin als wahrer Gottesstreiter, der nicht auszieht, seinen, sondern Christi Ruhm zu mehren. Er sendet den Helden Roland mit einem Heere wider die Heiden nach Spanien; allein im Thale Roncevalle wird das christliche Heer verrätherisch überfallen und trotz wunderbarer Tapferkeit erschlagen. Nun zieht Karl selbst aus und rächt den Tod seiner Helden durch einen großen Sieg über die Heiden.

Von minderem Werthe sind zwei andere epische Dichtungen des zwölften Jahrhunderts: Herzog Ernst, — Geschichte eines Ritters, der zur Sühne eines Mordes das Kreuz nimmt und gar wundersame Abenteuer besteht — nnd König Rother, Brautwerbung und Heldenfahrt dieses Königs nach Konstantinopel.

Anmerk. Wer sich näher über diese und etliche minder bedeutende Dichtungen, wie Orendel, Otnit u. A. unterrichten will, findet das Nöthige bei Vilmar, Gesch. d. deutschen Nationallit. It Bd.

Lamprechts Alexanderlied.

§. 3. Kein Held des Alterthums ist gleich Alexander dem Großen im Morgen- und Abendland gefeiert worden. Sein Name hatte einen guten Klang. Alexander hatte einst den Zug gen Osten unternommen. Dasselbe hatten auch die Kreuzfahrer vor. Gleiche Mühsale, gleiche Gefahren erregten Bewunderung des alten Helden. So verbreitete sich um jene Zeit die Alexandersage leicht und allgemein bei Franzosen, Italienern und Deutschen. Auch Dichter behandelten sie, aber keiner so schön, als der Verfasser des Alexanderliedes, eines volksmäßigen, lebensvollen Gedichtes, das wir aus dem zwölften Jahrhundert unter dem Namen des „Pfaffen Lamprecht“ besitzen.

Das **Alexanderlied** zerfällt in zwei Theile, wovon der erste mehr die Geschichte, der zweite mehr die Sage behandelt. Der Dichter beginnt mit Alexanders Jugendjahren, wie er reiten und streiten lernte, wie er Sprachen und Musik übte, wie er das unbändige Roß Bucephalus bändigte und dergleichen mehr. Alsdann wird der Held auf seinen Zügen nach Asien begleitet. Die Schilderung der Heldenkämpfe und Schlachten ist ganz in jenem volksmäßigen und kräftigen Tone des alten deutschen Heldenliedes gehalten. So gewährt z. B. die Schilderung des Zweikampfes Alexanders mit Porus, dem Vasallen des Darius, in wenigen Strichen ein großes Bild. Sie zücken die Schwerter, sie springen

zusammen, die Schwerter klingen in ihren Händen, da sie sich hauen wie die Waldeber; groß ist der Stahle Schall; das Feuer blitzt überall. Dann erst beginnt der Volkskampf, mit Grimm stürzt die Menge aneinander, und da werden die grünen Wiesen roth, und die Furchen füllen sich mit Blut und über das Feld hinab fließt der Blutstrom in die Tiefe.

Im zweiten Theile kommt Alexander in das Land der Scythen an das Ende der Welt. Da befällt ihn Heimweh und mächtige Sehnsucht nach Mutter und Lehrer, und er schreibt im Drange seines Herzens einen Brief, worin seine und seiner Gefährten Schicksale und Abenteuer, dann die Wunder der von ihm durchzogenen Länder beschrieben sind. In diesem Briefe kommen die schönsten Schilderungen vor, so die Erzählung von den singenden Waldvögelein. Alexander kommt mit seinem Heere in einen dunklen, dunklen Wald, wo kein Schein der Sonne durchdringen kann; kühle, klare Quellen rinnen von den Bergen in's Thal, süßer Gesang der Vögel tönt durch die Zweige. Der Boden des Waldes ist überdeckt mit einer unübersehbaren Menge von Blumenknospen von wunderbarer Größe; rosenfarb und schneeweiß sind sie, wie große Kugeln; nun öffnen sich ihre Kelche und, o Wunder! — Mägdlein blühen hervor roth wie das Morgenroth und weiß wie der lichte Tag, zwölfjährig, von wunderbarer Schönheit. Die schweben singend und lachend auf und nieder in Waldesschatten. Aber sie sind nur Kinder des Schattens und der stillen Waldeinsamkeit — Blumenkinder; bescheint sie der Sonne Strahl, so müssen sie sterben.

Solche zarte und liebliche Schilderungen wechseln ab mit ernsten und großen Gedanken. Alexander hat die Welt erobert, da kommt er auf den Gedanken, sich auch noch des Paradieses zu bemächtigen. Ein verwegener Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürm und scheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt ihn zum Flusse Eufrat, der aus dem Paradiese fließt. Die Helden kommen an ein Thor und fordern Unterwerfung. Da tritt ein Alter hervor und warnt den König zur Bekehrung und gibt den Kriegsleuten einen Stein mit. Der Stein — so deutet ein alter Jude — hat die Gabe, eine große Last aufzuwiegen und doch selbst von einer Feder aufgewogen zu werden; das solle den Menschen lehren, sich nicht thöricht zu überheben; in der Begierde liege die Hölle; nur wer der Begierde Herr geworden, der könne das Paradies erobern. Sterblich sei der Mensch, von Staub und Erde, und zum Staube müsse er werden. Zu Gott müsse er sich wenden, der ihm Gnade, Kraft und Weisheit verliehen. So scheidet Alexander von dem Thore des Paradieses und gedenkt der Lehre des Alten und wandelt in guter Sitte. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit

Einem Worte: „Da ward ihm vergeben." Und von Allem, was der Held besaß, blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem allerärmsten Mann, der je zur Erde kam.

Anmerk. Uebersetzung des Alexanderliedes von H. Weismann (Frankfurt 1850), welcher nachfolgende Probe entlehnt ist.

Die singenden Waldvögelein.

Als wir hinzogen an dem Meere,
Da ritt ich außer meinem Heere
Mit dreien tausend Mannen.
Darauf huben wir uns von dannen
Und gedachten Wunder zu sehen;
Da sah'n wir fern von dannen stehen
Einen großen, prächtigen Wald.
Das Wunder, das war mannigfalt,
Das wir da vernahmen.
Als hinzu wir kamen,
Da höreten wir wohl in ihm
Manche wunderschöne Stimm',
Lyren= und Harfenklang
Und den süßesten Gesang.
— — — — — —

Der herrliche, der edle Wald
War wunderbarlich schön gestalt',
Wir konnten's all' genau gewahren.
Stattlich hoch die Bäume waren,
Die Zweige waren breit und dicht,
Nur Wahrheit gibt euch mein Bericht.
Das war eine große Wonne.
Da konnte nicht die Sonne
Hindurch bis zur Erde scheinen.
Ich und die Meinen
Wir ließen unsre Rosse steh'n,
Um alsbald in den Wald zu geh'n
Ueber den wonniglichen Sand.
Gar lang und weit der Weg sich wand,
Bis wir dorthin kamen,
Wo wir nun vernahmen,
Was Wunder darin mochte sein.
Gar viele schöne Mägdelein
Wir in dem Walde funden,
Die spielten in diesen Stunden
Auf dem grünen Klee umher,
Hunderttausend und noch mehr,
Die spieleten und sprangen,
Hei, wie schön sie sangen,
Daß wir alle, kleine und große,
Durch das liebliche Gtose,
Das aus dem Walde zu uns scholl,
Ich und meine Helden wohl
Vergaßen unser Herzeleid
Und all' die Mühen in dem Streit.
Wir fühlten alle Noth vergeh'n
Und was uns Leides je gescheh'n.
Da schien es allen uns fürwahr,
Was auch gar kein Wunder war,
Daß zur Genüge sei gegeben
Uns für die Weile, die wir leben,
Freude und des Reichthums Glanz.
Angst und Leid vergaß ich ganz,
Ich und all die Meinen,
Und was von Kindesbeinen
Bis an denselben Tag fürwahr
Uns Leides je geschehen war;
— — — — — —

Wollt' ich nun rechte Einsicht ha'n
Wie's mit den Frauen war gethan,
Von wannen diese kamen,
Oder welches Ende sie nahmen,
Von allen mag euch das fürwahr
Erscheinen höchlich wunderbar.
Sobald der Winter ging von dann,
Und die Sommerzeit begann,
Und es grün ward überall,
Und die edlen Blumen ohne Zahl
Im Wald begannen aufzugeh'n,
Da waren die gar schön zu seh'n.
Von Lichte strahleten sie ganz,
In rothem und in weißem Glanz
Schimmerten gar ferne sie.
Solche Blumen waren nie,
Welche schöner mochten blüh'n.
Sie waren, wie es uns erschien,
Völlig rund wie ein Ball
Und fest verschlossen überall;
Sie waren wunderbarlich groß.
Und wenn die Blume sich oben erschloß,

Das merket wohl in eurem Sinne,
So fanden sich darinne
Mägdlein ganz und gar vollkommen:
Ich sag's euch, wie ich's hab vernommen.
Sie wandelten lebendig
Und sprachen so verständig
Und fühlten Menschenlust und Sinn;
Sie hatten völlig, wie es schien,
Ein Alter um das zwölfte Jahr.
Sie waren herrlich, das ist wahr.
— — — — — —
Und lachten viel und waren froh,
Und ihr Gesang entzückte so,
Daß nie vor dem und seit der Frist
So süße Stimm' erschollen ist.

Doch mußte diesen Frauen, —
Darauf dürft ihr vertrauen —
Lebenslust der Schatten geben;
Sie konnten ohne den nicht leben,
Traf sie die Sonne mit ihrem Scheine,
So blieb am Leben ihrer keine.
Das Wunder, das war mannigfalt.
Da erscholl ringsum der Wald
Von dem süßen Klingen
Derer, die darinne singen,
Die Vögel und die Mägdelein,
Wie konnt' es wonniglicher sein,
Früh und spät zu jeder Zeit.
Ihres Leibes ganzes Kleid,
Fest an sie gewachsen war
An die Haut und an das Haar.
An Farbe waren sie genau
So wie die Blumen auf der Au,
Roth und weiß, wie Schnee gethan.
— — — — — —
Dies währte, wie ich euch jetzt sage,
Drei Monate und noch zwölf Tage,
Daß ich mit meiner Heldenschaar
In dem grünen Walde war,
— — — — — —
Doch großes Leid geschah uns dann,
Das nie genug ich klagen kann.
Da die Zeit zu Ende ging,
Unsre Freude auch zerging:
Die Blumen ganz und gar verbarben
Und die schönen Frauen starben;
Ihr Laub die Bäume ließen
Und die Brunnen ihr Fließen
Und die Vögelein ihr Singen.
Da begunte auch zu zwingen
Ungemach und Gram mein Herze
Mit mannigfaltigem Schmerze.
Schrecklich war der Jammer da,
Den ich alle Tage sah
An den schönen Frauen.
O weh, daß ich mußte schauen,
Wie sie alle starben
Und die Blumen verbarben:
Da schied in Trauer ich von dannen
Mit allen meinen Mannen.

Wie man einmal die Heldengeschichten des Morgenlands wieder liebgewann, wurde nächst der Alexandersage auch der Trojanische Krieg poetisch bearbeitet. So dichteten Heinrich von Veldecke seine Aeneide (Eneit), Herbort von Fritzlar seinen Trojanischen Krieg. Ersteres Gedicht hat zierliche, elegante Verse, aber wenig kernhafte, echtdeutsche Gedanken.

Das Nibelungenlied.

§. 4. Die Schönheit dieser berühmten Dichtung liegt weit mehr in dem großartigen Charakter der Helden, in der Macht ihrer Leidenschaften und Handlungen, als in der Sprache. Der Dichter selbst bleibt, wie Homer, in seiner Erzählung leidenschaftslos und ruhig. Wir wissen nicht, wer das Gedicht verfaßt hat, wahrscheinlich ist es nicht das Werk

Eines Dichters, sondern aus vorhandenen Volksliedern zu einem Ganzen verbunden worden.

Der Inhalt des Nibelungenliedes ist folgender.

Zu Worms am Rhein wohnen drei Brüder, die gemeinsam über das Volk der Burgunden herrschen, Günther, Gernot und Giselher. Zu ihnen kommt Siegfried von Niederlanden mit glänzendem Gefolge, zu werben um Kriemhilde, die liebreizende Schwester der Fürsten. Bei seiner Ankunft erzählt Hagen, Günthers Dienstmann, die früheren Thaten Siegfrieds, wie er durch List und Stärke den Nibelungen, zweien Elfenkönigen, einen großen Schatz entrissen, dabei auch das Schwert Balmung gewonnen, dem kein Helm widersteht, und die Tarnhaut, die unsichtbar macht, ja die Stärke von zwölf Männern verleiht. Auch einen Lindwurm hat er erschlagen und sich in dessen Blute gebadet, wodurch er am ganzen Körper, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, hörnen und unverwundbar geworden ist. — Siegfried wirbt nun um Kriemhildens Hand und erhält sie auch, nachdem er zuvor ihren Brüdern manchen Dienst gethan. So hat er den Günther nach Issenland begleitet, wo dieser um die jungfräuliche Königin Brunhilde wirbt. Aber Brunhilde ist durch Zaubermittel riesenstark und läßt jeden Freier tödten, den sie überwindet. Günther besiegt sie, weil ihm der starke Siegfried, durch die Tarnkappe unsichtbar gemacht, beisteht. Darauf wird in Worms die doppelte Hochzeit Günthers mit Brunhilde und Siegfrieds mit Kriemhild gefeiert. Der Glanz des Festes wird durch düstere Wolken verdunkelt. Die stolze Brunhild schmerzt es, daß ein Lehensmann Günthers — denn dafür hatte sie den Siegfried bisher angesehen — die Schwester ihres Gemahls ehlichen sollte. Sie weigert sich abermals, Günthers Weib zu werden, und Siegfried muß ihr als vermeintlicher Günther in gewaltigem Kampfe den Zaubergürtel entreißen. Nun ist sie schwach, wie andere Frauen, aber hoffärtig und trotzig wie zuvor. Zehn Jahre später, nachdem Siegfried längst in sein Reich zurückgekehrt ist, bringt sie es dahin, daß er und Kriemhilde zu einem festlichen Besuche nach Worms geladen werden. Sie hegt dabei den geheimen Wunsch, den Siegfried als ihren Vasallen seine Dienstbarkeit fühlen zu lassen. So entsteht bald Zwietracht und Zank zwischen den beiden Königinnen. In der Hitze der Leidenschaft wirft Kriemhilde Brunhilden vor, daß ihr ja nicht Günther, sondern Siegfried den Zaubergürtel entrissen habe. Wüthend über diesen Spott und den nun erkannten Betrug sinnt Brunhilde auf Rache und reizt ihren Dienstmann, den finstern Hagen, welcher schon lange den herrlichen Siegfried im Stillen gehaßt hat, zum Morde desselben. Unter dem Vorwande, Siegfrieden im Kriege beschützen zu wol-

len, entlockt Hagen der arglosen Kriemhilde das Geheimniß, an welcher Stelle ihr Gemahl verwundbar sei. Auf einer Jagd im Odenwald erhascht er den Augenblick, wo Siegfried durstig an einem Brunnen niederkniet, und durchbohrt ihn von hinten. Höhnend läßt der Mörder den Leichnam vor die Kammer Kriemhildens legen, die den Thäter alsbald erräth. Dreizehn Jahre lebt Kriemhilde in stummer Trauer, aber ihr ganzes Gemüth ist ein anderes geworden. Die Milde, die sie bisher geziert, ist in bittern Groll verwandelt. Nur der einzige Gedanke der Rache erfüllt ihre Seele. Da fügt ihr Hagen noch neues Leid zu. Er entreißt ihr mit Hilfe des Königs den reichen Schatz (Hort) der Nibelungen und versenkt ihn in den Rhein, auf daß ihn nie Kriemhilde zu seinem Verderben gebrauche.

Ein neues Schicksal beginnt, als Etzel, ein mächtiger König, der in Ungarn wohnt, um Kriemhilden wirbt. Kriemhilde überwindet ihre Abneigung gegen eine zweite Ehe und gegen den heidnischen Mann, weil sie nun hofft, durch diesen zur Rache zu gelangen. Abermals dreizehn Jahre in Ungarn verlebt, haben sie noch nicht beruhigt. Da bewegt sie ihren Gemahl, die Verwandten auf einen Festbesuch einzuladen. Hagen redet davon ab; der Feigheit beschuldigt, bringt er es wenigstens dahin, mit Heeresmacht auszuziehen. Etzel hat die Gäste wohlwollend empfangen; seine größten Helden, Dietrich von Bern und Rüdiger haben ihnen Freundschaft zugesagt. Aber Kriemhild weiß andere Vasallen zum verrätherischen Angriff der Gäste zu bewegen. Während eines Festmahles erscheint plötzlich Hagens Bruder, Dankwart, blutbedeckt im Saale und verkündet, wie er allein dem Blutbade entronnen sei, das die Heiden unter den Burgunden angerichtet haben. Dies ist die Losung zum furchtbarsten Kampfe. Hagen erschlägt zuerst Etzels Sohn, dann beginnt ein Morden bis zum späten Abend. Dietrich nimmt zuletzt den Hagen und Günther gefangen und führt sie gefesselt vor Kriemhilde. Weil Hagen nicht verrathen will, wo der Nibelungen Hort begraben liege, so lange noch ein burgundischer König lebe, muß Günther sterben. Wie Hagen Günthers Haupt sieht, erklärt er, daß er sein Geheimniß mit in's Grab nehmen wolle. Da schlägt ihm Kriemhild eigenhändig mit Siegfrieds Schwerte das Haupt ab. Das ist endlich auch das Zeichen zu ihrem Untergang. Empört über die entsetzliche That haut sie der alte Hildebrand in Stücke. Nur drei: Etzel, Dietrich und Hildebrand überleben die furchtbare Geschichte und betrauern den Tod ihrer Helden. Dies wird geschildert in der sogenannten Klage, einem Anhang zum Nibelungenlied.

Anmerk. Ausführlicher erzählt Vilmar den Inhalt des Nibelungenliedes, Bd. I. S. 80 ff. Unter den Uebersetzungen sind die von Pfitzer und Simrock,

vorzüglich die letztere zu empfehlen. Die von Pfitzer ist auch durch die schönen Zeichnungen von J. Schnorr von Carolsfeld und E. Neureuther werthvoll.

1. Wie Siegfried erschlagen wird.*)

Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birschen in den Tann.
Mit ihren scharfen Spießen wollten sie jagen gehn
Bären, Schwein und Büffel: was konnte Kühnres geschehn?

Da ließ man herbergen bei dem Walde grün
Vor des Wildes Wechseln die stolzen Jäger kühn,
Als sie da jagen wollten, auf breitem Angergrund,
Da war auch Siegfried kommen: das ward dem König kund.

Von den Jagdgesellen ward umher gestellt
Die Wart an allen Enden: da sprach der kühne Held,
Siegfried der starke: „Wer soll uns in den Tann
Nach dem Wilde weisen? ihr Degen kühn und wohlgethan."

„Wollen wir uns scheiden," hub da Hagen an,
„Ehe wir beginnen zu jagen hier im Tann?
So mögen wir erkennen, ich und die Herren mein,
Wer die besten Jäger bei dieser Waldreise sei'n.

„Die Leute und die Hunde, wir theilen uns darein:
Dann fährt, wohin ihn lüstet, Jeglicher allein,
Und wer das Beste jagte, dem sagen wir den Dank."
Da weilten die Jäger bei einander nicht mehr lang.

Da sprach der Herre Siegfried: „Der Hunde hab ich Rath,
Ich will nur einen Bracken, der so genossen hat,
Daß er des Wildes Fährte spüre durch den Tann:
Wir kommen wohl zum Jagen!" so sprach der Kriemhilde Mann.

Da nahm ein alter Jäger einen Spürhund
Und brachte den Herren in einer kurzen Stund,
Wo sie viel Wildes fanden: was des vertrieben ward,
Das erjagten die Gesellen, wie heut noch guter Jäger Art.

Einen großen Eber trieb der Spürhund auf.
Als er flüchtig wurde, da kam in schnellem Lauf
Derselbe Jagdmeister und nahm ihn wohl auf's Korn:
Anlief den kühnen Degen der Eber in großem Zorn.

Da schlug ihn mit dem Schwerte der Kriemhilde Mann;
Das hätt ein andrer Jäger nicht so leicht gethan.
Als er ihn gefället, fing man den Spürhund.
Da ward sein reiches Jagen den Burgunden allen kund.

Da vernahm man allenthalben Lärmen und Getos.
Von Leuten und von Hunden ward der Schall so groß,
Man hörte wiederhallen den Berg und auch den Tann.
Vierundzwanzig Hunde hatten die Jäger losgethan.

---

*) Verkürzt.

Da wurde viel des Wildes vom grimmen Tod ereilt.
Sie wähnten es zu fügen, daß ihnen zugetheilt
Der Preis des Jagens würde: das konnte nicht geschehn,
Als bei der Feuerstätte der starke Siegfried ward gesehn.

Die Jagd war zu Ende, und doch nicht ganz und gar.
Die zu der Herberg wollten, brachten mit sich dar
Häute mancher Thiere, dazu des Wilds genug.
Hei! was man zur Küche vor das Ingesinde trug!

Da ließ der König künden den Jägern wohlgeborn,
Daß er zum Imbiß wolle; da wurde laut ins Horn
Einmal gestoßen: also ward bekannt,
Daß man den edeln Fürsten bei den Herbergen fand.

Da sprach der König Siegfried: „Nun räumen wir den Wald."
Sein Roß trug ihn eben, die Andern folgten bald.
Sie verscheuchten mit dem Schalle ein Waldthier fürchterlich,
Einen wilden Bären; da sprach der Degen hinter sich:

„Ich schaff uns Jagdgesellen eine Kurzweil.
Da seh ich einen Bären: den Bracken löst vom Seil.
Zu den Herbergen soll mit uns der Bär:
Er kann uns nicht entrinnen und flöh er auch noch so sehr."

Da lösten sie den Bracken, gleich sprang der Bär hin dann.
Da wollt ihn erreiten der Kriemhilde Mann:
Er fiel in ein Geklüfte: da konnt er ihm nicht bei;
Das starke Thier wähnte von den Jägern schon sich frei.

Da sprang von seinem Rosse der stolze Ritter gut
Und begann ihm nachzulaufen; das Thier war ohne Hut,
Es konnt ihm nicht entrinnen, er fing es allzuhand;
Ohn es zu verwunden, der Degen eilig es band.

Kratzen oder beißen konnt es nicht den Mann.
Er band es auf den Sattel: auffaß der Schnelle dann;
Er bracht es bis zum Herde in seinem hohen Muth
Zu einer Kurzweile der Degen edel und gut.

Als er vom Roß gestiegen, löst' er ihm das Band
Vom Mund und von den Füßen, die Hunde gleich zur Hand
Begannen laut zu heulen, als sie den Bären sahn.
Das Thier zum Walde wollte: das erschreckte manchen Mann.

Der Bär in die Küche von dem Lärm gerieth;
Hei! was er von dem Feuer der Küchenknechte schied!
Gerückt ward mancher Kessel, zerzerret mancher Brand;
Hei! was man guter Speisen in der Asche liegen fand!

Da sprangen von den Sitzen die Herren und ihr Bann.
Der Bär begann zu zürnen; der König wies sie an
Der Hunde Schar zu lösen, die an den Seilen lag:
Und wär es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag.

Mit Bogen und mit Spießen, man versäumte sich nicht mehr,
Liefen hin die Schnellen, wo da ging der Bär;
Doch wollte Niemand schießen, von Hunden wars zu voll.
So laut war das Getöse, daß rings der Bergwald erscholl.

Der Bär begann zu fliehen vor der Hunde Zahl,
Ihm konnte Niemand folgen als Kriemhilds Gemahl.
Er erlief ihn mit dem Schwerte, zu Tod er ihn da schlug.
Wieder zu dem Feuer das Gesind den Bären trug!

Da sprachen, die es sahen, er wär ein starker Mann.
Die stolzen Jagdgesellen rief man zu Tisch heran:
Auf einem schönen Anger saßen ihrer genug.
Hei! was man Ritterspeise vor die stolzen Jäger trug!

Da sprach der Herre Siegfried: „Mich verwundert sehr,
Man bringt uns aus der Küche doch so viel daher,
Was bringen uns die Schenken nicht dazu den Wein?
Pflegt man so der Jäger, will ich nicht Jagdgeselle sein."

Da sprach der Niederländer: „Ich sag' euch wenig Dank;
Man sollte sieben Säumer mit Meth und Lautertrank
Mir hergesendet haben; konnte das nicht sein,
So hätte man uns besser gesiedelt näher dem Rhein."

Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edlen Ritter schnell,
Ich weiß hier in der Nähe einen kühlen Quell:
Daß ihr mir nicht zürnet, da rath' ich hinzugehn."
Der Rath war manchem Degen zu großer Sorge geschehn.

Als sie von dannen wollten zu der Linde breit,
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Kriemhilds Gemahl,
Wenn er rennen wolle: Hei! schauten wir das einmal!"

Da sprach von Niederlanden Siegfried der Degen kühn:
„Das mögt ihr wohl versuchen: wollt ihr zur Wette hin
Mit mir an den Brunnen? Wenn der Lauf geschieht,
Soll der gewonnen haben, welchen man gewinnen sieht."

„Wohl, laßt es uns versuchen," sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfried: „So will ich mich legen
Hier zu euern Füßen nieder in das Gras."
Als er das erhörte, wie lieb war König Gunthern das!

Da sprach der kühne Degen: „Ich will euch mehr noch sagen:
All mein Geräthe will ich mit mir tragen,
Den Speer sammt dem Schilde, dazu mein Birschgewand."
Das Schwert und den Köcher er um die Glieder schnell sich band.

Abzogen sie die Kleider von dem Leibe da;
In zwei weißen Hemden man Beide stehen sah.
Wie zwei wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Man sah bei dem Brunnen den kühnen Siegfried doch eh.

Den Preis in allen Dingen vor Manchem man ihm gab.
Da löst' er schnell die Waffe, den Köcher legt' er ab,
Den starken Wurfspieß lehnt' er an den Lindenast:
Bei des Brunnens Flusse stand der herrliche Gast.

Siegfriedens Tugenden waren gut und groß.
Den Schild legt' er nieder, wo der Brunnen floß:
Wie sehr ihn auch dürstete, der Held nicht eher trank
Bis der Wirth getrunken: dafür gewann er übeln Dank.

Der Brunnen war lauter, kühl und auch gut;
Da neigte sich Gunther hernieder zu der Flut.
Als er getrunken hatte, erhob er sich hindann;
Also hätt' auch gerne der kühne Siegfried gethan.

Da entgalt er seiner Tugend; den Bogen und das Schwert
Trug Hagen beiseite von dem Degen werth.
Dann sprang er schnell zurücke, wo er den Wurfspieß fand
Und sah nach einem Zeichen an des Kühnen Gewand.

Als Siegfried der Degen aus dem Brunnen trank,
Schoß er ihm durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut seines Herzens hoch an Hagens Statt.
Kein Held begeht wieder also große Missethat.

Der Held in wildem Toben von dem Brunnen sprang;
Ihm ragte von den Schultern eine Speerstange lang.
Nun wähnt er da zu finden Bogen oder Schwert,
So hätt' er Lohn Herrn Hagen wohl nach Verdienste gewährt.

Als der Todtwunde das Schwert nicht wiederfand,
Da blieb ihm nichts weiter als der Schildesrand.
Den hob er von dem Brunnen und rannte Hagnen an;
Da konnt' ihm nicht entrinnen König Gunthers Unterthan.

Wie wund er war zum Tode, so kräftig doch er schlug,
Daß von dem Schilde nieder rieselte genug
Des edeln Gesteines: der Schild zerbrach auch fast:
So gern gerochen hätte sich der herrliche Gast.

Gestrauchelt war da Hagen von seiner Hand zu Thal;
Der Anger von den Schlägen erscholl im Wiederhall.
Hätt' er sein Schwert in Händen, so wär es Hagens Tod.
Sehr zürnte der Wunde; es zwang ihn wahrhafte Noth.

Seine Farbe war erblichen, er konnte nicht mehr stehn,
Seines Leibes Stärke mußte ganz zergehn.
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Er ward hernach beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann:
Das Blut von seiner Wunde stromweis nieder rann,
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten, mit Untreue seinen Tod.

Da sprach der Todtwunde: „Weh, ihr bösen Zagen,
Was helfen meine Dienste, da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen, und sterbe nun daran.
Ihr habt an euren Freunden leider übel gethan."

Hin liefen all' die Ritter, wo er erschlagen lag:
Es war ihrer Vielen ein freudeloser Tag,
Wer irgend Treue kannte, von dem ward er beklagt:
Das hat auch wohl um Alle verdient der Degen unverzagt.

Der König von Burgunden beklagt' auch seinen Tod.
Da sprach der Todtwunde: „Das thut nimmer Noth,
Daß der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann:
Er verdient groß Schelten, er hätt' es besser nicht gethan.".

Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was euch reut:
Nun hat zumal ein Ende unser sorglich Leid.
Nun mags nicht Manchen geben, der uns darf bestehn;
Wohl mir, daß seiner Herrschaft durch mich ein End ist geschehn."

„Ihr mögt euch leichtlich rühmen," sprach der vom Niederland;
Hätt' ich die mörderische Weise an euch erkannt,
Vor euch hätt' ich behalten Leben wohl und Leib.
Mich dauert nichts auf Erden als Frau Kriemhilde mein Weib.

„Auch mag es Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Der nun auf alle Zeiten bescholten ist davon,
Daß seine Freunde Jemand meuchlerisch erschlagen:
Hätt' ich Zeit und Weile, das müßt ich billig beklagen."

Da sprach im Jammer weiter der todtwunde Held:
„Wollt ihr, edler König, je auf dieser Welt
An Jemand Gutes üben, so laßt befohlen sein
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Traute mein.

„Laßt sie deß genießen, daß sie eure Schwester sei:
Bei aller Fürsten Tugend, steht ihr mit Treue bei!
Mein mögen lange harren mein Vater und sein Bann:
Es ward am lieben Freunde nimmer übler gethan."

Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß.
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe schnitt immer allzusehr.
Auch mußte bald er sterben dieser Degen kühn und hehr.

2. Wie Hagen und Volker Schildwacht standen.

(Der grimme Hagen und der fröhliche Volker bewachen die Burgunden. Volker ergreift sein Saitenspiel und läßt den Todtengesang des Burgundergeschlechtes hinausklingen in die dunkle Nacht.)

Der Tag war zu Ende, es kam heran die Nacht:
Den reisemüden Recken war Sorge nun erwacht,
Wo sie ruhen sollten und in ihr Bette gehn.
Darüber fragte Hagen; Bescheid ist ihnen geschehn.

Gunther sprach zum Wirthe: Gott laß' euch's wohlgedeihn:
Wir wollen schlafen gehen, mag es mit Urlaub sein.
Wenn ihr gebietet, kommen wir wieder morgen fruh.
Der Wirth entließ die Gäste wohlgemuth zu ihrer Ruh.

Von allen Seiten drängen man die Gäste sah;
Volker der kühne sprach zu den Heunen da:
„Wie dürftet ihr uns Recken vor die Füße gehn?
Und wollt ihr das nicht meiden, so wird euch übel geschehn.

„So schlag' ich dem und jenem so schweren Geigenschlag,
Hat er einen Treuen, daß der's beweinen mag.
Nun weichet vor uns Recken, fürwahr, mich dünkt es gut;
Es heißen Alle Degen und haben doch nicht gleichen Muth."

Als in solchem Zorne sprach der Fiedeler,
Sah der kühne Hagen über die Achsel her;
Er sprach: „Euch räth zum Heile der kühne Fiedelmann;
Geht zu den Herbergen, ihr in Kriemhildens Bann.

„Wornach euch hier gelüstet, es fügt sich nicht dazu:
Wollt ihr was beginnen, so kommt uns morgen fruh,
Und laßt uns Reisemüde heut' der Ruhe pflegen;
Es geschieht wohl nimmer so willig von einem Degen."

Da brachte man die Gäste in einen weiten Saal.
Da fanden sie bereitet für die Recken allzumal
Manches reiche Bette, lang genug und breit.
Gern schüf' ihnen Kriemhild das allergrößeste Leid.

Manche schmucke Decke von Arras da lag
Aus lichthellem Zeuge, und manches Ueberdach
Aus arabischer Seide, so gut sie mochte sein;
Darüber lagen Leisten, die gaben herrlichen Schein.

Viel Bettlacken fand man, von Hermelin gemacht
Und von schwarzem Zobel, worunter sie die Nacht
Sich Ruhe schaffen sollten bis an den lichten Tag.
Ein Fürst mit seinem Volke wohl nimmer herrlicher lag.

„O weh der Herberge!" sprach Geiselher das Kind,
Und weh meiner Freunde, die mit uns kommen sind!
Wie gut es meine Schwester mir auch hier erbot,
Wir gewinnen, fürcht' ich, alle von ihrem Hasse den Tod!"

„Nun laßt eure Sorge," sprach Hagen der Degen,
„Ich will heute selber der Schildwache pflegen
Und will euch wohl behüten bis an den lichten Tag:
Seid darum ohne Sorgen; und mag es wenden, wer da mag."

Da neigten sich ihm alle und sagten ihm den Dank.
Sie gingen zu den Betten. Da währ't es nicht lang',
Bis in Ruhe lagen die Helden wohlgethan.
Hagen der kühne sich rasch zu waffnen begann.

Da sprach der Fiedelspieler, Volker der Degen:
„Verschmäht ihr's nicht, Hagen, so will ich mit euch pflegen
Heunt der Schildwache bis an den lichten Tag."
Da dankte Volkern der Degen gütlich und sprach:

„Nun lohn' euch Gott vom Himmel, lieber Volker,
Zu allen meinen Sorgen wünsch' ich niemand mehr
Als nur euch allein, befahr' ich irgend Noth;
Ich will es wohl vergelten, es verhüt' es denn der Tod!"

Da warfen sich die beiden in ihr licht Gewand.
Da faßte jedweder den Schild in seine Hand:
Sie gingen aus dem Hause vor die Thüre stehn
Und hüteten der Gäste; das ist mit Treue geschehn.

Volker der schnelle legte von der Hand
Seinen Schild den guten an des Saales Wand;
Dann wandt' er sich zurücke, wo seine Fiedel war,
Und diente seinen Freunden: das ziemt ihm trefflich fürwahr.

Er saß auf einem Steine unter des Hauses Thor,
So kühnen Fiedelspieler sah man nie zuvor;
Als der Saiten Tönen ihm so süß erklang,
Die stolzen Heimatlosen, die sagten des Volkern Dank.

Da klangen seine Saiten, daß all das Haus erscholl,
Seine Kraft und seine Geschicke, die waren beide voll:
Süßer, immer süßer, zu geigen er begann,
So spielt' er in den Schlummer gar manchen sorgenden Mann.

Da sie entschlafen waren, und Volker das befand,
Da nahm der Degen wieder den Schild an die Hand
Und ging aus dem Hause vor die Thüre stehn,
Die Gäste zu bewahren vor denen in Kriemhilds Lehn.

Nach dem ersten Schlafe, wenn es erst da geschah,
Volker der kühne Helme glänzen sah
Fernher durch das Dunkel, die in Kriemhilds Bann
Hätten an den Gästen gerne Schaden gethan.

Bevor da Kriemhild die Recken abgesandt,
Sprach sie: „Wenn ihr sie findet, so seid um Gott ermahnt,
Daß ihr niemand tödtet als den einen Mann,
Hagen den ungetreuen; die andern rührt nicht an!"

Da sprach der Fiedelspieler: „Freund Hagen, höret mich,
Wir tragen diese Sorge selbander ritterlich.
Ich sehe Volk in Waffen vor dem Hause stehn;
So viel ich mag erkennen, so wollen sie uns bestehn."

„So schweiget," sprach da Hagen, „erwarten wir sie hier;
Eh sie uns gewahren, wird ihrer Helme Zier
Zerschroten mit den Schwertern von unser beider Hand:
Sie werden Kriemhilden übel wieder heimgesandt."

Der Heunenrecken einer das gar bald ersah,
Die Thüre sei behütet; wie bald sprach er da:
„Was wir im Sinne hatten, kann nun nicht geschehn;
Ich seh' den Fiedelspieler vor dem Hause Schildwach stehn;

„Der trägt auf dem Haupte einen Helm von lichtem Glanz,
Der ist hart und lauter, stark dazu und ganz;
Ihm glühn die Panzerringe, wie das Feuer thut,
Daneben steht auch Hagen: die hüten der Gäste gut."

Da wandten sie sich wieder. Als Volker das ersah,
Zu seinem Heergesellen zornig sprach er da:
„Nun laßt mich von dem Hause zu den Recken gehn;
So frag ich um die Mähre, die in der Kriemhilde Lehn."

„Nicht doch, wenn ihr mich liebet," sprach Hagen dagegen
„Wenn ihr das Haus verließet, diese schnellen Degen
Brächten euch mit Schwertern leicht in solche Noth,
Daß ich euch helfen müßte, wär's aller meiner Freunde Tod.

„Wenn wir dann beide geriethen in den Streit,
So drängen ihrer zweie oder vier in kurzer Zeit
Leichtlich zu dem Hause und schüfen solche Noth,
An den Schlafenden drinnen, daß wir's bereuten bis zum Tod."

Da sprach wieder Volker: „So laßt es nur gescheh'n,
Daß sie inne werden, wir haben sie gesehn;
So können uns nicht läugnen die in Kriemhilds Bann,
Daß sie an den Gästen gern untreu hätten gethan."

Da rief ihnen Volker entgegen gleich zur Hand:
„Was geht ihr so gewaffnet, ihr Degen auserkannt?
Wollt ihr morden, reiten, ihr in Kriemhilds Bann?
So nehmet mich zur Hülfe und meinen Heergesellen an!"

Niemand gab Antwort; zornig war sein Muth.
„Pfui ihr verzagten Wichter!" so sprach der Degen gut,
„Im Schlaf uns zu ermorden, schlicht ihr dazu heran?
Das ward so guten Helden bisher noch selten gethan!"

Da ward auch die Mähre der Königin bekannt
Vom Abzug ihrer Boten; wie schwer sie das empfand!
Da fügte sie es anders; gar grimmig war ihr Muth.
Das mußten bald entgelten viel der Helden kühn und gut.

„Mir wird so kühl im Harnisch," sprach der Fideler,
Als ob die Nacht nicht länger währen wolle mehr,
Ich fühl' es an den Lüften, es ist nicht weit vom Tag."
Da weckten sie gar manchen, der noch schlafend lag.

Gudrun.

§. 5. **Das vorzüglichste Heldengedicht nächst dem Nibelungenliede ist Gudrun, so genannt von der Heldin der Sage. Das Gedicht ist noch trefflicher als das Nibelungenlied, wenn man auf den Reichthum der**

Gedanken, die lebendige Schilderung und die poetische Sprache sieht. Es stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert und ist ohne den Namen des Dichters auf uns gekommen.

Der Schauplatz der Gudrun ist die See mit ihren Wogen und Stürmen, ihren Seekönigen und Inselburgen. Das Gedicht zerfällt in drei Theile, deren jeder die Sage eines Geschlechtes erzählt und ein Ganzes für sich ausmacht.

Der erste Theil enthält die Sage von Hagen, dem Könige von Irland. Als dieser noch ein Kind war, hielt sein Vater ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgte auf große Freude schweres Leid: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Kinde vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind in die Lüfte und trug es in sein Nest, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber dabei herunter fällt, was dem Knaben Gelegenheit gibt, sich zu verkriechen. Er findet in der Nähe drei Königstöchter, welche in einem Felsen wohnen und das Kind liebreich aufnehmen und ernähren. So wuchs Hagen auf im wilden Walde; Kampf mit den Thieren war seine Schule. Nach einiger Zeit nähert sich ein Schiff der Küste, das nimmt die Königstöchter und Hagen auf und bringt sie nach Irland. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt, bewährt sich als ein großer Held und nimmt eine der drei Jungfrauen, Hilde von Indien, zum Weibe. Bei der großen Hochzeit übergibt der Vater dem Sohne das Reich und die Herrschaft. So weit der erste Theil des Gedichtes. Der zweite Theil führt uns an das Hoflager des Königs. Da blüht in ängstlicher Hut des Vaters eine Tochter von wunderbarer Schönheit, Hilde empor. Schon viele Freier haben um sie geworben, keiner soll sie haben, der nicht dem Vater an Stärke überlegen ist; schon manche Bewerber verloren Ehre und Leben. Da fällt es dem Könige von Friesland Hettel ein, um Hilde zu werben, und er sendet drei seiner besten Helden, das Wagestück zu vollbringen: Frute und Wate und Horant den Sänger. Zuerst gewinnen die Helden Hagens Gunst durch ansehnliche Geschenke. Wate, der breitbärtige riesige Held läßt sich bei den Frauen nieder, und diese fragen ihn scherzend, was ihm wohl lieber sei, bei schönen Frauen zu sitzen, oder in heißer Schlacht zu kämpfen? Und der alte mächtige Kämpe sagt ihnen frei in's Gesicht, daß es doch viel lieblicher sei im Schlachtgewühl. Da lachen die Königinnen laut und fragen, ob dieser Mann denn auch wohl Weib und Kinder zu Hause habe? Schon ist auf diesem Wege einiges Wohlwollen für die Fremdlinge gewonnen, da erhebt Horant an einem stillen Abende seinen wundervoll süßen Gesang in der Burg des Königs am Meeres-

ufer und die Vöglein lassen ihre Lieder und schweigen vor dem lieblichen Tone des Sängers; und wieder am frühen Morgen bei Sonnenaufgang klingen die wunderbaren Lieder durch die Burg, daß die Vöglein auf ihr Morgenlied vergessen, alle Schläfer erwachen und der König mit seiner Gemahlin auf die Zinne heraustritt, und die königliche Jungfrau ihren Vater bittet: „Lieb Väterchen heiß ihn singen mehr." Und zum dritten Male erhebt der Dänenkönig seine Stimme:

Die Thier im Walde ließen ihre Weide stehn;
Die Würme, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte: wohl durft' ihn seiner Künste nicht verdrießen.

Was er da singen mochte, das deuchte Niemand lang.
Vergessen in den Chören war der Mönche Sang;
Auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl als eh':
Allen, die ihn hörten, war nach Horanten weh.

Auch Hilde wird bezaubert von den himmlischen Tönen, ruft den Sänger heimlich zu sich und will ihn lohnen mit reichen Geschenken. Doch

Was ihm die Frau geboten, das wollt' er Alles nicht,
Außer einem Gürtel: „Ob Einer tadelnd spricht,
Daß ich zu viel genommen, schön Mägdlein, der bedenke,
Ich bring' ihn meinem Herrn: der empfängt ihn gerne zum Geschenke."

Sie sprach: „Wer ist dein Herre? und wie ist er genannt?
Trägt er auch die Krone und hat sein eigen Land?
Ich bin ihm dir zu Liebe hold, ich will's gestehen."

Und Horant antwortet:

„So entbietet er dir das,
Sein Herz trage Minne zu dir ohne allen Haß.
Nun laß auch ihn genießen, Herrin, deiner Güte;
Er hat um dich alleine von allen Frauen gewendet sein Gemüte."

So gewinnt Horant die Jungfrau für seinen Herrn; sie willigt in heimliche Flucht, besucht das Schiff der Helden mit ihrer Mutter, da springen die Recken heraus, scheiden Tochter und Mutter, ziehen die Segel auf und fahren mit der Königstochter spottend davon. Hagen eilt ihr nach, ein Kampf erhebt sich, Wate schlägt den Hagen nieder, da fleht Hilde um Rettung des Vaters, man versöhnt sich, Hilde wird Hettels Gattin und Königin.

Hier endet der zweite Theil, die Sage von Hettel und Hilde. Nun erst beginnt der Haupttheil des Gedichtes, zu dem das Bisherige gleichsam Vorspiel war. König Hettel wurde mit zwei Kindern beschenkt, einem Sohne Ortwin und einer Tochter **Gudrun**. Um diese wirbt

Hartmut, der Sohn des Normannenkönigs Ludwig; aber alte Feindschaft der Geschlechter tritt hindernd in den Weg. Dagegen ist Herwig, König von Seeland, glücklicher und erringt die Liebe Gudruns. Sie wird ihm verlobt, aber kurz nach der Verlobung, während Vater und Bräutigam auf einem Kriegszuge abwesend sind, erscheinen die Normannen, Hartmut der Abgewiesene und sein Vater Ludwig, erobern Hettels Burg und führen Gudrun von dannen. Nun setzen Hettel und Herwig mit ihren Helden den Räubern nach, und ereilen sie auf dem Wulpensande. Hier beginnt eine erschreckliche Schlacht. Bis unter die Arme im Meere stehend fechten die Helden grimmiglich, so daß das Meer blutgefärbt wird und im rothen Scheine am Strande dahin wogt. Wie die Sonne sinkt, wird Gudruns Vater Hettel von dem Normannenkönige Ludwig erschlagen. Wate, grimmig über des Königs Tod, zündet bei einbrechender Nacht ein neues Abendroth auf den Helmen der Feinde mit seinen blitzenden Schwertschlägen; indessen macht die dunklere Nacht dem Schlachten ein Ende. Während der Nacht aber entfliehen die Normannen mit ihrer Beute. Zum Nachsetzen fehlt es an Kräften und so muß Wate schweigend in die verlaßne Burg einziehen, in die er so oft mit lautem Siegesschall gezogen war. „Wo ist mein Herr? wo sind seine Freunde?" ruft Hilde, die Königin, als sie den alten Wate mit zerhauenem Schilde einhergehen sieht. „Ich will euch nicht betrügen — sie sind alle erschlagen," ist des Helden kurze Antwort; „wenn das junge Geschlecht erwachsen ist, dann kommt die Rache."

In Trauer und Thränen erblickte indessen Gudrun, die geraubte, die Gestade des Normannenlandes und die Burgen am Ufer. Der alte König spricht ihr freundlich zu, seinem Sohne hold zu sein; Gudrun erwiedert: „Ehe ich Hartmuts Gemahlin werde, eher wähle ich den Tod; denn lieber geb ich mein Leben dahin, als meine Treue." Da geräth der alte Normannenkönig in Zorn, ergreift die Jungfrau bei den Haaren und schleudert sie über Bord in die See. Hartmut springt ihr nach und kann nur eben noch ihre blonden Zöpfe ergreifen, an denen er sie in's Schiff zurückzieht. Die Mutter Hartmuts Gerlinde empfängt Gudrun anfangs freundlich; bald aber, als sie umsonst ihre Ueberredungskünste versucht hat, schreitet die grausame zur Mißhandlung. Gudrun, die Königstochter, muß die Dienste der niedrigsten Magd verrichten, den Ofen heizen und die Leinwand waschen am Gestade des Meeres. Aber ihr Herz bleibt geduldig und ihr Sinn getreu. Da ist endlich die Zeit gekommen, daß in Gudruns Vaterlande, Hegelingen, ein Heer der Rache kann gerüstet werden. Ortwin und Herwig landen mit ihren Streitern in der Normandie. Eines Abends, als sich die Sonne senkt, gehen sie

aus, Kundschaft über die Geraubte einzuholen. Gudrun und ihre Gefährtinnen waschen so eben am Strande des Meeres, da erscheint ihnen ein Engel in Vogelgestalt, gesandt sie zu trösten, und welchen Trost begehrt sie? Fragt sie nach Rettung und Hilfe? Keineswegs. „Lebt noch Hilde, der armen Gudrun Mutter? lebt Ortwin, mein Bruder? und Herwig, mein Verlobter? und Horant und Wate, die Treuen meines Vaters?" Und kein Wort von ihrer Rettung. Den ganzen Tag unterhält sie sich mit ihren Gefährtinnen von den Lieben in der Heimat. Als sie des Abends mit den Mägden nach Hause kommt, wird sie mit zornigen Scheltworten von Gerlinde empfangen. Morgen mit dem Frühesten soll sie wieder zur Arbeit. Es war Winterszeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, barfuß muß die Arme ihre Wäsche zum Strande tragen. An demselben Morgen aber erscheinen Ortwin und Herwig in einer Barke ganz nahe der Stelle, wo die Königstochter mit Hildburg, ihrer Gefährtin, zitternd vor Frost in nassem Gewande, in der eisigen Meeresflut ihre Leinwand wäscht. Die Jungfrauen fliehen, als sie die beiden Kriegsmänner erblicken, aber die Helden bieten ihnen freundlichen Gruß, den sie lange nicht gehört haben. Nun erkunden sich die Helden nach Land und Leuten, ohne Gudrun in ihrer Magdgestalt zu erkennen. Weil die Jungfrauen vor Kälte zittern, bieten jene mitleidig ihre Mäntel, aber Gudrun entgegnet: „Da soll mich Gott bewahren, daß an meinem Leibe Jemand Männerkleider sähe." Nun fragt auch ihr Bruder Ortwin, ob nicht eine Jungfrau Gudrun einst als geraubte hierher gebracht worden sei, und Herwig schaut die Jungfrau forschend an, sie war Gudrun so ähnlich, seiner Verlobten. Gudrun aber erklärt, sie sei auch eine von den Geraubten, Gudrun selbst aber sei todt. Bei dieser Kunde werden Ortwin und Herwig zu Thränen gerührt. Gudrun fragt, warum sie denn trauerten. Da streckt der Seelandskönig seine Hand aus und zeigt seinen Ring von Gold: „Seid ihr von den Geraubten, so müßt ihr das Gold kennen, das ich am Finger trage; mit diesem Ringe ist mir Gudrun verlobt worden." Da leuchten die Augen der Jungfrau vor Freude, sie kann nicht länger die Schmach ihrer Dienstbarkeit ertragen, sie ist überwältigt: „Das Gold erkenne ich wohl, denn es war mein; so trage auch ich noch dieses Gold, das einst Herwig mir sandte." Da erkennen sie sich beide und sinken einander in die Arme. Herwig will sie auf der Stelle mitnehmen. Und es geschieht doch? werden wir fragen. Nein! es geschieht nicht. Dazu waren die alten Sitten zu edel, zu fest, zu streng. „Was mir im Sturme des Krieges ist genommen worden, entgegnet Ortwin, das will ich heimlich nicht entwenden, und eh' ich heimlich stehle, was ich mit Waffen errin-

gen muß, eher mögen hundert Schwestern hier alle verderben." Beide Fürsten fahren zurück zu ihrer Kriegsflotte, um den Sturm auf die Normannenburg vorzubereiten. Gudrun aber, im erwachten stolzen Selbstgefühle, wirft die Leinwand, statt sie zu waschen, in die See. Die drohende Strafe von Seite Gerlindens wendet sie durch das Vorgeben ab, daß sie nunmehr Hartmut heirathen wolle. Als Herwig und Ortwin zum Heere zurückkehren und die Schmach verkünden, welche Gudrun so lange Jahre hindurch widerfahren, erheben alle Helden laute Klage; aber der alte Wate heißt sie ihr Mitleid auf andere Weise kund zu machen. Noch des Nachts wird aufgebrochen, rein ist die Luft, hell scheint der Mond; als der Morgenstern aufgeht, stoßen die Helden aneinander. Der alte Ludwig fällt unter Herwigs Streichen; dafür will die böse Gerlinde Gudrun erschlagen, schon ist das Schwert über ihrem Haupte gezückt, als Hartmut edelmüthig dem Morde wehrt. Hartmut selbst wird gefangen; der zornige Wate dringt in's Frauengemach, um Rache an Gerlinden zu nehmen. Gudrun, die edle, verläugnet sie, aber Wate weiß sie dennoch zu finden und schlägt ihr und einer Dienerin Gudruns, die sich einst als deren Peinigerin bewiesen, das Haupt ab. Hierauf folgt die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache Vermählung: zwischen Herwig und Gudrun, zwischen Hartmut und Hildburg, der treuen Gefährtin Gudruns, und zwischen Ortwin und Ortrun, der normannischen Königstochter, der einzigen, die im fremden Lande Gudrun tröstend und liebreich beigestanden.

Das ist der Inhalt des zweiten deutschen Epos, welches dem ersten der Nibelungen würdig zur Seite steht. Auch in den Nibelungen wird das Bild einer Frau vorgestellt, aber es ist die großartige, leidenschaftliche Manifestation des erregten weiblichen Gemüthes — hier in Gudrun steht die treue Dulderin, die reine, milde, versöhnende Jungfrau vor unsern Augen. Und diesen Charakter Gudruns trägt auch das ganze Gedicht, denn es schließt mit einer dreifachen, Alles versöhnenden Vermählung.

Anmerk. Zur Lesung des ganzen Gedichtes haben wir jetzt gute Uebersetzungen von San-Marte, Simrock, Koch, W. v. Plönnies. Aus der von Simrock sind die oben eingeflochtenen Stellen, aus der von Koch die nachfolgenden Proben entnommen.

1. Der Glücksvogel.

Nun lassen wir die Degen,
Und geben zu vernehmen,
Wie die sonst frohen Maide
Sich mußten jetzt bequemen,

Zu waschen die Gewänder
Fern im Normannenlande.
Gudrun und Hildburg wuschen
Zu aller Zeit am Strande.

An einem Fastnachtstage
Geschah's zur Mittagszeit,
Ein Vogel kam geschwommen,
Da sprach Gudrun die Maid:
„O weh, du schöner Vogel,
Es jammert dein mich sehr,
Daß du hier schwimmst.“ So sagte
Die Königstochter hehr.

Da sprach der schöne Vogel:
„Du magst dem Wort wohl trauen,
Du Mägdlein in der Fremde;
Bald wirst du Freunde schauen.
Und willst du mich befragen
Nach deinem Heimatslande,
Ich komme dir als Bote,
Den Gott zum Trost dir sandte.“

Da sprach die Gottverlass'ne:
„Hat Christus dich gesandt
Uns armen Heimatlosen
Zum Trost in dieses Land,
So lasse mich vernehmen,
O Bote, du mein guter;
Lebt irgend noch Frau Hilde,
Der armen Gudrun Mutter?

Da sprach der hehre Bote:
„Gern mag ich dir's gestehen,
Frau Hilden, deine Mutter,
Hab' ich gesund gesehen,
Da sie hieher zu Frommen
Ein größres Heer dir sandte,
Als je that eine Wittwe
Für ihre Anverwandte.“

Da sprach das schöne Mägdlein:
„Viel edler Bote hehr,
Laß dich es nicht verdrießen,
Ich will dich fragen mehr;
Lebt irgend noch Herr Ortwein,
Der Fürst von Jütenland?
Und Herwig, mein Geliebter?
Das hätt' ich gern erkannt.“

Da sprach der schöne Vogel:
„Das thue ich dir kund.
Ortwein und Herwig beide
Sind wohl und noch gesund.
Ich sah sie auf dem Meere
Hinsteuern durch die Wogen,
Die Helden, die am Ruder
Mit gleichen Kräften zogen.“

Sie sprach: „Ich hörte gerne,
Hast du dies auch vernommen,
Wird von dem Dänenlande
Der kühne Horand kommen
Mit seinen Helden, die mich
So lang in Noth hier ließen?
Sie sind so kühn, nicht sollte
Mich Arme das verdrießen.“ —

„Es kommt vom Dänenlande
Horand der Neffe dein,
Stark in dem wilden Kampfe
Er und die Recken sein.
Er soll das Banner tragen
Der Hilda in seiner Hand.
So kommen die Hegelingen,
Zu König Hartmuth's Land.“

Da sprach hinwider Gudrun:
„Und kannst du das mir sagen,
Lebt Wate noch von Stürmen?
Ich würd' es nicht beklagen,
Deß freuten wir uns Alle,
Wenn dieses auch geschähe,
Daß ich den alten Frute
Bei meiner Fahne sähe.“

Da sprach zu ihr der Bote:
„Dir kommt in dieses Land
Von Stürmen der alte Wate,
Der hält in seiner Hand
Ein starkes Steuerruder
Mit Fruten in einem Kiele.
Nicht suche bessre Freunde,
Als die im Kampfgewühle.“

Da mußte sie verlassen
Der Gottesbote hehr.
Die heimathsfernen Frauen
Die fragten da nicht mehr.
Doch lag auf ihrem Herzen
Noch großen Kummers Schwere,
Wo die ersehnte Mannschaft
Zu ihrer Hilfe wäre.

2. Gudrun und Herwig.

Die arme Königstochter
Unsanft gebettet lag.
Sie konnten kaum erwarten
Bis wieder schien der Tag,
Und schliefen desto minder.
Sie mochten daran denken,
Ob bald der Vogel würde
Zum Land die Ritter lenken.

Nach der Gewohnheit gingen
Sie früh hinaus zum Strand,
Da stunden sie und wuschen
Von Neuem die Gewand,
Die sie getragen hatten
Hernieder an das Meer,
In ihrer großen Hoffnung
Da täuschten sie sich sehr.

Nach langem Harr'n und Warten
Da sahen sie auf den Wogen
Zwei Mann in einer Barke.
Kein Heer kam angezogen,
Da sprach die edle Hildburg
Zur Maid, der schönen, reichen:
„Ich seh' dort zwei, die mögen
Wohl deinen Boten gleichen."

Da sprach die Gottverlass'ne:
„Ich weiß nicht, was ich thu',
Hildburg, Gespielin, traute,
Gieb deinen Rath dazu.
Soll ich von hinnen weichen,
Daß man mich hier nicht finde
In dieser Schmach? Eh' zähle
Man stets mich zum Gesinde."

Da wandten sie sich Beide
Und gingen eilends fort,
Doch waren schon so nahe
Die Männer jenem Ort,
Daß sie die schönen Frauen
Am Strande konnten sehen.
Sie merkten's, wie sie wollten
Schnell von den Kleidern gehen.

Sie sprangen aus der Barke
Und riefen ihnen nach:
„Ihr edlen Wäscherinnen,
Was eilt ihr? geht gemach,
Denn wir sind fremde Leute,
Das mögt ihr an uns spüren.
Flieht ihr, die reichen Kleider
Könnt ihr dann leicht verlieren."

— — — — — — —

Der edle Ritter Herwig
Einen guten Morgen bot
Den heimathsfernen Maiden —
Wohl war der ihnen noth.
Nie hatten guten Morgen
Noch guten Abend sie,
Die minniglichen Maide,
Gerlinde litt es nie.

„Laßt euch es nicht verdrießen
Und nehmet unser Gold,
Vier schöne gute Spangen;
Dieß werde euer Sold,
Wenn ihr uns, edle Frauen,
Nicht Antwort wollt versagen.
Wir geben sie euch gerne,
Doch hört auf uns're Fragen." —

„Gott lasse eure Spangen
Euch selber wohl gedeih'n!
Wir nehmen Nichts zum Lohne,"
So sprach das Mägdelein.
Nun fraget, was ihr wollet,
Wir müssen schnell von hinnen.
Sieht man uns bei euch bleiben,
Wir möchten Leid gewinnen." —

„Wer herrscht in diesem Erbe
Und diesem reichen Land?
Wem sind die guten Burgen?
Wie ist der Herr genannt,
Der euch so schlecht bekleidet
Zu waschen hier geheißen?
Gäb' er Etwas auf Ehre,
Deß sollt' ihn Keiner preisen." —

„Hartmuth, so heißt der Eine
Der Fürsten; in seiner Hut
Stehn rings die weiten Lande
Und Burgen fest und gut.
Der andere heißt Ludwig
Von den Normannenreichen;
Ihm dienen hier im Lande
Viel Helden ohne Gleichen." —

„Wir sähen sie sehr gerne,"
Erwiederte Ortwein.
„Mögt ihr uns bescheiden
Viel schönes Mägdelein,
Wo hier in ihrem Lande
Die Fürsten beide weilen,
Daß, eines Königs Boten,
Wir gleich zu ihnen eilen."

Gudrun, die Königstochter,
Den Helden sagte sie:
„Als ich sie in der Veste
Verlassen heute früh,
Da schliefen sie noch in Betten
Mit vierzighundert Mannen,
Ich weiß nicht, ob sie irgend
Geritten sind von dannen."

Oft blickte König Herwig
Die Jungfrau forschend an.
Sie schien so schön den Degen
Und auch so wohlgethan,
Daß es in seinem Herzen
Ihn oft zum Seufzen brachte.
Sie glich so sehr der Einen,
Der sehnlich er gedachte.

Da sprach hinwieder Ortwein:
„Ist euch das nicht bekannt,
Daß nicht Gefang'ne kamen
Fernher in dieses Land?
In starker Herrschaft brachte
Man sie zu diesen Reichen,
Die armen Frauen hatten
Da Jammer ohne Gleichen." —

Sie sprach: „Die ihr da suchet,
Die hab' ich wohl gesehn
In großem Weh und Elend:
Das will ich euch gestehn." —
Sie war ja selbst der Heimat
Von Hartmuth mit entrissen
Gudrun, daß sie darüber
Bescheid wohl möchte wissen.

Da sprach der König Herwig:
„Nun sehet, Herr Ortwein,
Sollt' eure Schwester Gudrun
Noch je am Leben sein
In irgend einem Lande
Auf allen Erdenreichen,
So ist es die, nie sah ich
Ein Mädchen so ihr gleichen." —

Sie sprach: „Wie ihr auch heißet,
Ihr scheinet löblich mir,
Und Einem, den ich kannte,
Dem seid sehr ähnlich ihr.
Von Seeland ihm, dem König,
Herwig war er geheißen.
Sollt' er noch leben, wird er
Der Knechtschaft uns entreißen."

Da sprach der edle Ritter:
„Nun sehet meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet,
Herwig bin ich genannt.
Damit ward ich verlobet,
Gudrunen sollt ich minnen.
Seid ihr denn meine Gattin,
So führ ich euch von hinnen."

Sie lächelte in Wonne
Und sprach, das Mägdelein:
„Das Gold ich wohl erkannte,
Vorher war es ja mein:
Nun sollt ihr gleichfalls schauen,
Was mein Geliebter sandte,
Als ich noch fröhlich lebte
In meines Vaters Lande."

Er blickte nach ihrem Finger.
Da er den Ring ersah
Herwig der edle Ritter,
Zu Gudrun sprach er da:
„Mich hat auch anders Niemand,
Als Fürstenblut getragen.
Nun hab' ich Freud' und Wonne
Nach vielen Schmerzenstagen."

Da mit dem Arm umschlossen
Hielt er die hehre Maid.
Was sie einander sagten,
Sie fühlten Freud' und Leid.
Nicht weiß ich, wie oft er küßte
Die arme Königin
Und auch die schöne Hildburg,
Die Maid von edlem Sinn.

Da sprach der König Herwig:
„Wohl mögen wir gestehen,
Uns ist auf dieser Reise
So großes Glück geschehen,

Daß es uns besser konnte
Wohl nimmermehr gelingen.
Nun woll'n wir sie in Kurzem
Weg von der Burg hier bringen." —

Nicht war den Rittern länger
Am Strand ihr Aufenthalt.
Da rief die arme Gudrun
Herwigen nach alsbald:
„Eh' war ich deine Beste,
Nun hast du mich zum Besten.

Du läßt mich hier, weß soll ich
Mich armes Kind getrösten?" —

„Ich hab' dich nicht zum Besten,
Du sollst die Beste sein.
Viel edle Königstochter,
Verhehl die Reise mein.
Ich steh' am Saale morgen,
Eh' daß die Sonne scheint,
Mit achtzigtausend Recken;
Glaub', es ist treu gemeint!"

Hartmann von der Aue.

§. 6. **Hartmann von der Aue** (geb. 1170), einer der besten und edelsten deutschen Dichter, lebte als Ritter in Schwaben und nahm an einem Kreuzzuge Theil. Von seinen vier erzählenden Dichtungen: Erec, Iwein, Gregor auf dem Stein, der arme Heinrich, ist die erste: Erec, als Jugendarbeit des Dichters von minderem Werthe, die übrigen drei sind durch Tiefe und Wärme des Gefühls, natürliche und gefällige Sprache und höchst anziehende Erzählung ausgezeichnet. Im schönsten Lichte aber erscheint das Erzählungstalent, sowie die ächte Frömmigkeit des Dichters in den beiden Legenden: Gregor auf dem Stein und der arme Heinrich.

Im **Gregor auf dem Stein** erzählt der Dichter, wie Gregorius, der unglückliche Sohn zweier Geschwister, unwissend seine eigne Mutter heirathet, darauf seine Sünde inne wird und sich zur Buße siebenzehn Jahre lang auf einem einsamen Felsen im Meere anschmieden läßt. Nach Verlauf dieser Zeit wird den Römern bei einer bevorstehenden Papstwahl geoffenbart, nur der sei des heiligen Stuhles würdig, der im Meer seit siebzehn Jahren auf einem Steine sitze, unfreiwillige Sünden zu büßen. Nun wird Gregor herbeigeholt und auf den heiligen Stuhl erhoben. Auch Vater und Mutter des neuen Papstes erlangen Vergebung ihrer Sünden. — So veranschaulicht dieses Gedicht, wie die Erlösung durch Christus an dem Sünder vollbracht wird. Die Vorsehung weiß gerecht und weise Schuld und Strafe, wie auch Tugend und Lohn für den Menschen abzumessen. Kein Schicksal ist so schwer, aus welchem Gott nicht den in der Prüfung Bewährten glücklich errettet; keine Sünde ist so groß, für welche der Reumüthige nicht Vergebung zu hoffen hat. Diese Trostlehre spricht auch der Dichter am Schlusse aus: der Sünder solle das selige Bild aus dieser Geschichte nehmen, daß er dem Fluche nicht verfallen sei, sondern durch wahre Reue und Buße Gnade bei Gott erlange.

Noch inniger, zarter und rührender, wohl das schönste unter Hartmanns Gedichten ist der arme Heinrich.

Die Grundlage dieser Erzählung bildet ein im Mittelalter viel verbreiteter Aberglauben. In jenen Zeiten ging nämlich die Seuche des Aussatzes oft furchtbar verheerend wie ein Würgengel von Land zu Land, von Stadt zu Stadt durch ganz Europa. Die Kunst der Aerzte hatte kein Mittel dagegen; so verfiel man auf eine übernatürliche, außerordentliche Hilfe. Wie der christliche Glaube lehrte, daß die Sündenschuld der Menschheit nur durch das Opfer des reinen und unschuldigen Gottessohnes gesühnt werden konnte, so entstand diesem Glauben ähnlich die Meinung, daß der Aussatz nur durch das Blut einer reinen, sich selbst opfernden Jungfrau geheilt werden könne.

Auf diesen Volksglauben hat unser Dichter seine Erzählung gegründet. — Es lebte einmal ein edler Jüngling, der genoß des Reichthums Fülle und alle Freuden dieser Welt, so viel sein Herz begehrte. Darum nannte man ihn wohl den reichen Heinrich. Aber der Jüngling war hochmüthig und darum ward er von Gott mit dem Aussatz geschlagen. Das machte ihn anstatt demüthig und bescheiden, nur ungeduldig und mürrisch, also daß er Gott lästerte und den Tag verfluchte, da er geboren war; denn nun war ihm aller Reichthum vergeblich und alle Genüsse der Welt hatten keinen Werth mehr für ihn, und darum nannten ihn auch die Leute den armen Heinrich. Erst ließ er die berühmtesten Aerzte rufen und bot ihnen schweres Gold, wenn sie ihm die Gesundheit wieder geben könnten; doch Niemand wußte ihm Rath, Niemand Trost, denn es gab ja nur Ein Mittel, das helfen konnte, das Selbstopfer einer schuldlosen Jungfrau; wer aber wollte sich für einen Andern opfern lassen? Wie nun der kranke Jüngling überall Rath gesucht und keinen gefunden hatte, auch vergebens weite Reisen zu berühmten Aerzten unternommen hatte, da zog er traurig und menschenscheu nach Schwaben in seine Heimat zurück auf einen stillen Meierhof mitten in wilder, waldiger Gebirgsgegend, um von Niemanden in seinem Elende gesehen und verstoßen zu werden. In dieser Wildniß war Niemand bei ihm, als das zwölfjährige Töchterlein des Meiers, seine treue und liebreiche Pflegerin. Das fromme Kind fühlte Mitleiden mit dem Armen und sann darauf, ihm sein furchtbares Schicksal leichter zu machen. Nun erfuhr es aber nach einiger Zeit, auf welche Art der Kranke geheilt werden könne. Sogleich kommt ihm der Gedanke, sie sei es, die den Jüngling retten werde. Unter vielen Thränen pflegt sie in Stille der Nacht diesen Gedanken, er wird zum Entschlusse, und sie offenbart ihn dem Vater und der Mutter. Die halten solches Anerbieten für einen kindischen Einfall, aber das

Mägdlein bleibt dabei und läßt sich durch Nichts abwendig machen. So zieht denn die fromme Jungfrau mit ihrem kranken Herrn nach Salerno, wo damals die berühmtesten Aerzte waren. Man erforscht sie, ob ihr Wille zur Selbstopferung ganz rein und frei sei, man stellt ihr vor, was es heiße, ihr junges Leben unter dem Messer des Arztes verbluten zu lassen. Aber die hingebende Liebe des tiefen und reinen Gemüthes kann nicht umgewandelt werden. So wird denn der Opfertod bereitet, ein blinkender Dolch vor den Augen des Kindes geschliffen, und der tödtliche Stoß soll geführt werden — da fällt der arme Heinrich dazwischen, sein Herz ist gerührt, er kann eine so reine Seele, ein so treues Herz nicht sterben sehen; nein, er will lieber aussätzig bleiben und als der Elendeste auf der Welt herum wandeln, als zulassen, daß die unschuldige Jungfrau geopfert werde. So sieht denn diese ihr Verlangen nicht erfüllt und muß traurig, ja bis in den Tod betrübt, mit dem armen Heinrich nach Schwaben ziehen. Aber nun ist auch die Prüfung überstanden, die Stunde der Rettung hat geschlagen; Gott sieht die Demuth und die Ergebung des armen Jünglings und nimmt den Aussatz von ihm. Darauf kehrt Freude in beider Herzen zurück, das treue Mägdlein wird die Gemahlin Heinrichs, welcher nunmehr nicht bloß dem Leibe nach gesund, sondern auch von Herzen demüthig und gottesfürchtig geworden ist.

Anmerk. Hartmanns Dichtungen sind öfter in's Neuhochdeutsche übersetzt worden, so Jwein und der arme Heinrich von F. Koch (im Ritterbuch, 1848), der arme H. auch von K. Simrock.

Der arme Heinrich.

Herr Heinrich höret mit Entsetzen
Das Messer auf dem Steine wetzen,
Er springt empor, ein wilder Schmerz
Ergreifet um die Maid sein Herz,
Er soll sie lebend nimmer seh'n,
Durch die ihm solches Heil gescheh'n,
Er denkt an ihren treuen Sinn
Und eilet zu der Thüre hin
Und will hinein — sie ist verschlossen.
Da hat sein Auge sich ergossen
In heißen Thränen, umgestaltet
Fühlt er sein Inn'res, es entfaltet
Ein neues Leben seine Brust.
Er denkt: „Soll meines Herzens Lust,
Die holde, süße, reine Maid,
Für mich dem Tode sein geweiht?
Willst du, ein Thor, den Höchsten zwingen,
Von ihm Gesundheit dir erringen?
Glaubst du, daß Jemand Einen Tag
Zu leben ohne ihn vermag?
Und wenn dir Gott nun helfen wollte,
Sag' an, warum sie sterben sollte,
Es kann Gott Alles, was er will;
Drum halte aus geduldig still,
Versuche nicht mit neuen Sünden
Den Ew'gen, seinen Zorn entzünden
Nur kannst du, doch zu seiner Gnade
Geleiten nur der Buße Pfade."

Er war entschlossen alsobald
Und schlug die Thüre mit Gewalt
Und rief dem Meister: „Laß mich ein."
Der Meister sprach: „Das kann nicht sein,
Ich habe Wichtiger's zu thun."
Doch Heinrich schrie: „Nein, lasset ruhn,
Was ihr begonnen, hört mich an." —
„So sagt mirs durch die Thüre dann."

„Nein, laßt mich ein, ich schwör' euch zu,
Es ist um meine ewige Ruh."

Da ließ der Meister ihn herein,
Und Heinrich sah das Mägdelein
Dort auf dem Tisch gebunden liegen,
Bereit, den Tod zu übersiegen.
Da sprach er: „Meister, höret mich,
Dies Kind ist also wonniglich,
Ich kann sein Sterben nicht ersehn,
Gott's Wille mag an mir geschehn.
Was ich versprach, will ich euch geben,
Doch laßt die treue Magd am Leben."

Da nun die Jungfrau hört' und sah,
Daß nicht der Tod an ihr geschah,
Und als sie los der Meister band,
Ward sie betrübt; mit ihrer Hand
Zerraufte sie ihr Haar und schrie
So kläglich, daß, wer sie gesehn,
Gemeint, ihr wär groß Leid geschehn.

— — — — — — — —

Wie sehr sie fleh'te ihn und bat,
Er ging nicht ab von seinem Rath,
Sie mußte wider Willen
Zuletzt die Klage stillen
Und sich darein ergeben,
Daß sie behielt das Leben.
Herr Heinrich that als braver Mann,
Blieb treu dem Muth, den er gewann,

— — — — — — — —

Gab seinen Lohn dem Arzte dann
Und zog nach seinem Heimathlande,
Obschon er wußte, neue Schande
Erwart ihn dorten, Schimpf und Spott,
Er trüg's geduldig, weil es Gott
So über ihn verhangen,
Wie es mit ihm ergangen.

So war er durch die reine Maid
Von einer Krankheit doch befreit,
Zwar nicht von seines Leibes Leid,
Doch von des Herzens Härtigkeit.
Nun erst war all sein Uebermuth
Erlegen ganz, ein höher Gut,
Als jemals ihm entschwunden,
Das war von ihm gefunden;
Des reinen Herzens Freudigkeit,
Das Gott vertraut ob Schmerz und Leid.

Die arme Maid dagegen war
Versenkt in Kummer ganz und gar.
Ihr Kopf und Herz war wüst und wirr,
Sie ward schier an sich selber irr.
Ihr däuchte, daß in Schand' und Spott
Gewandelt sei ihr Bau'n auf Gott.
Sie fleht' in ihrem Herzen
Erlösung dieser Schmerzen.

So kam die Jungfrau und der Mann
Des Nachts bei einer Herberg an.
Sie wachten jedes still allein
Bei sich in seinem Kämmerlein.
Es dankte Gott der Rittersmann,
Daß er sein Herz ihm abgewann,
Daß er durch Prüfung und durch Leid
Von Eitelkeit ihn ganz befreit.
Die Jungfrau lag auf ihren Knie'n
Und sprach zu Gott und fragte ihn,
Warum er sie mit ihrer Gabe
Nicht gnädig angenommen habe,
Da sie doch habe Nichts zu geben
Als nur ihr nacktes, armes Leben?
Sie fleh'te: Ach, bin ich nicht rein
Genug, um, Heil'ger, dein zu sein?
So reinige, o Gott, mein Herz
Und laß mich nicht vergeh'n in Schmerz
Und gib mir, Vater, doch ein Zeichen,
Daß deine Gnade zu erreichen
Mir einstens noch gelingen werde,
Verweil' ich noch auf dieser Erde!

Und Gott, der in das Herze schaut,
Der Niemand läßt, der ihm vertraut,
Der sah mit gnädigem Erbarmen
Die harte Noth der beiden Armen,
Die beide ihm ihr ganzes Leben
Und Herz in Frömmigkeit ergeben,
Die seine Prüfung treu bestanden,
Die würdig, daß sie Rettung fanden.
Der Vater, der die Seinen
Gern tröstet, wenn sie weinen,
Der schied die frommen Beiden
Von allen ihren Leiden. —
Indeß er schlief in seiner Kammer,
Ward Heinrich frei von allem Jammer
Und trat am andern Morgen,
Erlöst von allen Sorgen,
Rein und gesund hin vor die Maid,
Da schwand auch ihr das Herzeleid.

Sie schaut ihn an und schaut ihn wieder
Und sinkt auf ihre Kniee nieder
Und ruft: „Es sei der Herr gepriesen,
Er hat uns große Gnad' erwiesen!
Und gern behalt' ich nun mein Leben,
Denn Er hat mir's zurückgegeben."

Herr Heinrich ritt mit frohem Sinn
Nun wieder zu der Heimath hin.
Mit jedem Tage kehrt zurück
Ein Theil von seinem Jugendglück,
Sein Leib blüht auf, sein ganzes Wesen
So schön, wie nimmer es gewesen.
Und Allen, die ihm einst vor Jahren
Befreundet und gewogen waren,
Läßt er die frohe Kunde sagen,
Daß nun vorüber wär' sein Klagen,
Daß Gottes Allbarmherzigkeit
Aus seinem Elend ihn befreit.
Da mußten Alle froh sich weisen
Und Gottes große Gnade preisen.

Wolfram von Eschenbach. Parcival.

§. 1. **Wolfram von Eschenbach**, der größte Dichter des deutschen Mittelalters, einer der größten deutscher Nation, geboren zu Eschenbach, einem Städtchen in Franken, lebte und sang an den Höfen deutscher Fürsten, besonders des Landgrafen Hermann von Thüringen. Er starb um das Jahr 1225. Wolfram ist nicht bloß ein Meister in gewandtem und zierlichem Versbau, sondern auch ein mit glänzender Dichtergabe ausgestatteter tiefer und mächtiger Geist, er ist aber zugleich ein aus dem Glauben an Christus schaffender, wahrhaft katholischer Dichter. Das Werk, welches ihn unsterblich machte, heißt **Parcival**. Es beruht auf den Sagen vom Gral und vom Könige Arthus, daher man diese kennen lernen muß.

Die Gralsage. Der heilige Gral war ein Edelstein von wunderbarem Glanze. Dieser Edelstein, so lautet die Sage, war zu einer Schüssel verarbeitet im Besitze Josephs von Arimathia; aus diesem Gefäße reichte der Herr in der Nacht, da er verrathen ward, seinen Leib den Jüngern dar; in dieses Gefäß wurde das Blut der Seitenwunde des gekreuzigten Heilandes aufgefangen. Dieses Gefäß ist darum mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet. Die Stätte, wo es verwahrt ist, wird zum Paradies; der Mensch, der es stetig anschaut, erkrankt und altert nicht und schaute er's zweihundert Jahr an. Dieses Gefäß eben ist der heilige Gral, denn Gral bedeutet Gefäß oder Schüssel. An jedem Charfreitag bringt eine weiße Taube eine Hostie vom Himmel herab in den Gral, um dessen Wunderkräfte zu erhalten. Hüter und Pfleger des Grals zu sein, ist das Höchste, was ein Mensch auf Erden erringen kann; doch nur der demüthigste und reinste, der tapferste und treueste Mann kann Gralshüter (auch Templer, Templeisen genannt) werden. Lange war Niemand dieses Amtes würdig, bis Titurel, der Sohn eines Königs von Anjou, nach Salvaterre in Biscaya kam, wo er auf dem Berge Montsalvage die Gralsburg zur Bewahrung des Grals

und zur Wohnstätte der Gralsritter erbaute. Wunderbar lautet die Beschreibung dieser Burg. Die Fläche des Berges, welche von Onyx war, wurde glatt geschliffen, daß sie leuchtete wie der Mond. Der Tempel war rund, hundert Klafter im Durchmesser. An der Rotunde standen 72 achteckige Kapellen; auf je 2 Kapellen kam ein Thurm, also 36 Thürme. Das Werk war auf eherne Säulen gewölbt, die Gewölbe waren blauer Saphir und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd darin gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzesfahne in Schmelzwerk. Alle Altarsteine waren blaue Saphire mit grünen Sammtdecken. Die Verzierungen der Altäre und Säulen prangten von Edelsteinen. Sonne und Mond waren im Kuppelgewölbe aus reinstrahlenden Diamanten und Topasen gebildet, so daß das Innere auch Nachts in wunderbarem Glanze leuchtete. Die Fenster waren von Krystallen und farbigen Edelsteinen, mit Gemälden verziert. Das Estrich war wasserheller Krystall, darunter von Onyx gebildet alle Thiere der See, als ob sie lebten. Die Thüren waren von edlem Gestein mit Gold ausgelegt; die Dächer der Thürme und des Tempels von rothem Gold mit blauem Schmelzwerk. Auf jedem Thurme stand ein krystallenes Kreuz, und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten goldenen Schwingen. Der Knopf des Hauptthurms war ein riesiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so daß er den Templeisen als Leitstern diente. In der Mitte des Tempels, unter der Kuppel, stand der ganze Bau noch einmal im Kleinen als Sakramenthäuslein, und darin wurde der heilige Gral selbst aufbewahrt.

Um diesen Graltempel, der von einer festen Burg umschlossen war, lag ein dichter Wald, durch welchen Niemand ungerufen dringen konnte, wie Niemand zu Christo kommen kann, er sei denn von ihm gerufen. Auch wird Niemanden das Geheimniß des Grals aufgeschlossen, wenn er nicht fragt, sondern stumm vor dem Wunder stehen bleibt. Jahrhunderte lang befand sich der Graltempel im Abendlande, bis die Christenheit gottloser wurde, da haben ihn Engel nach Morgen getragen.

Anfangs bestand diese Sage vom Gral für sich allein in Frankreich; nachher wurde sie mit einer andern britischen Sage verbunden: vom König Arthus und der Tafelrunde. König Arthus oder Arthur, ein alter britischer Held, herrschte zur Zeit, da die deutschen Angeln und Sachsen das Land eroberten. Auf Schloß Leon in Wales sitzt er zu Hofe mit Ghwenhwywar, seiner schönen Gemahlin; um ihn ein herrlicher Hofstaat von tapferen Rittern und schönen Frauen, Mustern ritterlicher Zucht und Tugend, männlicher Tapferkeit und weiblicher Anmuth. Aus allen Rittern leuchten wieder zwölf hervor, die an ein

runden Tafel sitzen, unter den Tapfern die Tapfersten, unter den Edeln die Edelsten. Es galt für die höchste Ehre, ein Ritter der Tafelrunde zu sein, für die höchste Schmach, vom Hofe Arthurs ausgeschlossen zu werden. Von hier aus ziehen die Ritter zu Heldenthaten und Abenteuern, denn es ist ihre Pflicht, Frauen zu schützen, Verzauberte zu lösen, Riesen und Zwerge zu bändigen. Die Erzählung dieser Thaten macht den Hauptinhalt vieler französischen, englischen und deutschen Rittergedichte aus.

Diese beiden Sagen, vom Gral und vom Könige Arthur, sind nun vereinigt in dem Meisterwerke epischer Dichtung, dem **Parcival**, so genannt von dem Helden desselben. Der Parcival ist ein Epos von den höchsten göttlichen und menschlichen Dingen. Es stellt den großen Kampf von Welt und Christus in der Menschenseele an dem Beispiele des Helden Parcival dar. Man hat das Gedicht mit Göthe's Faust verglichen. Faust ist das Bild einer von Gott losgerissenen Zeit, welche die Wahrheit *sucht*, aber *nicht findet*; Parcival ist der Held einer Zeit, welche *gesucht* und *gefunden* hat und selig ist im Besitze der gefundenen, *christlichen* Wahrheit. Parcival ist der Mensch, wie er im Kampfe zwischen Welt und Geist irret und sucht, hochmüthig Gott absagt und der Welt verfällt; er ist der Mensch, wie er durch die Gnade erleuchtet nach dem Höchsten und Ewigen fragt, in Demuth zu Gott zurückkehrt und zum Frieden der Seele gelangt. — Der Inhalt des Gedichtes ist folgender.

Parcival, der Sohn Gamurets, aus königlichem Stamm von Anjou, und der schönen Herzelaide, wird nach des Vaters Tode von der Mutter in einer Wildniß erzogen; denn sie will ihn hüten, daß er nie ein Held werde und nicht wie der Vater frühen Todes in der Schlacht sterbe. In kindischem Spiel und jugendlicher Einfalt verlebt Parcival, fern von allen Menschen, die ersten Jahre seines Lebens, bis er eines Tages drei glänzende Ritter sieht und nun auf einmal die Sehnsucht nach einer fernen herrlichen Welt in ihm aufwacht. Jetzt ist kein Halten mehr, er muß hinaus aus der Stille seines Waldes und aus den Armen seiner lieben Mutter in die glänzende Ritterwelt zu freudigem Kampfe und Siege. Und Herzelaide, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen kann, läßt ihm ein Gewand anlegen zur Fahrt, doch nicht eines Ritters, sondern eines Thoren Gewand aus Sacktuch und Kälberfell. Und so reitet der noch Unerfahrene, Einfältige von dannen. Die treue Mutter küßt ihn zum Abschied und läuft ihm nach; als er aber ihren Blicken entschwindet, sinkt sie todt nieder. Parcival gelangt an Arthurs Hof und erregt durch seine Narrentracht allgemeines Aufsehen, so daß eine Fürstin

die noch nie gelacht, durch ihn zum ersten Auflachen bewogen wird. Gleiches Aufsehen erregt aber auch seine, wenn schon noch rauhe und ungefüge Tapferkeit. Erst später kommt er zu einem alten Ritter, Gurnamanz, von welchem er edle Rittersitte lernt.

Seine erste Heldenthat ist die Befreiung einer von übermüthigen Freiern auf ihrer Burg belagerten Königin Konduiramur; sie wird seine Gemahlin. Darauf zieht er fort, seine Mutter zu suchen, deren Tod ihm noch unbekannt war. Auf diesem Zuge gelangt Parcival zur Gralsburg. Unbeschreibliche Herrlichkeit thut sich ihm auf, im Gefolge zahlreicher Jungfrauen erscheint die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Repanse de joie, mit dem Heiligthum des Grals. Aber inmitten dieser Herrlichkeit wohnt tiefes Leid. Krank an schwerer Wunde sitzt der König auf seinem Ruhebette. Parcival sitzt neben ihm und sieht durch die offne Thür im Nebenzimmer einen Greis auf dem Bette ruhn, aber er bleibt stumm und fragt nicht, obgleich ihn der König mit einem Schwerte beschenkt und dabei seiner Wunde gedenkt. So erfährt auch Parcival nicht, daß der kranke König sein Oheim Anfortas und der Greis im Nebenzimmer sein Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel ist. Des andern Morgens findet Parcival Kleider und Schwert vor seinem Bette, sein Roß gesattelt, die weite Burg still und menschenleer. Er reitet von dannen und kommt zu einer Jungfrau, die ihm schon früher einmal auf seinen Zügen begegnet war. Es ist die unglückliche Sigune, sie hält den Leichnam ihres erschlagenen Bräutigams Schionatulander klagend im Arme. Von ihr erfährt Parcival, wie schwer er gefehlt habe, daß er in der Gralsburg nicht gefragt habe und daß er selbst das ihm bestimmte Königthum des Grals verscherzt habe. Sigune flucht ihm, Parcival aber reitet tiefsinnig und trauernd weiter und verliert sich ganz in träumerisches Sinnen, weil er seiner verlassenen Gattin Konduiramur gedenkt und von tiefem Heimweh überfallen wird. Nur Gawein, einem von Arthus abgesandten Ritter, gelingt es, den Schwermüthigen aus seinen Träumen zu wecken. Er kommt zu Arthus, der ihn zum Ritter der Tafelrunde machen will, da erscheint die grausenhafte Botin des Grals, die Zauberin Kundrie und flucht dem Parcival; dieser entsagt der Tafelrunde und gelobt sich dem Gral, aber es fehlt ihm das Gottvertrauen und die Kraft, und so reitet er traurig und verzweifelnd von dannen. So irrt er vier Jahre lang, mit Gott und der Welt zerfallen, von Zweifel und Unmuth gequält, umher. Endlich begegnet ihm eines Tags ein greiser Ritter im grauen Gewande; von diesem hört Parcival, der schon lange nichts mehr nach Gott gefragt, daß heute Charfreitag sei, der Tag, den alle Welt in Zerknirschung feiere, „denn

an diesem Tag ward Gottes Treue offenbar, da man ihn zur Erlösung für uns an das Kreuz schlug.“ Dieser Gedanke ergreift den Gottlosen, er beichtet einem heiligen Einsiedler, in welchem er seinen Oheim Trevrizent findet. Dieser belehrt ihn über den Gral, und wie man ihn nicht in Hochmuth und Zweifel, sondern in Demuth und Glauben zu gewinnen habe. Nun läßt Parcival alle weltliche Ehre fahren und hegt nur noch den Einen Gedanken, den Gral zu suchen. Auf seinem Zuge besiegt er den gleichfalls nach dem Gral suchenden Ritter Gawein und wird darauf zum Ritter der Tafelrunde aufgenommen. Er zieht weiter, da begegnet ihm ein Mohrenkönig; dieser Heide hat Kraft durch die kostbaren Steine, die er an sich trägt. Parcival kämpft mit ihm, er will unterliegen, da setzt er all sein Vertrauen auf Gott, und besiegt den Heiden, in welchem er jetzt seinen Bruder Feirefiz erkennt. Nun ist seine Reinigung vollbracht, er zieht in die Gralsburg, erlöst seinen Oheim Anfortas durch die Frage nach seinen Leiden, findet seine Gattin und beide Söhne wieder und bestimmt den älteren, Lohengrin, zu seinem Nachfolger im Königthume des Grals. Dieser zieht, von einem Schwane zu Schiffe geleitet, nach Flandern, um die junge Herzogin als Gattin heimzuführen. Er verbietet ihr — so will es das Gesetz des Grals — nach seiner Herkunft zu fragen; sie thut es dennoch, da zieht er auf seinem Schiff mit dem Schwane wieder von dannen.

Dieses ist der Inhalt des Gedichtes, welches so reich an Begebenheiten und Erscheinungen ist, daß man es beim erstmaligen Lesen noch nicht in seiner ganzen Schönheit auffassen und bewundern kann. Die außer dem Parcival unter Wolframs Namen vorhandenen Gedichte Titurel und Lohengrin stehen in gar keinem Vergleiche mit diesem herrlichen Epos.

Anmerk. Uebersetzungen des Parcival von San-Marte und Simrock, beide empfehlenswerth. Die von Simrock hält sich treuer an das Original, die von San-Marte ist lesbarer für die der älteren Sprache Unkundigen. Aus jener ist Probe 2., aus dieser 1. und 3. entnommen.

1. Aus Parcivals Jugend.

Gar herrlich wuchs der Knab' heran
Mit Muth und Stärke angethan.
Schon warf den Jagdspieß er gewandt
Und mancher Hirsch ward froh verzehret,
Den er erlegt mit seiner Hand.
Es fand das Wild sich arg beschweret
Durch seine Kunst: denn gleicher Weise,
Ob blumensprossend, ob von Eise
Die Erde starrend war, ihm galt
Es einerlei — er ging zum Wald.
Und also nahm er zu an Kraft,
Daß er oft heimkam so beladen,
Daß kaum ein Maulthier ohne Schaden
Die Beute hätte weggeschafft.

So ging er auch an einem Tag
Nach seiner Art dem Waidwerk nach,
An einem Berghang niederschweifend,
Und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend:
Da tönte Hufschlag zu ihm her.
Er greift geschwind zu seinem Speer

Und lauscht. „Was war's, das ich vernommen?
Will etwa gar der Teufel kommen
Mit Zornes Grimm? Er mag nur gehn!
Ich würd' ihn sicherlich bestehn.
Die Mutter Grauses von ihm sagt;
Doch mein' ich an Muth ist sie verzagt."
So stand er da in Streitbegehr.
Sieh, da trottirten Ritter her
Gewappnet alle gar und ganz,
Hellblitzend in der Sonne Glanz.
Der Knabe wähnte sonder Spott:
Ein jeder ihrer sei ein Gott.
D'rum warf er nieder auf die Knie'
Sich mitten in den Weg, und schrie:
„Hilf Gott, denn du kannst Hilfe reichen!"
Der Vorderste hieß zornig weichen
Den unberathenen Waleisen,
Der ihn im vollen Laufe still
Zu halten zwang mit seinem Preisen;
Wobei ich nur bemerken will:
Den einen Ruhm, wie an uns Baiern,
Muß ich auch an Waleisen feiern.
Wenn tapfer zwar, täppischer doch
Als bairisch Volk sind diese noch.
Wer sein Geschick in diesen beiden Landen
Zur Welt mitbringt — ein Wunder ist vorhanden.
Noch lag der Knab' auf seinen Knie'n,
Als noch ein Ritter schön geziert
Mit Eil' heran kam galoppirt.
Es trug ein stattlich Streitroß ihn;
Er schien zum Kampfe ausgeritten,
Denn wenig war vom Schilde ganz.
Graf Ultra-Lak Karnahkarnanz —
„Wer sperrt den Weg?" — mit rauhen Sitten
Schnaubt er also den Knaben an.
Doch diesem wie ein Gott gethan
Erschien auch er, da vorher nimmer
Sein Aug' erblickte solchen Schimmer.
Der Wappenrock in schönen Wellen
Fiel bis zur Erde; an den Zügeln,
An Schild und auch an beiden Bügeln
Erklangen goldne Schellen,
So daß, wenn von des Gegners Degen
Im wilden Kampf der Schild erdröhnte,
Ihr Klingen hold dazwischen tönte.
Doch sanftren Tones fragt entgegen,
Bezwungen von der Schönheit Glanz
Des Knaben, d'rauf Karnahkarnanz:
„Nun sagt mir, Jungherr: sonder Weile
Sah't ihr zwei Ritter hier mit Eile
Vorüberfliehen? Eine Schande
Sind sie dem ganzen Ritterstande,
An Männertugend gar verzagt.
Gewaltsam führten eine Magd
Sie mit sich, die sie frech geraubt."
Der Knabe nach wie vor doch glaubt,
Bedenkend seiner Mutter Lehre
Von licht und finster, es verkehre
Ein Gott mit ihm; d'rum sprach das Kind
Sein voriges Gebet geschwind:
„Ach, hilf mir, hilfereicher Gott,
Der Hilfe gibt in aller Noth."
Der Fürst darauf: „„Ich bin nicht Gott,
Doch leiste gern ich sein Gebot.
Wärst du der Wahrheit auf der Spur —
Du säh'st in uns vier Ritter nur.""
Da fragt der Knabe ihn fürbas:
„Du nennst da Ritter, was ist das?
Sag' an, hast du nicht Gotteskraft,
Wer kann denn geben Ritterschaft?"
„„Die theilt der König Arthus aus;
Ja, kommt ihr einst zu dessen Haus,
So mögt ihr Ritters Namen nehmen,
Daß ihr euch nimmer habt zu schämen.
Denn seh' ich euer Wesen an
Und euren Leib so wohlgethan,
Acht' ich euch wohl von Ritters Art.""

— — — — — — — —

Die Herren ließen Gott befohlen
Das Kind, und zogen des Weges fort,
Um die Verräther einzuholen.
Sie kamen im Walde zu dem Ort,
Wo mit stämmigen Stieren an Egg' Pflug
Von Herzelaidens Knecht das Feld
Mühsam und fleißig ward bestellt.
Der Fürst beut guten Morgen klug
Und fragt nach der entführten Magd.
Da ward die Wahrheit ihm gesagt:
Zwei Ritter seien Morgens hier
Mit einer Jungfrau am Revier
Vorbeigesprengt. — Ja, Meliakanz —
Er war es, dem Karnahkarnanz

Nachjagte; und in kurzer Zeit
Darauf ward durch den Helden werth
Von ihrem Räuber mit dem Schwert
Die schöne Jungfrau auch befreit.

2. Parcival in der Gralsburg.

In die Burg ritt der Kühne
Auf eines weiten Angers Grüne
Unzerstampft im Ritterspiel;
Kurzen Grases stand da viel.
Da ward nicht oft turniert, gestritten,
Mit Paniern hin und her geritten
Wie auf dem Anger zu Abenberg.
Selten war solch fröhlich Werk
Da geschehn in langer Zeit:
Sie hatten Noth und Herzeleid.
Der Gast jedoch deß nicht entgalt;
Ihn empfingen Ritter jung und alt,
Kleiner Junker volle Zahl
Sprang ihm nach dem Zaum zumal;
Ein Jeder thäte gern das Beste.
Sie hielten ihm den Stegreif feste,
Dieweil er abstieg von dem Roß.
Ritter führten ihn in's Schloß,
Wo sie ihm schufen gut Gemach.
Unlange währt' es darnach,
Bis er mit Zucht entwappnet ward.
Da sie den Jungen ohne Bart
Ersahen also minniglich
Glücklich pries ihn männiglich.

Um Wasser bat der junge Mann,
Da er den Rost sich hindann
Wusch von Angesicht und Händen,
Da schien er Jung und Alt zu blenden
Wie eines zweiten Tages Helle.
So saß der wonnige Geselle.
Man trug ihm einen Mantel dar,
Der von arab'schem Felle war
Und von allem Tadel frei;
Offen blieb der Schnüre Reih'
Als ihn überwarf der Degen,
Er bracht' ihm neues Lob zuwegen.

Da sprach der Kammerwärter klug:
„Repans de Schoi war's, die ihn trug,
Meine Frau, die Königin;
Er sei von ihr euch geliehn,
Denn euch ist noch kein Kleid geschnitten.
Wohl mocht' ich, sei's mit Ehren, bitten,
Denn ihr seid ein werther Mann,
Wenn ich's recht ermessen kann." —
„Gott lohn' euch, Herr, daß ihr mir traut,
Wenn ihr recht mich beschaut,
So war das Glück mir immer hold:
Gottes Kraft gibt solchen Sold." —
Man schenkt ihm ein und pflegt ihn so,
Die Traur'gen waren mit ihm froh.
Sein Rüstzeug war beiseit getragen,
Das wollt' er später schier beklagen,
Da er Scherzes hier sich nicht versah.
Allzu vorlaut mahnte da
Ein immer wortreicher Mann
Den edlen Fremdling wohlgethan
Zum Wirth, als spräch' er es im Zorn,
Das Leben hätt' er schier verlor'n
Von dem jungen Parcival.
Da er sein Schwert von leichtem Stahl
Nicht mehr bei sich liegen fand,
Da zwang er so zu Faust die Hand,
Daß den Nägeln Blut entschoß
Und ihm den Aermel übergoß.
„Nicht doch, Herr," sprach die Ritterschaft,
„Dieser Mann uns gern zu lachen schafft,
Wie traurig wir auch anders sei'n.
Ihr habt nichts Anderes vernommen,
Als der Fischer sei gekommen.
Geht hin, ihr seid sein werther Gast;
Schüttelt ab des Zornes Last."

Hundert Kronen niederhingen
In dem Saal, zu dem sie gingen,
Mit vielen Kerzen besteckt;
So war auch rings überdeckt
Mit kleinen Kerzen die Wand.
Hundert Ruhbetten fand
Man an den Seiten aufgeschlagen,
Darauf hundert Kissen lagen;
Je vier Gesellen trug ein Sitz,
Die Plätze unterschied ein Schlitz.
Davor ein Teppich bilderhell,
Le Fils du Roi Frimutel
Besaß doch Reichthum unermessen.
Eines Dings war nicht vergessen:
Sie hatte nicht das Gold gedauert,
Von Marmor waren aufgemauert

Drei viereckige Feuerrahmen,
Da brannt' ein Holz, das man mit Namen
Nannte lignum aloe.
Wer hat so große Feuer je
Hier gesehn zu Wildenberg?
Es war fürwahr ein kostbar Werk.
Der kranke Wirth selber hat
Vor der mittleren Feuerstatt
Auf einem Spannbett Platz genommen.
Es war zu Fehde gekommen
Zwischen ihm und der Freude,
Sein Leben war ein morsch Gebäude.

In den Saal kam gegangen,
Wo er ward wohl empfangen
Von dem, der ihn dahingesandt,
Parcival der Weigand.
Ihn ließ der Wirth nicht lange stehn,
Er bat ihn nah' heran zu gehn
Und zu sitzen: „Hier an meine Seite;
Wies' ich euch in größre Weite,
Das hieß euch allzu fremd gethan."
So sprach der jammerreiche Mann.

Des Wirthes Siechthum heischte leider
Große Feu'r und warme Kleider;
Weit und lang, von Zobel fein,
So mußte außen und innen sein
Der Mantel und der Pelz darauf.
Der geringste Balg war theu'r zu Kauf;
Schwarz und Grauwerk fand man da.
Um das Haupt des Wirthes sah
Man die gestreifte Mütze gehn
Von Zobel, theuer zu erstehn.
Oben um die Mitte gingen
Arabische Borten in goldnen Ringen
Und von der Spitze niederschien
Als Knopf ein leuchtender Rubin.

Ritter saßen da genug,
Als man Jammer vor sie trug.
Herein zur Thür' ein Knappe sprang,
Eine Lanze trug er, die war lang,
(Die Sitte war zu Trauer gut.)
Die Schneide niedertropfte Blut
Und lief am Schaft bis auf die Hand,
Wo es am Aermel verschwand.
Da ward geweint und geschreit
Ueberall im Saale weit und breit;
Nicht dreißig Völkern möcht's gelingen,
Mit Kehl' und Auge zu vollbringen.
Er trug den Speer in seinen Händen
Umher an allen vier Wänden;
Bis wieder zu des Saales Thür,
Wo der Knappe sprang herfür.
Da war gestillt des Volkes Noth,
Dem erst der Jammer gebot.
Da es die Lanze hat erkannt,
Die der Knappe trug in seiner Hand.

Währt es nun auch nicht zu lang,
So mach ich hier den Anfang,
Daß ihr vernehmet und erfahrt,
Wie herrlich da gedienet ward.

Zu Ende an dem langen Saal
Erschloß sich eine Thür von Stahl;
Zwei werthe Kinder traten ein,
Vernehmt, wie die geschaffen sei'n:
Daß sie wohl gäben Minnesold
Wem sie um Dienste würden hold.
Das waren Jungfrauen klar,
Kränzlein über bloßem Haar;
Die Blumen hielt ein leichtes Band.
Jedwede trug in ihrer Hand
Einen Leuchter von Gold,
Ihr Haar in blonden Locken rollt.
Auf jedem Leuchter brennt ein Licht.
Vergessen wollen wir nicht,
Von der Jungfrauen Kleid zu sagen,
Das sie vor den Rittern tragen,
Die Gräfin von Tenabrock,
Von braunem Scharlach war ihr Rock;
So war auch ihr Gespiel geziert,
Das weite Kleid war affischirt
Mit zweien Gürteln, da wo schlank
Die Frauen sind und schmal und schwank.

Nun trat eine Herzogin daher
Und ihr Gespiel. Sie trugen nicht schwer
An zweien Stollen von Helfenbein,
Ihr Mund gab feuerrothen Schein.
Alle viere neigten sich:
Zwei setzten behendiglich
Vor dem Wirth die Stollen hin:
Das war ihr Dienst, wie es schien,
Dann traten sie gepaart zurück
Und waren klar und hell von Blick.

Die Viere trugen gleiches Kleid.
Nun versäumen nicht die Zeit

Andrer Frauen zweimal vier,
Was hatten die zu schaffen hier?
Vier mußten große Kerzen tragen;
Die andern durften's nicht versagen,
Sie trugen einen theuren Stein,
Die Sonne warf hindurch den Schein.
Sein Name ist uns wohlbekannt:
Es war ein Granatjachant
So lang und so breit, daß er's wohl litt,
Als ihn so dünne zerschnitt
Der ihn zum Tischplatt zersägte,
An dem der Wirth zu essen pflegte,
Die Jungfrauen traten alle acht
Vor den Wirth, indem sie sacht
Wie zum Gruß ihr Haupt bewegten.
Die Viere dann die Tafel legten
Auf der Stollen schneeweiß Helfenbein,
Das zuvor man trug herein,
Man sah sie züchtig wieder gehn
Und bei den ersten Vieren stehn.

Röcke grün wie Gras zu schauen
Trugen diese acht Frauen
Aus edlem Sammt von Aßagauch
Lang und weit, so will's der Brauch,
Ein theurer Gürtel schmal und lang,
In der Mitte sie zusammenzwang,
Dieser acht Jungfrauen klug
Auf dem Haupt jegliche trug
Ein Blumenkränzlein wohlgethan.
Von Nonel der Graf Iwan
Und Jernis, der von Reile,
Ihre Töchter über manche Weile
Hatte der Gral in Dienst genommen.
Man sah die Jungfrauen kommen
In gar wonniglichem Staat.
Zwei Messer, schneidig wie ein Grat,
Trugen die Jungfrauen hehr
Auf zweien Zwickeln daher.
Von Silber ist die Kling' und weiß
Und nicht versäumt von Künstlerfleiß,
Geschärft, gewetzt zu solcher Glätte,
Daß es wohl Stahl geschnitten hätte.
Vor dem Silber trugen die Frauen werth,
Die auch der Gral zum Dienst begehrt,
Lichter, daß es heller sei,
Vier Kinder alles Tadels frei,
So gingen diese Sechse nun:
Höret, was sie sollen thun.

Sie grüßten. Zweie trugen dar
Auf die Tafel wunderklar
Das Silber und legten's nieder.
Dann gingen sie mit Züchten wieder
Zu den ersten Zwölfen hin.
Wenn ich recht berichtet bin,
Hier sollen achtzehn Frauen stehn.
Nun sieht man neue Sechse geh'n
In Kleidern, die man schwer bezahlt:
Es war zur Hälfte Pliant,
Zur Hälfte Pfell von Ninive.
Sie und die Sechse, der ich eh'
Gedachte, trugen getheilte Tracht,
Jeder Theil aus anderm Stoff gemacht.

Nach diesen kam die Königin.
Ein Glanz von ihrem Antlitz schien,
Sie wähnten All', es wolle tagen.
Ein Kleid sah man die Jungfrau tragen
Von Pfellel aus der Arabie.
Auf grünen Kissen von Achmardi
Trug sie des Paradieses Fülle,
So den Kern wie die Hülle.
Das war ein Ding, das hieß der Gral,
Irdischen Segens vollster Stral.
Repanse de Schoi hieß,
Von der der Gral sich tragen ließ.
Der Gral war von solcher Art:
Sie hat das Herz sich rein bewahrt,
Der man gönnt des Grals zu pflegen;
Sie dürfte keine Falschheit hegen.

Lichter kamen vor dem Gral,
Die waren schön und reich zumal.
Sechs lange Gläser hell und klar,
D'rin brannte Balsam wunderbar.
Da sie gemess'nen Schrittes herfür
Zur Tafel kamen vor die Thür,
Die Königin verneigte sich
Und jede Jungfrau züchtiglich,
Die da Balsamgläser trug.
Die Königin ohne Falsch und Trug
Setzte vor den Wirth den Gral.
Die Märe spricht, daß Parcival,
Sie hab' andächtig lang beschaut,
Der der Gral war anvertraut;
Er hatt' auch ihren Mantel an,
Die Sieben gingen auch hindann
Und standen bei den achtzehn Ersten.
Da nahmen Alle die Hehrste

Zwischen sich: zwölf standen ihr
Zu beiden Seiten, sagt man mir.
Da stand die Magd die Krone tragend,
Schön aus den Gespielen ragend.

All den Rittern zumal,
Die da saßen in dem Saal,
Ließ man von Kämmerlingen
In gold'nen Becken Wasser bringen.
Immer vier bediente einer
Und ein Junker, ein kleiner,
Der eine weiße Zwickel trug.
Man sah da Reichthum genug.
Der Tafeln mußten hundert sein,
Die man zur Thüre trug herein.
Man setzte jegliche schier
Vor der werthen Ritter vier;
Tischlacken blendend weiß
Legte man darauf mit Fleiß.

Der Wirth nun selber Wasser nahm;
Er war am frohen Muthe lahm.
Da wusch sich Parcival zugleich,
Eine seidene Zwickel bilderreich,
Hielt ein Grafensohn ihm hin;
Den sah man hurtig niederknien.
Wo keine Tafel war gestellt,
Vier Knappen sah man da gesellt,
Daß sie zu dienen nicht vergäßen
Denen, die da oben säßen.
Zweie mußten knieend schneiden,
Die andern durften's nicht vermeiden,
Sie trugen Trank und Speise dar
Und nahmen ihrer dienend wahr.
Hört mehr von Pracht und Reichthum sagen:
Vier Karossen mußten tragen
Manchen goldnen Becher dar
Jedem Ritter, der zugegen war.
Die wurden rings umhergerollt;
Von vier Rittern ward das Gold
Auf die Tafel hingesetzt.
Ein Schaffner folgte zuletzt;
Dem war das Amt aufgetragen,
Daß er es wieder in den Wagen
Setzte, wenn gedienet wäre.
Nun vernehmet and're Märe.
Hundert Knappen man gebot,
Die nahmen in weißen Zwickeln Brot
Ehrerbietig vor dem Gral.
Zurück dann traten sie zumal
Und vertheilten vor die Tafeln sich.
Man sagte mir, sag' auch ich
Auf euren eigenen Eid:
Vor dem Grale war bereit
(Sollt' ich Wen damit betrügen,
So müsset ihr mir helfen lügen)
Wonach Einer bot die Hand,
Daß er Alles stehen fand,
Speise warm, Speise kalt,
Speise neu und wieder alt,
Fisch und Fleisch, Wild und Zahm.
„Es ist kein wahres Wort daran!"
Hör' ich Manchen sprechen;
Der will sich allzuviel erfrechen.
Der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße ein volles Horn,
Er that es dem beinahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich.

In kleine Goldgefässe kam,
Was man zu jeder Speise nahm,
Pfeffer, Salz und Agraß;
Der Genügsame, der Fraß,
Alle hatten da genug:
Höflich man es vor sich trug.
Morß, Wein, Sinopel roth,
Wonach den Napf ein Jeder bot,
Was er Trinkens mochte nennen,
Das konnt' er gleich daran erkennen,
Alles durch des Grales Kraft.
Die herrliche Gesellschaft
Ward bewirthet von dem Gral.
Wohl bemerkte Parcival
Den Reichthum und das große Wunder;
Doch nicht zu fragen unterstund er.

3. Wie Parcival von Trevrizent über den Gral belehrt wird.

— —. Der heil'ge Gral
Bleibt jedem immerdar verloren,
Den nicht der Himmel selbst erkoren,
Zu seinem Dienst. Glaubt meinem Wort,
Deß Wahrheit selbst ich hab' erfahren."
„„Ihr wart — rief jener — beim Grale dort?""
„Ja," war die Antwort; offenbaren

Doch mochte Parcival noch nicht,
Daß auch sein eigen Angesicht
Des Anblicks schon theilhaftig worden;
Drum bat er jetzt nur, daß bekannt
Ihm jener mache, wie bewandt
Es sei mit Gral und Grales Orden.
Und Trevrizent begann: „Ich weiß,
Es wohnt eine ritterliche Schaar
Beim Gral zu Monsalvas immerdar,
Die ihre Arbeit und ihren Preis
Ihm ganz geweiht, Templeisen heißen,
Die seines Dienstes sich befleißen.
Ihre Nahrung spendet ein Edelstein,
Wunderkräftig klar und rein,
Mit Namen Lapis Exillix.
Durch ihn verbrennt der Phönix
Zu Asche sich, doch diese schafft
Ihm Leben wieder, so daß empor
Aus ihr er steigt mit neuer Kraft,
Und schöner, als er war zuvor:
Dem Menschen kann kein Leid gescheh'n
Am Tag, da er den Stein geseh'n,
Und eine Woche nach der Zeit
Bleibt er vom Tode noch befreit.
Wer täglich ihn erblicken kann,
Dem, sei es Jungfrau oder Mann,
Bleibt unverändert Farb' und Haut,
Wie in schönster Blüthe sie ward geschaut;
Und säh' er ihn zweihundert Jahre,
Ihm grauten dennoch nie die Haare;
Und solche Kraft verleiht der Stein
Dem Menschen, daß ihm Fleisch und Bein
In ungeschwächter Jugend bleiben.
Der Stein, des Wunder zu beschreiben
Ich versuchte, wird der Gral genannt. —
Gesendet von der höchsten Hand
Kommt heut ihm eine Botschaft,
Die ihn begabt mit neuer Kraft.
Denn heut ist der Charfreitag,
Deß dort man sehnlich harren mag.
Eine glänzend weiße Taube schwingt
Vom Himmel sich herab und bringt
Eine Oblate weiß und klein,
Legt sie hin auf den heil'gen Stein,
Und schwingt sich himmelan dann wieder.
Immer an dem hohen Tage
Kehrt sie zurück, und — wie ich sage —
Legt auf den Stein die Gabe nieder,
Die ihm die Kraft gibt: was auf Erden
Genießbar's mag erzeuget werden,
Was an Gethier in Wassergrüften,
In Flur, in Wald und in den Lüften
Mag schwimmen, laufen, kriechen, schweben,
Als Trank und Speise darzugeben.
So zehret von des Grales Kraft
Die ritterliche Brüderschaft."
„Der Name derer, die ernannt
Zum Grale sind, wird so bekannt:
Am Stein auf seines Randes Rund
Erscheint eine Schrift, die deutlich kund
Geschlecht und Namen dessen thut,
Den zu erwählen der Gral geruht.
Niemand vermag der Schrift Buchstaben,
Eh' sie gelesen, vom Stein zu schaben;
Sie vergeht jedoch zur selben Frist,
Sobald der Name gelesen ist.
Es kommen alle dahin als Kind,
Die jetzt Erwachs'ne beim Grale sind;
Und wohl der Mutter, die geboren,
Das Kind, das sich der Gral erkoren!
Denn dessen freu'n sich alle gleich
Ihre Kinder zu senden, arm und reich,
Die aus nahen und fernen Landen
Zu Montsalvas sich zusammenfanden,
Und zu dem Graldienst sind geweiht —
Von Todsünden bleiben sie befreit.
Vom Himmel ist ihr Lohn gewährt,
Und wenn ihr letzter Tag erschienen
Auf Erden hier, wird droben ihnen
Der Seele letzter Wunsch bescheert. —
Es wurden jene Engelschaaren,
Die theilnahmlos beim Kampfe waren,
Der schnöde ward von Lucifern
Erhoben gegen Gott den Herrn,
Hinabverwiesen zu der Erde,
Daß der Gral von ihnen gepfleget werde.
Ich weiß nicht, ob ihnen Verzeihen
Gott für den Fehl ließ angedeihen,
Oder ob sie abgebüßt die Schuld,
Nach seiner Macht und seiner Huld
Nahm er zum Himmel sie darnach
Zurück. Drauf bis zum heut'gen Tag
Ließ denen Gott nach seiner Wahl
Den Stein zur Pflege, die er selbst benannte,
Und ihnen seinen Engel sandte.
So stehet, Herr, es um den Gral."

„Wenn — rief der Jüngling — Ritterschaft
Mit Schild und Schwert und Speeres Kraft
Des Leibes Preis, der Seele Heil
Verdienen kann als Lohnes Theil:
So bleibt sie immer mein Begehr,
Wie ich sie treu geübt bisher.
Ich stritt, wo ich zu streiten fand,
Und Preises viel mit tapfrer Hand
Gewann ich schon. Wenn Streites Preis
Gott selber wohl zu würd'gen weiß,
So muß er mich erkennen,
Und zu dem Gral ernennen!""
Da widersprach sein frommer Wirth:
„Ihr irret, junger Mann, ihr irrt!
Vor allem sorgt, daß ihr von Hochfahrt
Durch sanften Willen bleibt bewahrt.
Euch verleitet eure Jugend,
Zu brechen frommer Demuth Tugend;
Denn immer war der Hochfahrt Ziel
Ein jäher Sturz." Eine Thrän entfiel
Dem Aug' des Greises, den der Gram
Und tiefe Wehmuth überkam,
Da er gedachte, was er nun
Dem Gast kund noch wollte thun.

So blieb er bei ihm vierzehn Tage.
Sein pflag der Wirth wie ich euch sage:
Kraut und Wurzeln allein
Mußten ihre Speise sein.
Gern trug der Waleis die Beschwerde,
Nur daß sein süßer Trost ihm werde,
Da ihn der Wirth von Sünde schied,
Mit gutem Rath ihn wohl berieth.

„Wer war's," so frug einst Parcival,
„Der in der Kammer lag beim Gral,
Grau von Haar, von Antlitz hell"
Der Wirth sprach: „Das war Titurel.
Der ist deiner Mutter Ahne:
Es ward zuerst des Grales Fahne
Zum Schutz befohlen seiner Hand.
Ein Siechthum, Podagra genannt,
Hat ihn gelähmt, an's Bett gebunden.
Seine Farb' ist nimmer doch geschwunden.
Den Gral erblickt sein Angesicht;
D'rum mag er auch ersterben nicht.
— — — — — — — —
Willst du dein Leben zieren
Und immer würdiglich gebaren,
Die Frau'n zu hassen mußt du sparen.
Frau'n und Priester, wie bekannt,
Unbewehrt ist beider Hand;
Doch schirmt die Priester Gottes Segen.
Dein Dienst soll ihrer treulich pflegen,
So wird dereinst dein Ende gut.
Der Pfaffheit zeige holden Muth.
Was auf Erden sieht dein Angesicht,
Das vergleicht sich doch dem Priester nicht.
Sein Mund verkündet uns das Wort,
Das unser Heil und unser Hort;
Auch greift er mit geweihter Hand
An das allerhöchste Pfand,
Das je für Schuld verliehen ward.
Ein Priester, der sich so bewahrt,
Der er sich ganz ihm hat ergeben,
Wer könnte heil'ger leben?"

Das war der Beiden Scheidetag.
Ihn küßte Trevrizent und sprach:
„Deine Sünden laß mir hier:
Gottes Huld erfleh' ich dir.
Leiste, was ich dir gesagt:
Halt fest d'ran unverzagt!"
Von einander schieden sie;
Ihr mögt euch selber denken wie.

Gottfried von Straßburg.

§. 8. Der dritte und letzte unter den großen epischen Dichtern des deutschen Mittelalters, **Gottfried von Straßburg**, hat um das Jahr 1210 ein Gedicht verfaßt, welches das gerade Gegentheil von Wolframs Parcival ist. Es wird darin die Liebe zwischen **Tristan und Isolde** geschildert, sowie die zahlreichen Abenteuer und Gefahren, welche diese beiden zu bestehen haben. Wie aber der Parcival ein Werk voll heiliger

Wahrheit und ernster Sitte ist, so schildert dieses Gedicht allen Leichtsinn, allen Taumel und allen Frevel einer von keinem höheren Geiste beherrschten, gottvergessenen und sorgenlosen Sinnenlust. Das Gedicht hat viel Unheil gestiftet, denn es ist in einer leicht fließenden und bezaubernden Sprache geschrieben. Die Sünde ist nie schöner dargestellt worden, — das ist das Lob und der Tadel dieses Gedichtes. Hatte sich Wolfram als Mann des Glaubens dem Strome der sündhaften Welt entgegengestellt, so schwimmt Gottfried mit dem Strome. Soviel zur Lehre für diejenigen, welchen die Lectüre Gottfrieds vom literarischen Unverstand angepriesen wird. Indessen hat der Dichter seinen leichtfertigen Gesang einigermaßen wieder gut gemacht durch seinen wunderherrlichen, aus frommer Seele gesungenen Lobgesang auf die Jungfrau Maria.

Konrad von Würzburg. Rudolf von Ems. Verfall der epischen Dichtung.

§. 9. Mit den genannten Dichtungen ist die Reihe der classischen Epopöen geschlossen; es folgen nur Nachzügler der großen Meister. Unter diesen verdient besonders **Konrad von Würzburg** (gest. 1287) als trefflicher Legendendichter Erwähnung. Sein bestes Gedicht ist die goldne Schmiede, worin das Lob der heiligen Jungfrau in glänzender Darstellung und einer Fülle der schönsten Bilder und Gleichnisse besungen wird. Als in der nachfolgenden Zeit die Verehrung Mariens ein Lieblingsgegenstand der Dichter wurde, war Konrads Schmiede das bewunderte, oft nachgeahmte Vorbild. Unter den Legenden des Dichters zeichnet sich aus der heilige Sylvester. Von ihm wird erzählt, wie er die das Christenthum bestreitenden Juden durch ein Wunder besiegte, indem er einen von ihnen durch Aussprechen des Namens Jehovah getödteten wilden Stier durch die Kraft des Namens Christi wieder lebendig machte, worauf die Juden und des Kaisers Mutter Helena bekehrt wurden. Eine andere Legende Konrads: Der heilige Alexius, erzählt die Geschichte eines edlen Jünglings, welcher in dem Augenblick, als ihm die Braut ihre Hand reicht, zwischen sich und ihr ein Kreuz erblickt, daher aller Lust der Welt entsagt, als Pilger auszieht und dann unerkannt bis zum Tode in dem Palaste seiner Braut und Eltern sein Leben zubringt.

Derselbe Dichter hat auch die bekannte Sage von Otto mit dem Barte recht gut erzählt. Ein Ritter, Heinrich von Kempten, hat Otto's Truchseß erschlagen. Otto schwört bei seinem Barte Rache, worauf Heinrich schnell Otto's Bart ergreift, den Kaiser zu Boden wirft und

ihn nicht eher aufstehen läßt, bis er versprochen hat, ihm das Leben zu schenken. Jedoch wird Heinrich so lang vom Hofe verbannt, bis er auf einem Feldzug in Italien dem Kaiser das Leben rettet.

Zu den guten Dichtern ist noch **Rudolf von Ems** (gest. um 1250) zu zählen. Von ihm sind die anmuthigen Erzählungen: Barlaam und Josaphat und der gute Gerhard. Josaphat, ein indischer Königssohn, wird trotz der Abrede seines Vaters Barlaam von einem alten Einsiedler zum Christenthum bekehrt. Bald gelingt es ihm, auch seinen Vater zu bekehren, worauf er von der Welt zurückgezogen ein beschauliches Leben führt. Im guten Gerhard wird die Geschichte eines Kölnischen Kaufmanns erzählt, welcher eine Anzahl Christensklaven an sich kauft und frei gibt bis auf die Gemahlin des Königs Wilhelm von England, welcher todt geglaubt ward. Die Königin willigt endlich ein, dem Sohne Gerhards ihre Hand zu reichen, da erscheint am Hochzeitstage ihr rechter Gemahl und erhält seine Gattin wieder; der gute Gerhard aber verschmäht allen Lohn und bleibt Kaufmann wie zuvor.

Fast alle bisher genannten epischen Dichtungen waren ernster Natur, nur mit einzelnen komischen Zügen verflochten, bis endlich eine eigne Gattung komischer Erzählungen oder Novellen aufkam, welche einen heitern, leichten, oft muthwilligen Charakter hatten. Unter den vielen Gedichten dieser Art ist das beste und berühmteste der sogenannte „Pfaffe Amis", worin die lustigen Stücklein eines höchst launigen und witzreichen Geistlichen aufgetischt werden. Es sind Schwänke und Scherze ähnlich denjenigen, welche später vom Till Eulenspiegel in aller Munde gingen.

Mit dem Erlöschen des Rittergeistes in Deutschland kam auch nach und nach das ritterliche Heldengedicht in Verfall. Kaiser Max, genannt der letzte Ritter, ließ auch den letzten Versuch eines ritterlichen Epos machen. Es ist der Theuerdank, ein Gedicht, worin Maximilians Brautwerbung um Maria von Burgund langweilig und matt besungen wird.

Anmerk. Wer außer den hier aufgezählten Hauptwerken unserer älteren epischen Poesie noch die zahlreichen kleineren Gedichte dieser Art, deren viele jedoch nur ein gelehrtes Interesse haben, kennen lernen will, wird sich am Besten aus Vilmars Gesch. der deutschen Nationallit. I. Bd. belehren.

Thiersage. Lehrgedicht. Freidanks Bescheidenheit.

§. 10. So lange die Menschen noch harmlose Naturmenschen sind, haben sie Wohlgefallen und Freude an den Thieren, beobachten und belauschen sie und entdecken im Thierleben Aehnlichkeiten mit menschlichen Verhält-

nissen und Handlungen. So entstehen Sagen und Erzählungen, wie unsere deutsche von Reinhart dem Fuchse und Isengrim dem Wolf. Es gab schon in den ältesten Zeiten verschiedene Bearbeitungen dieser Sage, später gewann eine plattdeutsche große Verbreitung. Auch Göthe hat darnach seinen Reineke gedichtet, welcher freilich nicht mehr das ist, was der alte naturgemäße Reinhart war.

Die Thiersage bildet den Uebergang zur didaktischen oder Lehrdichtung. Hier ist vorzugsweise der Fabeldichter Ulrich Boner, Predigermönch in Bern, zu nennen. **Boner** hat in einem Buch, das er Edelstein nennt, 100 Fabeln in treuherziger und anschaulicher Sprache erzählt. Dieser Edelstein war Jahrhunderte lang ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes und eines der ersten Bücher, welche gedruckt worden sind. Es enthält einen Schatz guter Lebensregeln.

Das vortrefflichste Lehrgedicht ist **Freidanks Bescheidenheit**, eine Sammlung von Lehren und Sprüchwörtern in volksmäßiger, höchst einfacher, überzeugender Sprache. „Bescheidenheit" hieß damals so viel als ehrenhafte Weltklugheit. Diese lehret der Dichter als wohl erfahrener, gereifter Mann mit Ernst und Nachdruck, und doch mit volksmäßiger unbefangener, edler Heiterkeit. Das Buch war so verbreitet, daß man es die „weltliche Bibel" nannte. Der Verfasser ist unbekannt, vielleicht der große Dichter Walther von der Vogelweide, den wir sogleich näher kennen lernen werden.

Sprüche aus Freidanks Bescheidenheit.

Gott dienen ohne Wank
Ist aller Weisheit Anfang.

Wer um diese kurze Zeit
Verliert die ew'ge Seligkeit,
Der hat sich selber betrogen
Und zimmert auf den Regenbogen.

Wer die Seele will bewahren,
Der muß sich selber lassen fahren.

Wer Gott minnet wie er soll,
Des Herz ist aller Tugend voll.

Es sei übel oder gut,
Was im Finstern Jemand thut
Und was im Herzen wird erdacht,
Das wird noch all' an's Licht gebracht.

Wer dreier Dinge dächte,
Vermiede gern das Schlechte:
Was er war und was er ist
Und was er wird in kurzer Frist.

So sprechen, die da sind begraben,
Zu den Greisen, zu den Knaben:
Was ihr seid, das waren wir;
Was wir sind, das werdet ihr.

Wer in der Welt das Rechte thut,
Der dünkt auch Gott im Himmel gut;
Doch ist der Welt hier mancher werth,
Des Gott im Himmel nicht begehrt.

Niemand ist unrein
Als von Sünden allein.

Wer eig'ner Sünden nähme wahr,
Schwiege wohl der fremden gar.
Der rügt des Andern Missethat,
Der hundertfach so große hat.

Ob einer viel des Guten thu
Und eine Missethat dazu,
Der Gutthat wird vergessen,
Die Missethat gemessen.

Almosen bittet für den Mann
Der selber nicht mehr bitten kann.
Wasser löschet Feuersgluth,
Almosengeben Gleiches thut.

Die Thränen bald getrocknet sind,
Die des reichen Mannes Kind
Weint an seines Vaters Grab:
Es wischt den kurzen Thau wohl ab;
Jedoch des armen Mannes Kind
Tröstet sich nicht so geschwind:
Des Thränen fließen lange
Mit Jammer über die Wange.

Wir wünschen Alters alle Tage
Und kommt es, hört man nichts als Klage.

Das Alter sehnt sich nach der Jugend,
Die Jungen wünschen Alter Tugend.

Singen, springen soll die Jugend,
Die Alten walten alter Tugend.

Wer seines Mundes hat Gewalt,
Der mag mit Ehren werden alt.

So in Alter als in Jugend
Ziemt nichts so wohl als Zucht und Tugend.

Wer Tugend hat, ist wohlgeboren,
Ohne Tugend Adel gar verloren.

Dem Blinden ist im Traume wohl,
Wachend ist er Leides voll.

Das Gut allein mag heißen gut,
Mit welchem man das Rechte thut.

Das Gut sich nicht verhehlen kann,
Es spricht zu oft nur aus dem Mann.

Man ehrt das Gut an manchem Mann,
Der Ehr' und Tugend nie gewann.

Der Mann ist elend ohne Gut,
Was er auch kann, was er auch thut.

Man lobt im Tode manchen Mann,
Der lebend selten Lob gewann.

Ich weiß, aus meines Feindes Mund
Geht mein Lob zu keiner Stund,
Und wenn er Gutes von mir spricht,
So kommt es aus dem Herzen nicht.

Will Einer wissen, wer er sei,
Der schellte seiner Nachbarn drei.
Wenn ihm die zweie das vertragen,
Der dritte wird es ihm wohl sagen.

Lyrische Dichter. Minnegesang. Walther von der Vogelweide.

§. 11. Wenn die Poesie eines Volkes die Thaten seiner Helden besungen hat, wendet sie sich zur Schilderung von Gefühlen und Empfindungen; mit andern Worten: auf die epische folgt die lyrische Dichtung. So war es bei den alten Griechen, so war es auch bei uns Deutschen. Unsern großen deutschen Heldengedichten folgt im Laufe des 13. Jahrhunderts die Minnepoesie. Es ist aber nicht die Minne sinnlicher Lust, die hier gefeiert wird, — es ist die deutsche Minne, das heißt, die zarte, innige und insbesonders reine Erinnerung an die Geliebte, deren Namen nicht einmal der Dichter auszusprechen wagt. Diese Minnepoesie ist jugendlich frisch, wie der blühende Mai, verschämt und züchtig wie die Knospe der Rose. Woher kam ihr dieses? Schon die alten Deutschen glaubten, daß den Frauen etwas Heiliges innewohne, und sie ehrten darum die Frauen höher, als dieses bei Griechen und Römern der Fall war. Diese den Germanen eigenthümliche Achtung der Frauen wuchs in dem Maße, als das Christenthum ihre Gemüther ergriff. Die Grundlehre des Christenthums, daß jeder Mensch das Ebenbild Gottes sei, erhob das Weib aus seiner sclavischen

Stellung zur Würde der freien Gattin und Hausfrau und zur Pflegerin edler Sitte und häuslicher Tugend. Das Christenthum lehrte ferner, wie Gott selbst Eine aus dem Geschlechte der Frauen gewürdigt, seine Mutter zu sein, und stellte zugleich in dem Bilde Marias das Muster der Jungfrau und Mutter hin. So wurde die Poesie der irdischen Minne von dem Geiste himmlischer Minne verklärt und gehoben. Die Minnesänger haben dieß selber ausgesprochen. So hören wir Wolfram im Parcival sagen: „Nichts Reineres doch auf Erden ist, als die Jungfrau sonder argen List. Nun seht, wie rein die Maide sind: Gott selber war der Jungfrau Kind." So singt ein Andrer: „Nun höret und merket wohl, warum man Frauen ehren soll. Wir waren ewiglich todt, uns brachte eine Jungfrau aus aller Noth, die uns den Heiland gebar. Um eines reinen zarten Lebens willen ehret alle Frauen." Welchen Begriff diese christlichen Sänger von der „Minne" hatten, spricht Wolfram aus: „Minne gibt in den Himmel gut Geleite: Minne ist überall außer in der Hölle," und Walther: „Niemand kann ohne Minne des Himmels Gnade und Gunst gewinnen . . . . in falsche Herzen kam sie nie." So ist denn diese deutsche Minnepoesie eine ganz andere als jene flatterhafte, leidenschaftliche der Franzosen oder jene allzu sinnliche der Italiener. Sie ist verklärt durch die ihr eigene Ahnung von dem Heiligen und Himmlischen in dem weiblichen Gemüthe, durch ihre zarte Ehrerbietung vor der höhern Natur der Jungfrau. Eine solche Poesie mußte natürlich in einer Zeit voll Roheit und wilder Kriegeslust auch nicht wenig zur Veredlung der Gemüther und zur Milderung der Sitten beitragen.

Die Minnelieder wurden aber nicht zum Lesen, sondern zum Singen gemacht. Man trug sie unter Begleitung von Saiteninstrumenten vor, daher sie durchgehends so melodisch und klangvoll tönen.

Die meisten Minnesänger waren ritterlichen Standes. Ihre Anzahl ist sehr groß, — über 160 — darunter Fürsten und Könige. Nur die berühmtesten können hier aufgezählt werden. Da begegnen uns denn die großen epischen Dichter: Hartmann, Wolfram und Gottfried auch als Minnesänger wieder, letzterer besonders wegen seines schon erwähnten herrlichen Lobliedes auf Maria. Der vorzüglichste aber unter allen Minnesängern ist **Walther von der Vogelweide**, aus einem adeligen Geschlechte Oesterreichs oder der Schweiz (zwischen 1165 und 1170) geboren. Er hielt sich viel an den Höfen deutscher Fürsten und Kaiser auf und soll im Lorenzgarten des Neuen Münsters zu Würzburg begraben sein. Eine Sage erzählt, er habe befohlen, in seinen Leichenstein vier Löcher zu hauen und darin alltäglich Brosamen für seine

lieben Vögelein zu streuen, was die Chorherren von Neumünster auch lange beobachtet hätten. Walthers Lieder sind ausgezeichnet durch Tiefe des Gefühls, reine Sitte und wahrhaft unschuldige Heiterkeit. Er ist kein finsterer Moralprediger, aber er haßt auch die Unsitte, die schon zu seiner Zeit in die Minnepoesie eindrang. Walther hat in den verschiedensten Weisen, bald Mariens Herrlichkeit, bald der Frauen Lob, bald die Ehre deutscher Nation, bald die Vergänglichkeit alles Irdischen gesungen.

Anmerk. Zur nähern Kenntniß Walther's dienen die Uebersetzungen von Koch, Weiske und vorzüglich Simrock. — Wenn Gervinus aus dem herrlichen Dichter einen Christen nach seinem Schlage macht („er ist von keinem Dogma beschränkt; Christ, Jude und Heid gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dient"), so sei nur bemerkt, daß Walther z. B. von Maria singt: „denn ohne sie kann Niemand hier noch dort genesen, und widerredet das Jemand, der muß ein Thore wesen (sein)." Unterschreibt das Jude und Heide?

Lieder Walther's von der Vogelweide.

1. Deutsche Frauen.

Heißt mich hoch willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sinds allein,
Die ihr noch vernahmt: jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret,
Und den Sold nicht scheut,
Will ich Manches sagen, was die Herzen freut:
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich verkünde deutschen Frauen
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schauen:
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.
Was wollt ich von den Süßen?
Sie sind mir zu hehr:
Drum bescheid ich mich und bitte sie nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab ich viel gesehn,
Nach den besten blickt ich allerwärts:
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über Alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör ich, sie sind besser hier,
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide gibt,
Lebt ich lange nur darinne!

2. Frühling und Frauen.

Wenn aus dem Gras hervor die Blumen bringen,
Als lachten sie hinauf zum Glanz der Sonne,
An einem frischen Morgen früh im Mai,
Dazu die kleinen Vöglein lieblich singen
In ihrer besten Weise; welche Wonne
Meint ihr, daß dem wohl zu vergleichen sei?

Es ist wohl halb ein Himmelreich.
Soll ich es sagen, was dem scheine gleich,
So sag ich's, was mir mehr Entzücken
In meinen Augen stets gebracht
Und immer thut, mag ich's erblicken.

Seht ihr ein Fräulein wandeln hold und schön,
Gekleidet wohl, und wohl das Haupt geschmückt,
Daß ihre Lust sie bei den Leuten mehre,
Seht ihr sie dort mit ihren Maiden gehn,
Wie sie bisweilen züchtig um sich blickt,
Der Sonne gleichend in dem Sternenheere, —
Der Mai zeig' uns all seine Wunder,
Es ist doch nichts so Wonnigliches drunter,
Als ihr so minniglicher Leib.
— — — — — —

3. Morgengebet.

Sei mit mir Herr! wenn ich erwacht
Und meines Heiles nimm in Acht,
Wo ich im Lande immer geh und kehre;
Herr Christus! laß an mir werden klar
Die Güte Dein so wunderbar
Und hüt' mein Wohl durch Deiner Mutter Ehre,
Wie ihr und Dir des Engels Sorgen,
Da du im Kripplein lagst verborgen,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
Erniedert vor dem Esel und dem Rinde;
Und doch in segensreicher Hute
Hielt dich Gabriel, der gute,
Treu in Nöthen mannigfalt:
So pfleg auch mein, daß mich nimmer finde
Dein Auge schuldbefleckt und kalt.

4. Die Kreuzigung.

Sünder, du sollst der großen Noth gedenken,
Die Gott um uns erlitt und sollst dein Herz in Reue senken.
Mit scharfen Dornen ward sein süßer Leib versehret:
Noch mannigfalt ward seine Marter an dem Kreuz gemehret:
Man schlug drei Nägel ihm durch Füße und durch Hände.
Marias Schmerz war ohne Maß und Ende,
Als sie des Kindes Blut zu beiden Seiten fließen sah.
Von dem Kreuze Jesus trauernd sprach er da:
Dein Ungemach, o Mutter, das ist ja
Mein zweiter Tod: Johann, du sollst der Lieben Tröstung spenden.

Der Blinde sprach zu seinem Knechte: Du sollst kehren
Den Speer zu seinem Herzen und der langen Marter wehren.
Da wandte man die Waffe gen den Herrn der Erde;
Maria vor dem Kreuze stand mit schmerzlicher Geberde:
Da verlor sie Farb und Kraft in bitterlichen Nöthen,
Als sie so jämmerlich ihr Kind sah tödten
Und Longin den Speer ihm in die reine Seite stach.
Ohnmächtig sank sie hin und hörte nicht noch sprach;
In diesem Jammer Christi Herz zerbrach:
Das Kreuz begann sich da mit seinem süßen Blut zu röthen.

5. Das heilige Land.

Nun erst leb ich ohne Beschwerde,
Seit sich meinem Auge weist
Dieses Land und auch die Erde,
Die man also lobt und preist.
Mein ist, was ich je erbat,
Ich bin kommen, wo den Pfad
Gott im Menschenbilde trat.

Schöne Lande, segensreiche,
Hab ich Wandrer viel gesehn,
Keines, das sich dir vergleiche:
Was sind Wunder hier geschehn.
Eine Magd ein Kind gebar
Hehr vor aller Engel Schaar,
War das nicht ein Wunder gar?

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Eignen würden frei
Und verloren nimmermehr:
Heil euch, Kreuz und Dorn und Speer
Heidenschaft, deß zürnst du sehr!

Als er uns sich ließ erbarmen,
Litt er hier den grimmen Tod,
Er der Reiche für uns Armen,
Daß wir kämen aus der Noth:
Daß sein Blut uns kaufe los,
Ist ein Wunder übergroß,
Aller Wunder Wunderschoß.

Nieder zu der Hölle Schlunde
Aus dem Grabe fuhr der Sohn,
Dem der Vater war im Bunde
Und der Geist von Anfang schon;
Niemand löset dieses Band:
Drei in Einen Gott gewandt,
Wie ihn Abraham erkannt.

Als er dort den Feind bezwungen,
Wie kein Kaiser siegt im Streit,
Hat er nun sich hergeschwungen;
Da begann der Juden Leid:
Daß er ihre Hut durchbrach,
Mit den Seinen ging und sprach,
Den ihr Haß doch schlug und stach.

Hier verblieb der Wunderreiche
Vierzig Tage, fuhr dann frei
Heim zu seines Vaters Reiche;
Seinen Geist, der mit uns sei,
Hat er uns herabgesandt;
Heilig ist dasselbe Land,
Wird vor Gottes Thron genannt.

In dies Land hat er gesprochen
Einen schreckenvollen Tag,
Da die Wittwe wird gerochen,
Da der Waise klagen mag
Mit dem Armen die Gewalt,
So sie litten mannigfalt:
Wohl ihm dort, der hier entgalt!

Unsers Richteramts Gebrechen
Hemmt nicht mehr des Rechtes Lauf.
Denn er selbst kommt Recht zu sprechen,
Zieht der jüngste Tag herauf:
Wer noch schuldet, weh ihm dann
Dort, wo der verlaßne Mann
Pfand noch Bürgen haben kann!

Laßt ihr deß euch nicht verdrießen,
Was gesprochen hat mein Mund,
Will ich jetzt die Rede schließen
Und euch kürzlich machen kund:
Was der ewgen Weisheit Macht
Hat von Anbeginn gedacht,
Hier beganns und ward vollbracht.

Christen sagen, Juden, Heiden,
Daß dies Land ihr Erbe sei:
Möge Gott den Streit entscheiden,
Er bei seinen Namen drei:
Alle Welt hierher begehrt;
Uns nur ward ein Recht beschert:
Recht ist, daß er uns gewährt.

6. Kreuzlied.

Gott sei mit uns im Bunde
Und send uns frohe Kunde
Zu jener frohen Stunde,
Wo uns der Geist entgeht:

Der Hölle Gluthen wallen,
Daß wir darein nicht fallen:
Es ist wohl kund uns Allen,
Wie jämmerlich es steht.

Das hehre Land, das reine,
So fühllos und alleine:
Jerusalem, nun weine,
Wenn dein vergessen ist!

Die übermüth'gen Heiden
An deiner Schmach sich weiden:
Nun laß dich diese Leiden
Erbarmen, Jesu Christ;

Die Noth, womit sie ringen,
Die deinem Grab lobsingen,
Die möcht auch uns bezwingen:
Das wend' in kurzer Frist.

7. Winterleid.

Uns ist der Winter zur Last überall
Haide und Wald sind beide nun fahl,
Wo sonst viel süßer Stimmen Hall.
Säh' ich auf den Straßen erst Mägdlein den Ball
Werfen, so käm' auch der Vögelein Schall.

Könnt ich verschlafen im Winter die Zeit;
Wach' ich die Weile, so thut es mir leid,
Daß seine Macht ist so weit und so breit.
Weiß Gott! er weicht auch dem Maien im Streit,
Der statt des Reifs uns dann Blumen verleiht.

Prosa. Volksbücher. Suso. Tauler. Geiler von Kaisersberg.

§. 12. Mit den großen Meistern: Hartmann, Wolfram, Gottfried und Walther war der Frühling deutscher Poesie vorübergegangen. Sommer und Herbst waren in schwächeren und immer schwächeren Dichtungen gefolgt; endlich trat der Winter mit Romanen und Volksbüchern in Prosa ein. Zuerst wurden die schönen alten Heldengesänge in Romane aufgelöst, darauf diese wieder in **Volksbücher** abgekürzt. So entstanden die beliebten und noch heutzutag allbekannten Erzählungen von den Haimonskindern, dem Kaiser Octavianus, dem Fortunatus mit seinem Wünschhütlein, der heiligen Genovefa, der schönen Magelone, Griseldis u. s. w. Es ist unnöthig, den Inhalt dieser sehr verbreiteten Bücher anzugeben. Das Gleiche gilt vom Till Eulenspiegel, einem Buche, das unzähligemal gedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Eulenspiegel treibt sich als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Maler u. s. w. umher und thut Alles nicht dem Sinne, sondern dem Wortlaute nach, wodurch allerhand Verkehrtheiten entstehen. Im Lalenbuch werden die Narrheiten einer ganzen Gemeinde erzählt.

Weniger bekannt sind die Namen einiger geistlichen Schriftsteller, welche zuerst erbauliche Bücher in deutscher Sprache zu einer Zeit verfaßten, wo die lateinische Sprache für solche Schriften noch die herrschende war. Man nannte sie wohl die Jünger der ewigen Weisheit, weil sie der streitsüchtigen, hochfahrenden Weisheit der Gelehrten die einfältige, stille Weisheit des christlichen Glaubens und Liebens entgegenstellten. Die vornehmsten unter ihnen waren: Der milde, liebreiche und tiefsinnige Johannes Tauler (gestorben 1361 in Straßburg), Dominikanermönch, dessen Predigten und Erbauungsschriften durch Tiefe der Erkenntniß und Kraft der Darstellung ausgezeichnet sind; dann der

liebenswürdige Heinrich Suso (oder Seuse, gest. zu Ulm 1365), dessen merkwürdiges Buch „Von den neun Felsen" in der tiefsten Ueberzeugung von der Sündhaftigkeit seiner Zeit zur Abwendung des göttlichen Strafgerichtes geschrieben wurde. Suso ist eine treue, gottliebende Seele, aber seine Gottesliebe ist die ächte, denn er sinnt nur darauf, das arme, geistig und leiblich elende Volk zu retten. Bereits früher als Tauler und Suso hatte der Franziskaner Bruder **Berthold** (gest. 1272) durch seine Predigten gewirkt. Er zog allenthalben in Deutschland umher, predigte auf freiem Felde, drang besonders auf Demuth und Herzensreinheit, und erschütterte durch seine klare, an Beispielen reiche Sprache selbst die rohesten Gemüther. Ueber zwei Jahrhunderte später wurde zu Straßburg ein anderer Prediger Johann **Geiler** von Keisersberg berühmt (gest. 1510 zu Straßburg). Er predigte wie Tauler das innere Leben, war aber in seiner Sprache viel kräftiger, derber und volksmäßiger, besonders, wenn er das Weltleben seiner Zeit, den Luxus und die Sittenlosigkeit schilderte. Dabei geißelte er rücksichtslos weltliche und geistliche, hohe und niedere Sünder, Fürsten, Priester, Bischöfe sogar; nur ging er in seinem Eifer so weit, daß er mehr zerstörte als erbaute und durch seine Verspottung sträflicher Kirchendiener die Kirche selbst in den Augen des Volkes herabwürdigte. Uebrigens hat Geiler viele Stoffe zu seinen Predigten aus dem sogleich zu erwähnenden „Narrenschiffe" des Sebastian Brant genommen.

Anmerk. Die alten Volksbücher sind in unserer Zeit wiederholt von Görres, Marbach, Simrock und Andern herausgegeben worden. — Taulers Predigten sind öfter neu erschienen, (so zu Frankfurt 1826, und zu Berlin 1841). Sehr lesenswerth ist sein Büchlein von der „Nachfolge des armen Lebens Christi," am besten herausgegeben v. Schlosser (Frkf. a. M. 1833). — Suso's Schriften und Leben v. Diepenbrock (Regensb. 1837). — Bruder Bertholds Predigten, neudeutsch bearbeitet von Göbel mit Vorw. v. A. Stolz. Zur näheren Kenntniß dieses wahren Volkslehrers dient Kehrein's Geschichte der katholischen Kanzel-Beredsamkeit (Regensb. 1843).

Satiriker: Brant, Murner, Fischart.

§. 13. Sebastian **Brant**, Rath und Pfalzgraf Kaiser Maximilians, gest. zu Straßburg 1521, schrieb ein Buch unter dem Titel **Narrenschiff**, „weil es der Narren zu viel gebe, um in einem Wagen Platz zu finden." Auf dieses Schiff hat er 113 Sorten Narren geladen und die Thorheiten derselben mit Witz und Freimuth gezüchtigt.

Ein Zeitgenosse Brants, nur witzreicher, schärfer, lebendiger, als dieser, war der Franziskaner Thomas **Murner** von Straßburg. Er führte ein unstetes Wanderleben in Italien, Deutschland, Frankreich und

Polen, und starb um das Jahr 1536. Unter seinen vielen satirischen Schriften sind am berühmtesten „die Narrenbeschwörung", die „Schelmenzunft" und sein Buch „von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat." Diese seine vorzüglichste Satire verspottet das Werk der Reformatoren in scharfer, höchst witziger, obwohl derber Sprache.

Wie Murner gegen die Reformation, so stritt **Johann Fischart** (gest. um 1589) für dieselbe. Seine, theilweis nach den Schriften des Franzosen Rabelais gearbeiteten, Satiren sind gegen die katholischen Priester und Mönche, namentlich die Jesuiten, gerichtet. Das berühmteste Werk Fischarts ist der Gargantua, worin Gargantua, ein Held aus der französischen Riesensage, in moderner Gestalt erscheint, um an ihm das Abenteuerliche und Verkehrte der Zeit lächerlich zu machen.

Meistergesang: Hans Sachs.

§. 14. Als die Dichtkunst an den Höfen der Fürsten und Herren vernachlässigt wurde, fand sie bei den Bürgern und Handwerkern Aufnahme. Wie sie aber dort eine edle und ritterliche war, so ist sie hier eine wahrhaft handwerksmäßige geworden. Man nannte die Dichter jetzt **Meistersänger**; sie waren in Zünfte und Schulen getheilt, hatten ihre Vorsteher (Merker), ihre Regeln und Gesetze (Tabulaturen), ihre Töne und Weisen. Diese Töne sind höchst pedantisch und steif geordnet und benannt, so daß es nicht nur einen rothen und weißen Ton gibt, sondern sogar eine warme Winterweis, eine kurze Affenweis, eine englische Zimmetweis, eine Gestreift-Safran-Blümleinweis u. s. w. Solcher Töne waren zu Nürnberg zu Hans Sachsens Zeit 220 im Brauch, ebendaselbst gab es Dritthalbhundert Meistersänger. So ehrenwert) nun das Bestreben war, daß Handwerker ihre Feierstunden mit etwas besserem, als Zechen und Spielen zubrachten, so gehaltslos war ihre Poesie, bei der vielmehr auf mechanische Reimkunst, als auf poetische Gedanken gesehen wurde. Wie ärmlich, wie pedantisch, wie trocken klingt dieser Meistergesang gegen die begeisterten Weisen der alten Helden- und Minnedichtung!

Der berühmteste Meistersänger, Hans Sachs, eines Schneiders Sohn (geb. zu Nürnberg 1494, gest. 1576, im 82. Lebensjahre), hatte gelehrte Bildung auf der Schule genossen, darnach das Schusterhandwerk erlernt und sich in der Welt umgesehen. Er pflegte die Poesie neben der Schusterei mit solchem Eifer, daß die vollständige Sammlung seiner Werke fünf Quartbände umfaßt. Unter allen Meistersängern war

er der talentvollste und nicht ohne Ahnung von dem höheren Geiste der Poesie. Hans Sachs nahm sich auch in seinen Gedichten der Reformation an, aber er that es mit mehr Mäßigung, als andre seiner Zeitgenossen. Seine Schwänke und Fastnachtsspiele sind als die rohen Anfänge des deutschen Schauspiels anzusehen.

Reformation. Deutsche Literatur vor und nach derselben.

§. 15. Die Reformation hat unser Volk und unsere Literatur in zwei Hälften gespalten. Es gibt seitdem eine katholische und protestantische Literatur, jene mehr im Süden, diese mehr im Norden Deutschlands einheimisch. Wenn in Lehrbüchern der Literaturgeschichte behauptet wird, „die deutsche Bildung sei durch die Reformation zu den Protestanten gekommen, die neuere deutsche Literatur sei die Frucht des Protestantismus,“ so müssen wir hier nach der Bedeutung dieser Behauptung fragen.*) In den zunächst folgenden Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts hat sich die Reformation wenigstens nicht fruchtbringend erwiesen, denn diese Periode war die armseligste und traurigste in der deutschen Literatur. Gehen wir aber weiter in das 18. und 19. Jahrhundert, so sind allerdings die größten Geister der Nation, Lessing, Wieland, Schiller, Göthe u. A. Protestanten gewesen, nur war ihr protestantisches Bekenntniß ein ganz anderes als jenes der Reformation. Die wenigsten dieser Männer glaubten an Christus als Gottes Sohn und an die Göttlichkeit seiner Lehre.**) Von Lessing ist das wohlbekannt. Auch Göthe hat seine Zeitgenossen nur für das altclassische Heidenthum begeistert und vom Christenthum abgelenkt. Schiller klagt wehmüthig in seinen Göttern Griechenlands: „Einen (Christengott) zu bereichern, mußte diese Götterwelt vergehen!“ — und rief voll Sehnsucht: „Kehre wieder holdes Blüthenalter der Natur!“

Dieser dem Heidenthume wohlgeneigte, dem Glauben an Christus entfremdete Sinn hat sich in den bedeutendsten Erscheinungen der neueren deutschen Nationalliteratur geoffenbart. Daher ist diese classische Literatur der Neuzeit verglichen mit jener classischen alten des Mittelalters nichts weniger als eine christliche. Wird also behauptet: die deutsche Bildung der Neuzeit sei die Frucht der Reformation, sei das

*) „Es ist nicht der Rede werth, was seitdem (seit Luther) die Katholiken für die deutsche Bildung gethan haben.“ Gervinus.

**) Unser Gewährsmann sei Gervinus: „Die protestantische Kunst half uns über die einseitige Versessenheit auf eine bloß christliche Bildung hinweg. Kein Mann von Bedeutung erscheint in unserer Literatur, der nicht die Fessel der positiven Religion abgeschüttelt hätte.“

Eigenthum des Protestantismus, so heißt das mit andern Worten: die unchristliche, dem Glauben entfremdete Bildung sei die Frucht der Reformation, sei das Eigenthum des Protestantismus! Ob sich die gläubigen Protestanten für diese Ehre bedanken werden? . . .

So viel steht fest: die deutsche Literatur vor und nach der Reformation ist eine grundverschiedene. Jene, aus dem Boden des Glaubens erwachsen, trägt einen katholischen Charakter, diese einen vorherrschend protestantischen.*)

Anmerk. So und nicht anders kann der Katholik über ein Verhältniß urtheilen, welches in den meisten Lehrbüchern der Literaturgeschichte nicht nur einseitig, sondern auch gehässig dargestellt worden ist.

Luther. Kirchenlied. Paul Gerhard. Spee. Scheffler.

§. 16. **Luther** hat ohne Zweifel durch seine vielverbreitete, obwohl ungenaue Bibelübersetzung nicht wenig zur Ausbildung der neuhochdeutschen Sprache beigetragen, nur wird sein Verdienst gemeinlich über alles Maß erhoben und ganz übersehen, wie schon vor ihm Geiler, Murner und Andere die Sprache der Prosa gepflegt und bereichert hatten. Desgleichen ist es übertrieben, wenn Luther der „Vater des deutschen Kirchenliedes" genannt wird. Er übersetzte ältere lateinische Kirchengesänge, brachte Psalmen in deutsche Verse und dichtete geistliche Gesänge in volksthümlicher Weise. Das ist sein Verdienst. Aber die Gedanken zu vielen seiner schönsten Lieder waren nicht sein eigen, sondern aus den alten katholischen Liedern geschöpft, die er bearbeitete. Auch war schon vor ihm kirchlicher Volksgesang durch die Bruderschaften in Uebung gekommen, so wie katholische Gesang- und Liederbücher seit Erfindung der Buchdruckerkunst wiederholt erschienen.**) Nach Luther wurden allerdings sehr viele neue Kirchenlieder verfaßt, wie denn ein Zeitgenosse Luthers sagt: „es sei im halben Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in den Dörfern so untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zeche mache, das er dann mit seinen Bauern zur Kirche singe;" allein gerade dieser Reichthum ist dem Liederschatz der Protestanten nicht zum Vortheile gewesen, denn nun kamen unter die Kirchenlieder auch Frühlings-, Sommer-, Herbst-, Winter-, Morgen-, Abend-, Tisch-, Geburtstagslieder und andere im Grunde weltliche Gesänge mit geistlicher Färbung, Naturschilderungen ohne kirchliches

*) „Die deutsche Literatur ist vorherrschend protestantisch geworden." Th. Mundt.
**) S. Alzog's Universalgesch. d. christl. Kirche. S. 1687.

Bewußtsein. Aechte Kirchenlieder waren das nicht; ein Te deum, ein Stabat mater, ein Lauda Sion befaßten sich nicht mit Naturschilderungen.

Unter den Protestanten war es vorzüglich Paul Gerhard (geb. 1606 in Sachsen), welcher wahrhaft frommgläubige, kindlich einfache Kirchenlieder verfaßt hat, deren viele noch jetzt allbekannt sind, wie die schönen Gesänge: „O Haupt voll Blut und Wunden" — „Befiehl du deine Wege" — „Nun ruhen alle Wälder" u. a. — Katholischer Seits dichtete der Jesuit Friedrich von Spee (geb. 1591 zu Kaiserswerth) Lieder voll kindlicher, inbrünstiger Liebe zu dem Erlöser, die wahrhaft aus dem Herzen kamen, denn Spee war ein Mann der christlichen Liebe, der sein ganzes Leben dem Kampfe gegen die Hexenprozesse weihte. Als ihn der Domherr Philipp von Schönborn einstens fragte, woher er vor dem vierzigsten Jahre eisgraue Haare habe? antwortete Spee: „Der Gram hat meine Haare grau gemacht, darüber, daß ich so viele Hexen habe müssen zur Richtstatt begleiten, und habe unter allen keine befunden, die nicht unschuldig gewesen." Er starb in der eifrigen Ausübung seines Priesterberufes an einer Krankheit, die er sich in einem Militärspitale zugezogen (1653). Sein berühmtestes Büchlein führt den Titel Trutz-Nachtigall, eine Sammlung von Liedern, welche trotz den Nachtigallen singen sollten. — Höher als Spee ist der schlesische Dichter Johann Scheffler zu stellen, bekannt unter dem von ihm angenommenen Namen Angelus Silesius. Er stammte aus einer polnischen Dissidentenfamilie und wurde 1624 zu Breslau geboren. Seine Neigung zur beschaulichen Theologie fand auf Reisen, namentlich in Holland, Nahrung. Nachdem er 3 Jahre lang eine Stelle am Hofe des lutherischen Herzogs von Würtemberg Sylvius Nimrod bekleidet hatte, trat er (1653) zur Ueberraschung Vieler in Breslau zur katholischen Kirche über. Sein Uebertritt wurde (bis auf den heutigen Tag) übelwollend beurtheilt, weil Scheffler bald darauf k. k. Hofmedicus wurde. Es ist aber urkundlich bewiesen, daß jene Stelle mit gar keinem Gehalte verbunden war, ja daß Scheffler überdies ein Vermögen von 14,000 Thalern an die Armen verschenkte. Seine bedeutendsten Dichtungen erschienen nach seiner Conversion.*) Diese sind: Der cherubinische Wandersmann und die geistlichen Hirtenlieder. Scheffler starb 1677. Seine Lieder sind nicht frei von dem damaligen gelehrten Anstrich der schlesischen Dichterschule, aber sie sind so ausgezeichnet durch Innigkeit des Gefühls und

---

*) S. Kahlert's A. S., Breslau, 1853.

Tiefe der Gedanken, daß sie (nach Vilmars Urtheile) zu dem allerbesten gehören, was jemals in dieser Art gedichtet worden.

Anmerk. „Trutznachtigall" in erneuerten Bearbeitungen von C. Brentano (1817), W. Hüppe und Junkmann (1841), F. X. Weninger (1844). — Scheffler's „Heilige Seelenlust" (München, 1826); P. Wittmann's A. S. (Augsb. 1842).

Deutsches Volkslied.

§. 17. Die alten, ehemals im Munde des Volkes lebenden Lieder, aus welchen selbst Dichtungen wie das Nibelungenlied hervorgegangen, waren im Laufe der Jahrhunderte verklungen. Eine Zeit lang schien die Quelle der Volkspoesie versiegt zu sein, bis sie im 16. Jahrhunderte, sonst dem ungünstigsten für die deutsche Poesie, wieder mächtiger hervorquoll. Die großen Weltereignisse, welche vorangingen, erklären dies. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hatte die Geister mächtig angeregt; die Entdeckung neuer Länder den Wandertrieb erweckt; der in den Städten blühende Wohlstand die Lebenslust vermehrt; endlich die Reformation alle Gemüther in Bewegung gebracht. So kamen eine Masse Lieder in Schwang vom mannigfaltigsten Inhalte. Der Reiter, der über die Haide weg der Fremde zujagt, der Landsknecht, der die Gefahr in heiterm Leichtsinn vergißt, der Handwerksbursche, der ein unstetes Wanderleben führt, der Student, der von einem Musensitze zum andern fährt, der Bettler, der als Bänkelsänger von Thüre zu Thüre geht — alle haben ihre Lieder, ernste und heitre, scherzhafte und traurige Weisen, alle voll Kern, Einfalt und Gemüth, so daß unsere größten Dichter, wie Göthe, Uhland u. A. sie zu Vorbildern genommen haben.

Anmerk. Es gibt zahlreiche Sammlungen deutscher Volkslieder (deren ohnedem noch viele im Munde des Volkes leben), als „des Knaben Wunderhorn" von Arnim und Brentano, die Sammlungen von Görres und von Uhland, u. a.

Die Zeit von Opitz bis Gottsched. Verfall der deutschen Poesie.

§. 18. Opitz und Gottsched — diese beiden Männer bezeichnen ungefähr die Gränzen des Zeitraumes, in welchem die deutsche Poesie in pedantische Nachäfferei der Franzosen und steife unnatürliche Schäfertändelei verfallen war. Dieser Zeitraum des 16. und 17. Jahrhunderts umfaßt den Zustand ihrer tiefsten Erniedrigung. Das zarte Seelchen lag hinter Thor und Riegel in einen finstern Kerker gebannt, während der Zopf draußen als Schildwache umherstolzirte. Martin Opitz (geb. 1597), Chorführer der sogenannten schlesischen Schule, war ein verstän-

diger, guter, regelfester Versemacher, aber ein phantasieloser, kalter, nichts weniger als ein deutscher Dichter. Er hatte wohl den besten Willen, der gesunkenen Poesie wieder aufzuhelfen, aber das bloße äußerliche Nachahmen von Homer, Virgil und andern Meistern erkleckte nicht. Wahrhaft lächerlich ist es, ihn noch heutzutage als „Vater und Wiederhersteller der Dichtkunst" zu preisen, obwohl man sich scheut, Proben seiner Muse auch nur in Lesebücher aufzunehmen. Seine ohnedies trockenen und langweiligen Dichtungen werden durch die Anwendung des französischen schleppenden Alexandriners vollends ungenießbar. Opitz gründete in Schlesien eine Dichterschule, welche gleich ihrem Meister regelgerechten und wohltönenden Reim- und Versbau betrieb, während Phantasie und Gemüth leer ausgingen, die Gedanken platt und gemein waren, ja selbst die Form, worin doch ihr ganzes Verdienst beruhte, in Spielerei ausartete, wovon namentlich die Reime der Pegnitzschäfer Probstücke liefern. Die bedeutendsten Namen dieser Schule waren: Simon Dach von Königsberg, bekannt als Dichter des Liedes „Aennchen von Tharau"; Johann Rist, genannt der „nordische Apoll", einer der gottseligsten und fruchtbarsten, aber langweiligsten Dichter; Philipp Harsdörfer, Mitstifter der Gesellschaft der Pegnitzschäfer in Nürnberg, auch Erfinder des Nürnberger Trichters, unter welchem Titel er eine Anweisung, in 6 Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst zu lernen, herausgab. Jene Pegnitzschäferei zeigt recht augenfällig, wie weit diese Zeit von der wahren, frischen Naturpoesie entfernt war. Die Mitglieder der Gesellschaft führten bei ihren Zusammenkünften alte Hirtennamen, wie Damon, Tityrus u. s. w. und tändelten mit „arkadischen" Versspielen, in welchen von wahrhaft idyllischem Leben auch nicht eine Spur war. Aehnliche Gesellschaften zur Pflege der Dichtkunst und der deutschen Sprache bestanden mehrere in Deutschland, so die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, im Jahre 1617 von Fürsten und Edelleuten zu Weimar gestiftet; die aufrichtige Tannengesellschaft in Straßburg, der Schwanenorden in Holstein u. a.

Unter den späteren schlesischen Dichtern sind vornämlich berühmt geworden: Der schwermüthige Andreas Gryphius, der schwülstige, bombastische Kaspar Lohenstein, der leichtfertig-lüsterne Hoffmann von Hoffmannswaldau. Als Epigrammendichter hat Friedrich von Logau einige ganz gute Witze und Sprüche gemacht.

Der schlesischen Dichterschule trat zu Ausgang des 17. Jahrhunderts eine andere, nicht viel bessere, französische Schule entgegen. Schon der dreißigjährige Krieg hatte den Geist der deutschen Nation gebeugt und unter das Joch der Franzosen gebracht. An den fürstlichen

Höfen und in der vornehmen Welt gelangte französische Sitte und Sprache zur Herrschaft, so daß nur derjenige ein Ansehen gewann, der seine Bildung in Paris an dem glänzenden Hofe Ludwigs XIV. geholt hatte. Frankreichs Literatur war durch Corneille, Molière, Racine auf die höchste Stufe ihres Glanzes gehoben; kein Wunder, wenn die deutsche Armuth davon geblendet wurde. Boileau mit seiner formglatten, eleganten Verskunst, ohne wahres inneres Leben, wurde auch für die Deutschen Vorbild. Indessen sind die Dichter jener Periode heutzutage so gut als vergessen, etwa den talent- und phantasievollen Günther ausgenommen, der sich leider durch sein wüstes Leben und rohes Treiben um allen Ruf brachte und in tiefes Elend stürzte. — Ein anderer Gegner der Schlesier erhob sich in dem Hamburger Brockes (geb. 1680), der in seinem langgesponnenen, einförmigen Irdischen Vergnügen in Gott die Poesie mittelst Naturschilderung zu erfrischen einen schwachen Versuch machte. Brockes hatte sich namentlich den Engländer Thomson (s. oben) zum Muster genommen. Das Gleiche that mit größerem Erfolge der Schweizer Albrecht von Haller (geb. in Bern 1708), ein ernster, fast schwermüthiger Charakter von christlich-gläubiger Gesinnung. Sein berühmtestes Werk ist das Lehrgedicht: Die Alpen, worin Natur und Volk der Schweiz geschildert und das Glück einfältigen Naturlebens gepriesen wird. Die Darstellung des Gedichtes war allzusehr im Tone ernster Betrachtung gehalten, als daß es viele Leser anziehen konnte. Etwas später schrieb Haller's Landsmann, der Züricher Salomon Geßner (geb. 1730) seine vielgepriesenen Idyllen, welchen bei aller Schönheit im Einzelnen doch die Hauptsache: Naturwahrheit mangelt. Größeren Beifall fanden damals die lebensfrohen, weltfeinen, französisch glatten Lieder Friedrichs von Hagedorn (geb. 1708). Er hatte sich in der Fabel und poetischen Erzählung den beliebten Lafontaine, in der Epistel Boileau zu Vorbildern gewählt. Indessen war Hagedorn kein bloßer Nachahmer, nur der Geist, nicht die Form der französischen Hofpoesie wurde von ihm ergriffen. Einige seiner poetischen Erzählungen sind bis auf diesen Tag beliebt geblieben, wie sein „Johann, der munt're Seifensieder." — Schon Haller und Hagedorn hatten einen besseren Geschmack angeregt; es sollte aber noch einen großen Kampf kosten, bis die naturwahre, einfache Poesie den Sieg über den Zopf davon trug. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte ein Universitätsprofessor zu Leipzig, Johann Christoph Gottsched mit Namen (geb. 1700). Der war in Norddeutschland, was in Frankreich Boileau: das Orakel in Sachen der Dicht- und Redekunst. Unermüdet schrieb dieser Mann Lehrbücher, Zeitschriften und (in Gemeinschaft mit seiner Frau) Uebersetzungen

französischer Dichter; ganz besonders aber that er sich als Geschmacksrichter hervor. Leider waren seine Begriffe von Poesie keine andern, als die der damaligen französischen Mode. Gottsched glaubte, mit bloßen Gesetzen und Regeln gute Gedichte machen zu können. Von echter Begeisterung, von Phantasie und Gefühl war da keine Rede. Was Gottscheds Anhänger mehrte, war die Anmaßung und Keckheit, womit er seine Grundsätze der Dichtkunst zu behaupten wußte. Während man ihn aber im Norden verehrungsvoll bewunderte, erhob sich im Süden ein gewaltiger Sturm gegen den geistlosen, pedantischen Meister. Zwei Schweizer waren es, Bodmer und Breitinger, welchen das Verdienst gebührt, den französischen Regelzwang Gottscheds bekämpft und auf die besseren Muster der englischen Poesie, wie Milton's verlornes Paradies, hingewiesen zu haben. Zugleich suchte Bodmer durch die Herausgabe der alten Minnesänger, des Nibelungenlieds, des Parzival und anderer Werke des Mittelalters, den Geschmack des Publikums für die alte, echt nationale Dichtung zu erwecken. Mit den Schweizern zu gleicher Zeit richtete der treffliche Satiriker Liscov seine Pfeile gegen den Leipziger Geschmacksprofessor, und so wurde endlich Godscheds Ansehen und mit ihm der poetische Zopf in Deutschland zu Grabe getragen.

Prosa. Simplicius. Moscherosch. Abraham a St. Clara.

§. 19. Während die Poesie in leere Versmacherei ausartete, hatte die Prosa einige bessere Erscheinungen aufzuweisen. Das abenteuerliche Leben des dreißigjährigen Krieges bot interessante Stoffe für den Schelmenroman, worin die spanische Literatur bekanntlich das Beste geleistet hatte.

Ein treffliches Werk dieser Art war der Simplicius Simplicissimus von Samuel Greifenson von Hirschfeld, oder eigentlich von Grimmelshausen (1669), ein Buch, worin das ganze Leben und Treiben jener Zeit lebendig und witzreich geschildert ist. Der Held dieses Romans ist der Sohn eines Bauern aus dem Spessartwalde und erzählt selbst die Geschichte seiner Abenteuer. Im Krieg ist er aus dem elterlichen Hause zu einem Einsiedler verschlagen worden, welcher ihn erzieht. Dann kommt er in das Haus eines Commandanten, wo er allerhand Eulenspiegelstreiche vollführt, daher der Commandant sich vorsetzt, ihn zum Narren auszubilden. Indessen narrt er diejenigen, die ihn narren sollen, entflieht dann und wird nach manchen Schalksstreichen, wobei er jedoch eine ehrliche Haut bleibt, Soldat. Als solcher zeichnet er sich durch Tapferkeit aus, erlangt Glück und Ehre und bringt's zum Freiherrn. Von da an geht's aber wieder abwärts. Sein Ehestand ist un-

glücklich; die Blattern berauben ihn seiner Schönheit, Unglücksfälle seines Vermögens, endlich wird er von Soldaten gefangen, macht noch allerhand Abenteuer durch, bekehrt sich zuletzt und wird Einsiedler.

Auch der Satiriker Johann Michael Moscherosch schilderte das Leben und Treiben des dreißigjährigen Krieges anschaulich in den Wunderlichen und wahrhaften Gesichten Philander's von Sittewald. Es sind Träume oder Gesichte, in welchen er Verkehrtheiten und schlechte Sitten lächerlich macht; nur ist seine Darstellung oft so gelehrt und ledern, wie es der Geist jener Zeit mit sich brachte. — Bedeutender war der populäre, schalkhafte Hofprediger Abraham a Sancta Clara (geb. 1642) mit seinem Familiennamen Ulrich Megerle, aus Krähenheimstetten in Schwaben. Er wußte in seinen Predigten die Thorheiten und Schwächen aller Stände auf die witzigste und keckste Weise lächerlich zu machen. Sein bekanntestes Werk ist Judas der Erzschelm. Andre Schriften führen die sonderbarsten Titel, wie: Heilsames Gemisch-Gemasch — Hui und Pfui der Welt — Wohlangefüllter Weinkeller, darinnen manche durstige Seel sich mit einem geistlichen Gesegn Gott erlaben kann. Dieser „Weinkeller“ ist wohl die launigste Schrift Abrahams.

Anmerk. In erneuter Sprache wurde der „Simplicissimus“ von O. L. B. Wolff (1851) herausgegeben. — Abrahams Werke erschienen öfter (Passau, 1834; in Auswahl Wien 1837).

Rabener. Gellert.

§. 20. Aus den talentvollsten Schülern Gottscheds hatte sich zu Leipzig ein Bund gebildet, dessen Mitglieder der steifen, pedantischen Gelehrtheit heitere Geselligkeit und freiere Bildung entgegenstellten. Die Seele dieses Bundes war später der gefeierte Odendichter Klopstock; unter den frühern Mitgliedern sind Rabener und Gellert als die bedeutendsten zu nennen. Gottlob Wilhelm Rabener war ein guter Steuerrevisor, aber ein schwacher Satiriker. Er getraute sich nicht, seine Geißel rücksichtslos gegen die Thorheiten der höheren wie der niederen Stände zu schwingen, sondern wählte sich klug und vorsichtig unbekannte Krautjunker, Klatschweiber, Schulmeister und Kammerjungfern zu Zielscheiben seiner hinlänglich zahmen Satiren, welchen außerdem auch aller Reichthum der Phantasie und Schwung abging. — Eine gleich sanftmüthige und friedliebende Seele war Christian Fürchtegott Gellert (geb. 1715 zu Hainichen in Sachsen). Der ihm in früher Jugend durch die Erziehung mitgetheilte gottesfürchtige Sinn durchdringt auch alle seine Schriften. Zuerst bekleidete er eine Hauslehrerstelle, später ein öffentliches Lehramt an der Universität Leipzig. Seine Vorträge über Dichtkunst,

Beredsamkeit, und Sittenlehre fanden außerordentlichen Beifall. Körperliches Leiden stimmte ihn schwermüthig, und trug dazu bei, seine religiöse Strenge zu vermehren. Er starb in frommem Gottvertrauen 1769. Gellert hat für seine Zeit außerordentlich viel gewirkt. Seine Schriften erheben sich zwar nicht über die Mittelmäßigkeit, aber der populäre und praktische Ton, worin sie gehalten waren, verschaffte ihnen ein großes Publikum. Am gelesensten waren die moralischen Vorlesungen und die geistlichen Oden und Lieder; bis auf den heutigen Tag beliebt sind die Fabeln, worin Gellert den Franzosen Lafontaine zum Vorbilde nahm. Die Erzählung ist stets etwas breit und mit moralischen Bemerkungen versehen. In diesem Tone haben auch Lichtwer und zum Theil Pfeffel die Fabel gehalten.

Lessing.

§. 21. Gotthold Ephraim Lessing (geb. 1729 in Kamenz in der Oberlausitz) erhielt seine Bildung auf der Klosterschule zu Meißen. Wie talentvoll und fleißig er war, geht aus dem Zeugnisse hervor, das der Rektor dem Vater gab: „Er ist wie ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Zu Leipzig machte er seine Universitätsstudien. Die sogenannten Brotwissenschaften gefielen ihm nicht; vielmehr zogen ihn Mathematik und Philosophie, vorzüglich die Wissenschaft des Schönen an; besonderes Wohlgefallen fand er an der Schauspielkunst. Von Leipzig begab er sich nach Berlin, wo er seine Fabeln schrieb und viele Freunde gewann; allein lange blieb er nicht hier, sein unruhiger Geist trieb ihn abwechselnd an verschiedene Orte, bis er endlich zu Wolfenbüttel eine feste Stellung als Hofrath und Bibliothekar erhielt. Kaum hatte er sich indessen daselbst verheirathet und einen ruhigen Hausstand angefangen, als ihn der Tod seiner Gattin und seines Kindes wieder hinaus auf Reisen trieb. Endlich starb er nach einem wechselvollen unsteten Leben zu Wolfenbüttel 1781.

Wie sein Leben, so war auch sein Wirken unruhig, bunt und wechselvoll. Anerkennen muß man sein Streben nach Wahrheit, seine deutsche Gesinnung, seine gediegene altclassische Bildung. Lessing vereinigte in seiner Person die Thätigkeit des Kunstrichters mit derjenigen des Dichters. Als Kunstrichter hat er das Verdienst, den undeutschen französischen Geschmack, besonders in der dramatischen Literatur, und die literarische Mittelmäßigkeit überhaupt, mit den schärfsten Waffen und dem besten Erfolge bekämpft zu haben. Auf dem Gebiete der Kunst-

geschichte machte sein Werk **Laocoon** oder über die Grenzen der Malerei und Poesie Epoche. Gegen Winkelmann, welcher behauptete, die edle Einfalt und stille Größe sei das Grundgesetz der antiken Kunst, erklärte Lessing das Schöne seiner selbst wegen, ohne Rücksicht auf den moralischen Charakter, für das Ideal der künstlerischen Darstellung. Die Wahrheit der Grundsätze, welche er als Kunstrichter aufgestellt hatte, wollte er auch durch Beispiele anschaulich machen. Schon sein erstes Trauerspiel Miß Sara Samson sollte den Kampf gegen die rhetorische Manier der Franzosen eröffnen, obwohl es selbst noch etwas redselig und weinerlich gehalten, auch weder originell in der Erfindung, noch ebenmäßig in der Ausführung war. Bedeutender war das Lustspiel Minna von Barnhelm, ein wahres Volksdrama von meisterhafter Anlage, lebhaftem Dialoge, rascher Handlung, und echt deutschem Charakter. Fünf Jahre später erschien die Tragödie **Emilie Galotti**, in Bezug auf die Anforderungen dramatischer Kunst ein musterhaftes Stück, an welches man freilich nicht den Maßstab einer strengen Moral anlegen darf (wenigstens nicht an den Prinzen, an Marinelli, an die Gräfin Orsina). Am Ende seiner Laufbahn schrieb Lessing noch den **Nathan**, ein Drama, das seinem Kunstwerthe nach hinter Minna und Emilie steht, aber seinem Inhalte nach die Herzensmeinung einer großen Zahl der Zeitgenossen aussprach und aus diesem Grunde außerordentlichen Beifall gewann. Nathan ist Lessings Glaubensbekenntniß. Die zu Grunde liegende Geschichte ist folgende. Sultan Saladin von Babylon ist eines Tages in Geldverlegenheit. Er erinnert sich eines reichen Juden, Nathan, der aber so geizig ist, daß er das Geld schwerlich von freien Stücken herausgeben wird. Der Sultan sinnet auf ein Mittel, den Juden unter irgend einem Vorwande zu zwingen, seinen Beutel aufzuthun. Er läßt ihn zu sich rufen unter dem Vorgeben, von ihm als einem weisen Manne erfahren zu wollen, welche Religion die wahrhafteste wäre, die jüdische, sarazenische oder die christliche? Der schlaue Jude merkt wohl, daß es auf Händel angelegt sei und daß er keine der drei Religionen mehr als die andere loben dürfe. Ein guter Einfall hilft ihm aus der Schlinge; er bittet den Sultan, bevor er die Antwort vernähme, ein kleines Geschichtchen anzuhören. Ein reicher Mann, so lautete die Erzählung, habe unter andern Kleinodien auch einen kostbaren Ring gehabt, welchen er gern in seiner Familie erhalten wissen wollte. Er gab ihn einem seiner Söhne und befahl den übrigen, den Besitzer des Ringes als Haupt der Familie zu ehren und hoch zu achten. Ebenso machte es der Erbe des Ringes gegen seine Nachkommen und so ward der Ring durch viele Geschlechter vererbt, bis ihn endlich

einer bekam, der drei liebenswürdige und tugendhafte Söhne hatte, von denen er keinen zurücksetzen wollte. Er ließ daher bei einem geschickten Meister heimlich zwei andere Ringe verfertigen, welche von dem ersten nicht zu unterscheiden waren. Auf dem Sterbebette gab er jedem der drei Söhne einzeln und feierlich einen von den drei Ringen. Nach dem Tode des Vaters zog jeder seinen Ring hervor, in der Meinung, der einzige Besitzer zu sein. Allein die Frage über den ersten Ring konnte bei der Aehnlichkeit der Ringe nicht entschieden werden und bleibt unentschieden bis auf diesen Tag. Und eben dieses, fuhr der Jude zum Sultan fort, sage ich Euch, Herr, von den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat, über welche Ihr mich befraget. Ein jedes derselben glaubt seine Religion von Gott empfangen zu haben: welches aber die wahrhaft göttliche sei, bleibt unentschieden. Dieses ist Lessings Glaubensbekenntniß, welches er noch schärfer und deutlicher in theologischen Streitschriften ausgesprochen hat. Er glaubte nicht an die christliche Offenbarung und äußerte „ein vergnügtes Leben sei besser als ein seliges Ende," doch besaß er so viel Herz, daß er den schlichten Glauben des Volkes für weit erhabener und menschlicher hielt, als das Vernunftchristenthum der protestantischen Theologen. Schon daraus erhellt, was ein gläubiger Christ, er sei Katholik oder Protestant, von dem Nathan zu halten habe. Wer das Christenthum auf gleiche Stufe mit jüdischer und muhamedanischer Religion setzt, wer die Göttlichkeit des Christenthums noch für eine zweifelhafte Sache hält, der ist offenbar nur dem Namen nach Christ und könnte, wenn ihn nicht äußere Rücksichten abhielten, ebenso gut Jude oder Türke sein.

Abgesehen von Einzelheiten, bleibt Nathan als Ganzes ein Evangelium der Freidenker und Vernunftgläubigen, welche immerhin mit Gervinus darin „einen reizenden Codex religiöser und weltlicher Moral" erblicken mögen.

Lessing eröffnet die Reihe jener classischen Schriftsteller, durch welche das Antik-heidnische, Reinmenschliche in der deutschen Literatur zur Herrschaft gelangte, während das christliche Element zurücktrat. Er ist der Erste jener suchenden, zweifelnden, aber nicht findenden Geister, welchen nachher „Werther," „Faust" und Andere gefolgt sind.

Klopstock. Der Göttinger Bund.

§. 22. Friedrich Gottlieb Klopstock wurde 1724 in Quedlinburg geboren. Schon als Knabe zeigte er einen zur Naturbetrachtung hinneigenden Sinn und ein frommes Gemüth. Auf der berühmten Bil-

dungsanstalt Schulpforte reifte sein Geist besonders durch Studien des klassischen Alterthums. Er wirkte anfänglich als Lehrer, später lebte er von einer Pension des Königs von Dänemark zu Kopenhagen und Hamburg, wo er 1803 starb. Klopstock war ein patriotischer Dichter: davon geben seine Oden Zeugniß, deren erhabene, begeisterte und kraftvolle Sprache nur zuweilen durch das übermäßige Dunkel getrübt erscheint, wozu der häufige Gebrauch der altdeutschen Mythologie führte. Größer war er als christlicher Dichter. Seine große lyrisch-epische Dichtung, die **Messiade**, hat die That der Erlösung durch den Opfertod des Heilandes, somit das Höchste, was ein Dichter besingen kann, zum Gegenstande. Schon die ersten Gesänge der Messiade erregten unerhörtes Interesse, das mit dem Erscheinen neuer Gesänge sich steigerte. Die kalte, trockene Verstandesrichtung der damaligen Poesie hatte viele Gemüther in ihren religiösen Bedürfnissen unbefriedigt gelassen; sie verlangten eine Nahrung für das Herz, und so wurde die Messiade mit dem größten Enthusiasmus begrüßt. Der Werth der einzelnen Gesänge ist ungleich; vorzüglich verdienen die ersten zehn Gesänge gelesen zu werden, in welchen großartige und ergreifende Schilderungen vorkommen. Als Mangel des Gedichtes wird bezeichnet, daß es mehr lyrisch, als episch ist, mehr Reden, als Handlungen enthält.

Klopstock war seiner Zeit der gefeierte Dichterkönig in Deutschland. Seine patriotische Odendichtung rief eine lange Bardenbegeisterung hervor; sein Beispiel befeuerte auch jene hochbegabten Jünglinge, die sich in Göttingen zu einem Bunde der Freundschaft und Poesie (der Hainbund) zusammen thaten. Wir nennen die vorzüglichsten derselben. Gottfried August **Bürger** (geb. 1748 im Halberstädtischen) war eine begabte Dichternatur; aber Leidenschaft, Kummer, Nahrungssorgen haben ihn aufgerieben. Seine Balladen sind im hohen Grade volksthümlich, phantasievoll, lebendig und feurig; nur streift das Hohe bei ihm oft an's Gemeine und die Natürlichkeit an's Frivole. (An der Spitze seiner Dichtungen steht Lenore; sein Lied vom braven Mann, sein wilder Jäger u. a. sind noch heute allbekannt). — Ludwig Heinrich Christoph **Hölty** (geb. 1748 aus dem Hannover'schen) war ein kranker, empfindsamer Jüngling. Wehmuth und Sehnsucht sind die Grundtöne seiner Gedichte, von denen das Lied: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" am bekanntesten ist. Auch die Brüder Christian und Leopold Friedrich, Grafen zu **Stolberg** gehörten in diesen Kreis. Ihre Gedichte: Lieder, Oden und Balladen sind patriotisch, fromm, einfach und erhaben im Sinne Klopstocks. Die vorzüglichsten sind von dem talentvolleren Friedrich Leopold, einem vortrefflichen Charakter und hochgebildeten Manne,

dessen (im Jahre 1800) erfolgter Uebertritt zur katholischen Kirche viele seiner ehemaligen Freunde in seine bittersten Feinde verwandelte. Außer vielen kleineren Schriften begann er eine sehr umfassende „Geschichte der Religion Jesu Christi", an deren Fortsetzung ihn der Tod im Jahre 1819 verhinderte. Der fromme, gläubige Sinn, von welchem Stolberg durchdrungen war, beseelte auch die gemüthlich-heitern Werke des launigen Mathias **Claudius** (geb. 1740), welcher sich selbst von seinem Aufenthalte in Wandsbeck den Wandsbecker Boten (Asmus) nannte. Er gilt noch heute für einen der besten und beliebtesten Volksschriftsteller.

Der Mittelpunkt jenes Göttinger Dichterbundes war Johann Heinrich **Voß** (geb. 1751), gelehrter als seine Freunde und ein Meister in der Kunst des Uebersetzens, wovon seine noch unübertroffene Uebersetzung der Homerischen Dichtungen den Beweis liefert. Als Dichter ist Voß nur in der Idylle groß. Seine Louise wurde ein Lieblingsbuch der Gebildeten, steht aber Göthe's Hermann und Dorothea weit nach; namentlich verdient die allzu kleinliche Beschreibung des Alltäglichen Tadel. Voß war eine derbe, zelotische Natur, wie sein grimmiges Auftreten gegen Stolberg, als dieser katholisch wurde, gegen seinen Lehrer Heyne und seinen frühern Freund A. W. von Schlegel bezeugte. Er starb als Professor zu Heidelberg 1826.

Wieland und seine Nachfolger.

§. 23. Während die christlich-patriotische Poesie Klopstocks Bewunderung und Nachahmung fand, gab es doch auch eine Anzahl Dichter, welche die Bahn des lebenslustigen Hagedorn einschlugen und ihrer leichten, dem Anakreon nachgeahmten Lieder willen wohl auch die Anakreontiker genannt worden sind. Die hervorragendsten waren: Gleim in Halberstadt, Uz in Ansbach, von Kleist, ein tapfrer Soldat, und Ramler, ein Odendichter nach dem Vorbilde des Horazius. Weit entschiedener als diese huldigte Christoph Martin **Wieland** (geb. 1733) der Poesie der Sinnlichkeit und des Lebensgenusses. Er war der Sohn eines schwäbischen Geistlichen in Biberach und im elterlichen Hause strenggläubig erzogen. Anfänglich dichtete er ganz im Geiste Klopstocks, bis er durch den Umgang mit der vornehmeren Welt, insbesondere französische und englische Lektüre, aus einem Frommen in einen Vergnügling verwandelt wurde. Seine nun folgenden Schriften trugen alle das Gepräge französischer Leichtigkeit und Glätte und das reichte hin, ihn zum Lieblinge der feineren Welt zu machen. So nachlässig auch seine Prosa war, so oberflächlich und gesinnungslos seine Lebensansicht, so bezauberte

doch seine lüsterne, weichliche Darstellung, während sein Hohn gegen den christlichen Glauben dem Geschmacke der Aufgeklärten huldigte. Unter seinen zahlreichen Romanen wurden Agathon, Musarion, die Abderiten, Aristipp am berühmtesten. Sein Hauptwerk war das romantische Heldengedicht, oder richtiger Mährchen, Oberon. Ernst und Scherz, Altes und Neues, Hohes und Niedriges wird darin bunt durcheinander wie aus einem Wunderhorne hervorgezaubert. Die Darstellung ist gefällig und lieblich, leider — wie gewöhnlich bei Wieland — lüstern und verführerisch. Gerade dieser Ton klang süß und entzückend in den Ohren der Zeitgenossen, und so war es natürlich, daß ihn noch Andere nach Wieland anstimmten. Der genialste, das heißt, der zügelloseste unter diesen Dichtern des Sinnengenusses war Wilhelm Heinse; verhüllter, aber verführerischer Moriz August von Thümmel. Auch zwei ehmalige katholische Mönche reihen sich, charakteristisch genug, unter die Nachfolger Wielands: Alois Blumauer, ehmals Jesuit, nachher Buchhändler zu Wien, in seiner travestirten Aeneide voll Unzüchtigkeit und Gemeinheit; Ignaz Feßler, ehmals ungarischer Kapuziner, später evangelischer Bischof in Rußland. Auch Langbein hat die Berühmtheit seines Namens der gemein-sinnlichen Darstellung zu danken, womit er das Publikum ergötzte.

Herder.

§. 24. Johann Gottfried von Herder (geb. 1744 zu Morungen in Ostpreußen), eines Schullehrers Sohn, erwarb durch Fleiß und Anstrengung bald den Ruf eines großen Gelehrten, erhielt als solcher glänzende Anträge und Berufungen, zuletzt als Generalsuperintendent nach Weimar, wo er im Kreise berühmter Zeitgenossen, wie Göthe, Schiller und Anderer, hochgeachtet lebte und starb (1803). Herder war im Elternhause fromm und christlich erzogen worden, daher wandte er sich als Schriftsteller besonders der Darstellung des Religiösen zu. Weil aber die Phantasie und das Gefühl in ihm vorherrschend waren, so faßte er auch das Christenthum von dieser Seite auf. Er wollte es mit der Bildung seiner Zeit versöhnen, aber er lernte es nie in seinen Tiefen kennen, sondern blieb bei der äußern, ästhetischen Erscheinung stehen. Die anregendsten seiner religiösen Schriften sind die Palmblätter und das Buch vom Geiste der hebräischen Poesie. In späteren Jahren wurde Herder's christliches Glaubensbekenntniß sehr unbestimmt; er sah in Christus nur noch „den Liebling Jehova's;" daher bemerkte Joh. v. Müller von Herder's Beiträgen zur Geschichte

der Menschheit ganz richtig: „Ich finde alles darin, nur nicht Christus; was ist aber die Weltgeschichte ohne Christus!"

Großes Verdienst erwarb sich Herder um die Bereicherung der deutschen Literatur durch Hinweisung auf die Volkspoesie der morgenländischen und südlichen Völker. In seinen „Stimmen der Völker in Liedern" gab er eine herrliche Sammlung von Volksliedern aller Nationen. Durch seine Uebersetzung der Romanzen vom Cid wurde zuerst in Deutschland lebhafteres Interesse für die spanische Literatur erweckt. Auch für den trefflichen lateinischen Dichter Balde wußte er durch Uebersetzung seiner Oden neuerdings Aufmerksamkeit zu erregen. So war er nach allen Seiten hin anregend und wirksam und kann mit Recht als derjenige genannt werden, welcher das Meiste gethan hat, die deutsche Literatur durch Aufnahme des Besten aus fremden Literaturen zu einer Weltliteratur zu gestalten.

Göthe.

§. 25. **Wolfgang von Göthe** wurde geboren zu Frankfurt a. M. am 28. Aug. 1749. Er erhielt seinen Jugendunterricht nicht auf der Schule, sondern im Elternhause vom Vater selbst. Frühzeitige Bekanntschaft mit den sittlichen Zuständen einer großen Stadt, wie Frankfurt, gereichte seiner jugendlichen Unschuld eben nicht zum Vortheile, daher denn auch Göthe's erste dramatische Versuche (die Lustspiele: Die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen) ein sittenverderbtes Familienleben zum Mittelpunkte haben. Nach gehöriger Vorbereitung bezog Göthe die Universität Leipzig, wo er nach dem Wunsche seines Vaters ohne Neigung die Rechte studirte. Indessen zogen ihn weit mehr Kunststudien an, besonders hatten die geistreichen Schriften Winkelmanns, sowie Lessing's Laokoon großen Einfluß auf ihn. Auch die Naturwissenschaft gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Von Leipzig kehrte Göthe nach Frankfurt zurück und verlebte einige Zeit im älterlichen Hause. Darauf bezog er dem Willen seines Vaters gemäß die Akademie zu Straßburg. Hier erweckte der herrliche Dom seine Liebe zur gothischen Baukunst, während Herder, den er kennen lernte, ihn auf die Volkspoesie, auf Homer, Ossian und Shakspeare als die großen Vorbilder wahrer Dichter aufmerksam machte.

Um jene Zeit der siebziger Jahre wehte ein starker Zug jener Freiheitsluft von Frankreich herüber, welcher bald darauf der Sturm der Revolution selbst folgte. Auch Göthe blieb nicht unberührt. Er wollte seinem Gefühle Luft machen und behandelte die Geschichte des „Götz

von Berlichingen mit der eisernen Hand" als Drama. Dieser Götz ist ein Raubritter, der zur Zeit der Reformation sein Wesen trieb. Er war einer der letzten alten Haudegen von echtem Schrot und Korn, überall bei der Hand, wo es Gefahren galt, oder das Recht der Bedrückten, oder die Rache an Feinden. Den Nürnbergern, mit denen er in Fehde war, that er großen Abbruch. Deßwegen verklagten sie ihn beim Kaiser, dieser sprach die Acht über ihn aus und Götz mußte eine große Geldbuße entrichten. Als er dem Herzog Ulrich von Württemberg verbündet war, gerieth er in vierthalbjährige Gefangenschaft zu Heilbronn. Nach wiedererlangter Freiheit stellte er sich an die Spitze der rebellischen Bauern, welche eben damals die neue Glaubensbotschaft Luthers als das Evangelium der Freiheit von Abgaben und Steuern betrachteten. Dies sind einige Züge aus dem Leben Götzens, welchen Göthe zum Helden eines großartigen dramatischen Gemäldes machte, das bei allen seinen Mängeln doch ein ächt deutsches, kernhaftes, wahres Volksschauspiel ist und den Anfang einer ganzen Reihe von Ritterschauspielen bildete, die um so schlechter waren, je weniger die Verfasser Göthe an Geist gleich kamen.

Die zweite größere Frucht jener Sturm- und Drangperiode, die der Revolution vorausging, war der Roman **Werther's Leiden**, ein Spiegel der damaligen krankhaften, sentimentalen, lebensmatten, todessehnsüchtigen Stimmung der gebildeten Gesellschaft. Werther ist das Bild eines überschwänglich-genialen Jünglings, der von träumerischen Idealen erfüllt mit dem wirklichen Leben zerfällt, sich in das Reich der Poesie zu dem schwermüthigen Ossian flüchtet, endlich das Opfer seiner Empfindungen wird und sich aus Liebesgram das Leben nimmt. Dieser Roman, worin man eine Rechtfertigung der Sentimentalität und des Selbstmords erblickte, wurde in und außer Deutschland begierig verschlungen und erregte ein wahres Wertherfieber, so daß Lotte und Werther in Bild und Schrift bis nach China wanderten. Göthe war nun auf einmal der Abgott aller zarten und schmachtenden Seelen geworden und eine ganze Fluth empfindsamer Romane, welche dem Werther folgten, bezeugte, welches Unheil der Meister gestiftet hatte.

Zu Frankfurt war Göthe mit dem Prinzen von Weimar bekannt geworden; bald erging ein Ruf an ihn, sich in Weimar niederzulassen, woselbst er nicht nur einen Kreis berühmter Männer, wie Herder, Wieland u. A. fand, sondern sich auch der besonderen Gunst des Herzoges Karl August und der geistreichen Herzogin Amalie erfreute. Indessen war Göthe hier anfangs von Festen und Geschäften so in Anspruch genommen, daß er nicht an seine großen Entwürfe denken und nur kleinere

Dichtungen (wie Erwin und Elvira, Claudine von Villabella, Clavigo, Stella) zu Stande bringen konnte. Seine Sehnsucht nach Italien, dem Lande der Kunst, ließ ihn nicht lange in Weimar bleiben. In Italien erwachte so zu sagen sein Dichtergeist. Kunst und Natur des classischen Landes füllten seine Seele mit einem Reichthum von Anschauungen. Die erste Frucht dieser Begeisterung war das Drama **Iphigenie**, das er in Italien selbst begann. Die zu Grunde liegende Sage ist aus der Darstellung des Euripides (s. oben) bekannt. Iphigenie selbst ist ein Charakter von höchster Vollendung; wie herrlich erscheint ihr mildes, reines, kindliches Gemüth im Contraste mit der Kraft eines rohen Barbarengeistes! Wie zart und edel ist eine Gestalt gezeichnet, deren mildes Wort voll Liebe den Orestes heilt, was kein Opfer und keine Gottheit vermag, die fern von der Heimath, im Gefühle der Verlassenheit und Sehnsucht, doch nicht in Leidenschaft und Verzweiflung vergeht. In diesem Meisterwerke war der Geist des Alterthums noch einmal in deutscher Sprache lebendig geworden, doch ein Stück für das Volk war es nicht, weil es auf einer Höhe steht, die nur Wenige erreichen.

Fast zu gleicher Zeit mit der Iphigenie wurde das Trauerspiel **Egmont** vollendet. Die Handlung ist aus der Geschichte des Abfalls der Niederlande genommen, die Schiller prosaisch erzählt hat. Egmont erscheint als ein kampffertiger Held, treuer Vasall, Freund der Liebe und Freiheit; aber zugleich als Phantasiemensch, der über dem Genusse des Lebens die Gefahr der Zukunft aus dem Auge läßt, bis ihn mitten unter süßen Träumen die Hand des Schicksals schlägt. Die herrlichste, unnachahmlich gezeichnete Gestalt dieser Tragödie ist Klärchen, überhaupt eine der schönsten Frauengestalten Göthe's.

Das dritte Stück, gleichfalls in Italien entstanden, ist das gemüthvolle, zarte Drama **Torquato Tasso**, worin Göthe seine eigenen Erlebnisse, Schicksale und Gefühle eingewebt hat. Zu Grunde liegt die Geschichte jenes unglücklichen Dichters, dessen genialer, reizbarer und schwärmerischer Charakter bekanntlich durch den Zusammenstoß mit dem wirklichen, beschränkten Alltagsleben wahrhaft tragische Ereignisse herbeiführte. Das Stück ist mehr eine Tragödie des Gemüthes, das sich sein Schicksal selbst bereitet, als eine Tragödie der Geschichte. Bei der vorherrschenden Innerlichkeit der Handlung ist es wenig zur dramatischen Darstellung geeignet.

Neben diesen Stücken beschäftigte sich Göthe schon damals mit dem großartigsten aller seiner Werke, dem Drama **Faust**, dessen Ausarbeitung sich durch sein ganzes Leben hindurch zog. Schon in früher Jugend hatte

er den Plan entworfen, ein Jahr vor seinem Tode erfolgte die Vollendung. Daher die große Verschiedenheit des ersten und zweiten Theils, welche man treffend mit Jugend und Alter des Dichters verglichen hat. In diesem Drama wird in der Person des Faust ein Mann vorgestellt, welcher, wie Göthe selbst sagt, „in den allgemeinen Erdenschranken sich unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen; ein Geist, welcher deßhalb sich nach allen Seiten hinwendend, immer unglücklicher zurückkehrt." Im Faust ist des Dichters eigenes inneres Leben dargestellt, besonders die Geschichte seines Jugendkampfes mit dem Zweifel an der Offenbarung, sein phantastisches Herumtreiben in allerhand Geheimwissenschaft, sein Schwärmen für die Natur sammt den leidenschaftlichen Bewegungen in seinem Herzen.

Zu Grunde liegt diesem Drama die Volkssage von Dr. Faust, der zuerst in übermüthiger und eitler Wissenslust dem Glauben und der Sittlichkeit Hohn spricht, alsdann einen Pakt mit dem Teufel schließt, um mit dessen Hilfe der höchsten Erkenntniß theilhaftig zu werden. In dieser Sage spiegelt sich der Geist der Zeit ab, welcher sie angehört. Die Zeit der Reformation war eine ähnliche Sturm- und Drangperiode des Menschengeistes, wie diejenige, in welcher Göthe die Faustsage bearbeitete. Hier und dort ein unbändiges Streben der Geister, die gewöhnlichen Schranken der Erkenntniß zu durchbrechen und ein höheres Wissen, als der Glaube bietet, zu erringen. In Faust erblicken wir einen dieser gewaltigen, himmelstürmenden Geister. Er hat alle Tiefen des Wissens durchdrungen, ohne innere Befriedigung zu finden; nun kommt er auf den Gedanken, sich durch Selbstmord von den Banden des Körpers los zu machen, weil dieser dem Geiste am Eindringen in die Erkenntniß des Wesens der Dinge hinderlich sei. Da weckt der Ostergesang die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre der Jugend, wo seine Seele im Glauben Ruhe und Frieden gefunden. Er steht ab von seinem Vorhaben und trachtet nun ernstlich dahin, jenen seligen Glauben an die göttliche Offenbarung in seiner Seele neu zu erwerben; allein er verfehlt den rechten Weg, fängt wieder mit Grübeln an, und fällt darum in die Hand des Bösen, der ihn bereits mit seinen Fallstricken umzogen hat. Nun gibt Faust das Jenseits auf, wirft allen Wissensdrang weg, jagt den Freuden des Lebens nach und sieht einzig im irdischen Genusse Seligkeit. Allein auch diese wird ihm nicht zu Theil, denn der Böse weiß sein schönstes Glück, das ihm aus dem Bunde mit Gretchen, einem unvergleichlich edlen und reinen Wesen, blüht, zu zerstören. So weit hat Göthe die Faustsage im ersten Theile geführt. Eine befriedigende Lösung

wird nicht gegeben. Der zweite Theil, worin diese versucht wird, ist mit dem ersten gar nicht zu vergleichen. Es ist ein schwaches Produkt des Alters, voll allegorischer Geheimnißspielerei, mittelst welcher dunkle Vorstellungen mit noch dunkleren Worten umsponnen werden.

Das Drama Faust ist ohne Zweifel Göthe's tiefste, großartigste, in ihrer Art einzige Dichtung. Noch bei Lebzeiten des Dichters erschienen eine Menge Erklärungsschriften. Besonders zerbrach man sich den Kopf am zweiten Theile. Indessen wird auch ohne diesen der erste Theil stets als ein Meisterwerk noch nach Jahrhunderten bewundert werden.

Göthe hatte wenig Sinn für das geschichtliche und politische Leben der Menschheit: Kunst und Natur waren seine liebsten Studien. Beiden wendete er die größte Thätigkeit zu. Von seinen Naturstudien gaben Zeugniß die Schriften über Botanik und Physik (Metamorphose der Pflanzen- und Farbenlehre), wo er alle Erscheinungen auf einfache Grundgesetze zurückführen wollte. — Diese Vorliebe Göthe's für Natur und Kunst wurde noch gesteigert durch die französische Revolution. Obwohl er selbst in seinen früheren Schriften von dem Geiste berührt war, aus welchem das demokratische Treiben hervorgegangen, so war ihm doch dieses in ganzer Seele zuwider. Anfänglich sprach er seine Mißstimmung aus, (so in den Schauspielen: Großkophta, Bürgergeneral, sowie in dem Thierepos Reinecke Fuchs, einer metrischen Bearbeitung des altdeutschen, schon von Gottsched prosaisch aufgefrischten Werkes), später wurde er ruhiger und zog sich ganz auf seine Lieblingsstudien zurück. Nicht wenig trug dazu die (um das Jahr 1794) geschlossene Freundschaft mit Schiller bei. Beide Dichter arbeiteten nun gemeinsam und theilten sich ihre Plane und Erfahrungen mit. Die bedeutendste Frucht ihres Freundschaftbundes waren die Xenien (1797), worin sie schonungslos die Geißel der Satire gegen die damalige mittelmäßige und philisterhafte Literatur des Tages schwangen. In diese Zeit fallen viele der schönsten Balladen Göthe's, dann der Roman: Wilhelm Meister, ein Werk, worin die Erlebnisse und Erfahrungen vieler Jahre zusammengestellt waren, gleichsam ein Tagebuch der Bildungsgeschichte Göthe's von sehr mannigfaltigem Inhalte, daher auch die Urtheile darüber sehr mannigfaltig waren.

Mit ungetheiltem Beifalle wurde das liebliche idyllische Epos **Hermann und Dorothea** aufgenommen. Französische Auswanderer hatten sich in ein Dorf am Rheine geflüchtet. Unter den Bauern, welche hinauszogen, die Bedrängten zu sehen und zu unterstützen, befand sich auch Hermann, der Sohn des Wirthes im Dorfe. Er wird gerührt von dem Anblicke des Elends, besonders macht das Bild eines edlen Mädchens

großen Eindruck auf ihn, das einer kranken Frau mit ihrem kleinen Kinde beisteht. Schon lange hat Hermann eine von seinen reichen Nachbarstöchtern heirathen sollen, allein sie waren unerträglich und gefielen ihm nicht. Nun gesteht er seinen Aeltern, daß er lieber das arme Mädchen draußen zur Frau nehmen wollte, das wohl eine gute und treue Seele sein müsse. Anfänglich will der Vater nichts davon wissen, aber die Hausfreunde sprechen ihm zu und entschließen sich, mit Hermann den Auswanderern nachzufahren und sich die unbekannte Jungfrau aufzusuchen. So geschieht es. Hermann trifft Dorothea, als sie eben an den Brunnen geht, Wasser zu holen. Er erklärt ihr den Willen der Mutter, wieder ein Mädchen in's Haus zu haben, nachdem ihre Tochter gestorben sei. Dorothea meint, Hermann wolle sie als Magd dingen und willigt ein. Erst zu Hause erfährt sie, daß sie Hermanns Gemahlin werden soll. Nun willigt auch der Vater ein, nachdem er selbst das brave Mädchen gesehen, und die Hochzeit wird abgehalten.

Von dem Romane, „die Wahlverwandtschaften," ist besser schweigen als reden, zumal dieses Buch, worin eine sittliche Krankheit der modernen Welt ohne sittlichen Ernst geschildert wird, nur eine Lektüre für Leute ist, die sich auf den reinästhetischen Standpunkt zu stellen vermögen. Seit dem Jahre 1809 fing Göthe an, in Wahrheit und Dichtung seine eigne Lebensbeschreibung zu liefern. Dieses interessante Buch stellt hauptsächlich den Bildungsgang Göthe's in seiner Jugendzeit dar. Die neuen folgenden Arbeiten stehn den früheren an Kraft und Frische nach; der Dichter begann zu altern und mit ihm seine Poesie. Doch blieb er rastlos thätig bis zum dreiundachtzigsten Lebensjahre, in welchem er (am 22. März 1832) zu Weimar verschied. Seit 1815 war er Weimar'scher Staatsminister gewesen, erst seit 1828 hatte er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen. Nach seinem Tode wurde ihm in seiner Vaterstadt Frankfurt ein Denkmal errichtet.

Um Göthe bewegt sich unsere ganze neuere Literatur. Er war ein reichbegabter Geist; schon sein Aeußeres war der Ausdruck einer imponirenden Persönlichkeit, so daß Napoleon beim ersten Anblicke ausrief: Vous êtes un homme! Originelle Phantasie, klarer Verstand, Ernst und Heiterkeit standen im schönsten Ebenmaße bei ihm. Natürlichkeit und poetische Wahrheit waren die Grundzüge seines dichterischen Wirkens. In Bezug auf Göthe's Christenthum ist Wahres und Falsches geschrieben worden. Hören wir seine eignen Worte, so ging sein Bestreben dahin, sich „als einem Protestanten die Freiheit zu erhalten, sein reines Inneres ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln." Ein Grundzug seines Charakters war

Liebe zur Thätigkeit; daher trat das Jenseits für ihn, der auf dem Schauplatze der Gegenwart nicht fertig wurde, in den Hintergrund. „Ein tüchtiger Mensch," sagte er zu Eckermann, „läßt die künftige Welt auf sich beruhn und ist thätig und nützlich in dieser." Diese antik-heidnische Ansicht des Lebens, von der er durchdrungen war, erklärt auch seine Abneigung gegen die christliche Erneuung der Poesie durch die Romantiker. Uebrigens war er ebensowohl ein Feind der politischen Tendenzdichter, was ihm diese besonders übel nahmen.

Anmerk. Die Schriften über Göthe bilden eine kleine Bibliothek. Die vorzüglichsten dürften folgende sein: J. W. Schäfer, Göthe's Leben (1851), gut übersichtlich; W. Wachsmuth, Weimars Musenhof von 1772—1807 (1844); Eckermann's Gespräche mit Göthe (1836). Aus den zahlreichen Briefsammlungen besonders: Briefwechsel zwischen G und Zelter (herausgegeben v. Riemer 1834); Briefwechsel zwischen Schiller u. G. (Stuttgart, 1829); G's. Briefwechsel mit einem Kinde (Bettina v. Arnim 1837); Briefe an Merck, Jacobi, Leipziger Freunde, Frau v. Stein, Knebel, Reinhard.

Schiller.

§. 26. Friedrich von **Schiller** wurde 1759 zu Marbach im nördlichen Schwaben geboren. Sein Vater war Soldat, die Mutter besorgte die Erziehung. Sie war eine fromme, gemüthliche Frau, und besonders in der Bibel und im Gellert zu Hause. Nach einiger Vorbildung im Lateinischen kam Schiller nach dem Willen des Herzogs Karl von Würtemberg in die ganz militärisch eingerichtete „Karlsschule". Es war eine Art Universität, aber mit soldatischer Zucht. Anfänglich betrieb Schiller das Rechtsstudium, später vertauschte er dieses mit der Arzneikunde. Dabei war ihm aber die Poesie Herzenssache, das Brotstudium wurde nur so weit betrieben, als es nothwendig schien. Schon als Karlsschüler dichtete Schiller das Schauspiel die Räuber. Es war ein Product jener Sturm- und Drangzeit, welche der französischen Revolution wie der Sturm dem Hagelwetter voranging. Auch Göthe hatte von dieser Bewegung ergriffen seinen „Götz von Berlichingen" gedichtet. Schiller machte seiner jugendlichen Begeisterung in den „Räubern" Luft. Verstohlenerweise, in beständiger Angst, entdeckt zu werden, schrieb er das Stück; jeder neue Auftritt wurde den Kameraden frisch vorgelesen. Dieses Leben auf der Karlsschule hat neuerlich Laube in seinem Drama: „Die Karlsschüler" dargestellt. Die „Räuber" mit ihren schauderhaften Scenen und wilden Leidenschaften wirkten damals wie ein Blitzstrahl auf die Gemüther der deutschen Jugend. Eine Reihe von Räuberromanen war die Folge. Was Schiller selbst in dem Liede „an die Freunde" sagt, kann als die beste Kritik der Räuber gelten: „Nicht im trüben Schlamm

der Bäche, der von wilden Regengüssen schwillt; auf des stillen Baches ebner Fläche spiegelt sich das Sonnenbild." Bei solcher Wildheit, wie sie in den Räubern tobt, konnte von Kunst noch keine Rede sein. Schiller erhielt nach seinem Abgang von der Karlsschule eine Anstellung als Militärarzt. Die Subordination behagte ihm aber so wenig, daß er aus Stuttgart entfloh, um sich ein freies, wenn auch sorgenvolles Leben zu verschaffen. Er wechselte unter manchen Schicksalen und Bedrängnissen seinen Aufenthalt, wurde Schauspieldichter in Mannheim, privatisirte in Gohlis bei Leipzig, dann in Dresden und Weimar, bis er endlich im Jahre 1789 als Professor der Geschichte nach Jena berufen wurde. Seine Vermählung mit einer wahrhaft trefflichen Frau (Charlotte von Lengenfeld) gab seinem Leben mehr Halt und Ruhe. Aber ein gefährliches Brustleiden, die Folge angestrengter Studien, nagte im Stillen an seiner Gesundheit. In der letzten Zeit seines Lebens war er von Jena nach Weimar übergesiedelt, woselbst er starb (9. Mai 1805).

Der glänzende Erfolg der „Räuber" hatte Schiller ermuntert, sich ganz dem Drama zuzuwenden. Er dichtete das Trauerspiel: Die Verschwörung des Fiesco, ein Revolutionsstück von glühendster Freiheitsbegeisterung. Diesem folgte Kabale und Liebe, ein gleichfalls vom revolutionären Geiste durchhauchtes, künstlerisch wenig gelungenes Trauerspiel. Auch Don Carlos trägt noch die Spuren der ungebändigten Jugendkraft und Träumerei des Dichters. Da waren freilich alle Fürsten Tyrannen, alle reichen Leute Schurken, hingegen alle Revolutionäre Helden und Biedermänner. Der französische Convent erkannte sehr wohl die guten Dienste, welche der deutsche Dichter der Sache der Revolution leistete und ertheilte dem Mons. Gillé das Bürgerrecht. Mit den genannten vier Dramen war die Sturm- und Drangperiode für Schiller abgeschlossen. Seine Bekanntschaft mit Göthe lenkte ihn auf eine ruhigere Bahn. Auch das Studium der Geschichte, dem er sich in Jena hingab, trug dazu bei, ihn von den revolutionären Träumen und Verirrungen der Jugend abzubringen. Die Früchte seiner geschichtlichen Studien waren Geschichte des Abfalles der Niederlande und Geschichte des dreißigjährigen Krieges, beide mehr durch blühende Sprache, als unbefangene und gründliche Forschung ausgezeichnet. Im Umgange mit Göthe reifte Schillers Poesie zur Kunstvollendung. Schon seine herrlichen, um jene Zeit verfaßten Balladen (die Kraniche des Ibycus, der Taucher, der Gang nach dem Eisenhammer, der Handschuh, Ritter Toggenburg, die Bürgschaft, der Kampf mit dem Drachen, der Graf von Habsburg u. a.) geben Zeugniß davon. Noch mehr sein großes geschichtliches National-Drama **Wallenstein**, das aus drei Theilen besteht: Wallensteins

Lager, die Piccolomini, Wallensteins Tod.*) Der Gegenstand war sehr glücklich gewählt für eine kriegerische Zeit, wie die damalige, und was dem Stücke noch höheres Interesse verlieh, war die nahliegende Vergleichung Wallensteins mit Napoleon, dem im tragischen Ende jenes Helden gleichsam prophetisch ein Spiegel vor Augen gehalten wurde. Ein so großartiges Schauspiel war auch ganz geeignet, die kleinlichen, spießbürgerlichen und weichlichen Familienstücke Kotzebue's und Ifflands von der Bühne zu verdrängen.

Im Jahre 1800 siedelte Schiller nach Weimar über, um seine freilich schon sehr geschwächten Kräfte im Verein mit Göthe dem Theater zu widmen. Bald erschienen **Maria Stuart** und **die Jungfrau von Orleans**, beide Stücke mehr als Wallenstein für die Bühne geeignet, aber von geringerer Kunstvollendung, da die Charaktere in Maria Stuart weniger vom welthistorischen als vom privat-persönlichen Standpunkte aufgefaßt sind, die Jungfrau von Orleans aber mehr episch als dramatisch gehalten ist. Schiller hat sich in beiden Stücken auf den Boden der katholischen Romantik versetzt, Grundes genug für die Sippschaft der Kunstkritiker, beide Dramen herabzuwürdigen und die wirklichen Mängel derselben zu übertreiben. In der darauf gefolgten Braut von Messina wollte Schiller das Romantische und Antike vereinigen. Trotz der prachtvollen Sprache und einzelner Schönheiten ist das Stück vielfach getadelt worden, weil das Schicksal (Fatum) zu spitzfindig und heimtückisch aufgefaßt sei, weil der Chor Partei nehme, weil die Mischung der verschiedensten Religionen unnatürlich und unbefriedigend sei. Das letzte und beliebteste Drama Schillers war **Wilhelm Tell**. Die Freiheitsbegeisterung erscheint hier nicht mehr wie in Fiesco und Don Carlos als zügellose, fanatische Wildheit, sondern als besonnene, warme Vaterlandsliebe. Neben diesen Schöpfungen des eigenen Geistes lieferte Schiller noch Uebersetzungen, wie von des Euripides Iphigenie in Aulis, Racine's Phädra, Shakspeare's Macbeth und andere. Alle diese herrlichen Werke schuf er aber auf Kosten seiner Gesundheit. Er kränkelte beständig, aber sein Geist blieb heiter und rastlos thätig. So starb er unter großen Entwürfen in demselben Jahre, als das deutsche Reich zu Grabe getragen wurde.

Schiller's Charakter ist in vieler Hinsicht der entgegengesetzte von Göthe. Dieser hielt sich zunächst an die äußere, wirkliche Gestalt, wäh-

---

*) Den Inhalt der historischen Dramen Schillers anzugeben, erscheint überflüssig. Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell sind nicht nur heimisch auf allen Bühnen, sondern auch weltgeschichtliche Charaktere, mit welchen der Geschichtsunterricht bekannt machen muß.

rend Schiller ein innerliches, tiefes Gemüthsleben führte. Jener erfaßte die Dinge ruhig und klar, wie sie sind; Schiller versenkte sich in Träume und selbstgeschaffene Ideale. Erst Göthe's Einfluß führte auch ihn zur Ruhe, Klarheit und Naturwahrheit. In Göthe's Werken tritt die Persönlichkeit des Dichters hinter den Gegenstand zurück; in Schiller's Dichtungen erkennt man überall die Person des feurigen, für Ideale schwärmenden Dichters. Will man ein gerechtes Urtheil über seine Jugendverirrungen fällen, so muß man nicht bloß seinen Zweifel, seinen Unglauben, seinen Freiheitsschwindel, sondern auch seinen hohen Ernst, sein redliches Streben, seinen fortgesetzten Seelenkampf um die Wahrheit in die Wagschale legen. Was sein Christenthum angeht, so war er trotz seiner christlich-idealen Weltansicht eben so wenig ein Christ im Sinne der Kirche, als es Göthe war; er suchte das Christenthum ohne Christus, einzig und allein auf dem Wege der sittlichen Freiheit, wozu die Kunst den Menschen erziehen sollte.

Anmerk. Die bedeutendsten Schriften der überreichen „Schillerliteratur" sind die Lebensbeschreibungen Schillers von Hoffmeister, G. Schwab, Carlyle, K. v. Wolzogen; die Erläuterungen seiner Werke von Viehoff (1840).

Romantische Schule.

§. 27. Durch Göthe und Schiller war ein großartiges Leben in die deutsche Literatur gekommen: nun fand sich eine Schaar der edelsten und begabtesten Geister, welche die so herrlich aufblühende Poesie nicht nur lebendig erhalten, sondern auch zum Mittelpunkte alles Lebens und Strebens erheben wollte. Ganz richtig erkannten die Besten aus ihnen, daß im Christenthume die reichste Lebensquelle der Poesie zu suchen sei, wofür ihnen die Literaturen der glaubenskräftigen südlichen Völker herrliche Zeugen waren. Sie erkannten, daß das Heilige und Himmlische in der Kirche sich offenbare und daß der Glaube die höchsten Gedanken und die erhabensten Ideale gewähre. Diese Erkenntniß ward aber nicht allen in gleichem Maße zu Theil. Einige errangen sie erst nach manchen Verirrungen; andere blieben auf halbem Wege, gleichsam vor den Pforten der Kirche stehen. Sie bewunderten das katholische Mittelalter, sie freuten sich der großen italischen und spanischen Dichter, aber sie begnügten sich mit der ästhetischen Seite der Kirche, mit ihrer bilderreichen und poetischen Erscheinung, ohne nach der inneren Wahrheit zu fragen. So theilen sich die Romantiker in katholische und in katholisirende. Fr. Schlegel, Görres, Brentano, Werner, Eichendorff gehören zu den ersteren; Tieck, Arnim, Fouqué zu den letzteren. Die deutschen Romantiker brachten

es nicht zu so großartigen Schöpfungen, wie ihre Vorbilder Dante, Tasso, Calderon u. A.; ihr größtes Verdienst bestand in der Kunstvollendung, welche sie der deutschen Poesie durch Aneignung altdeutscher, italienischer, spanischer Formen gaben.

Calderon wurde durch die Romantiker gleichsam erst entdeckt; Shakspeare in Deutschland eingebürgert (namentlich durch die meisterhafte Uebersetzung von Schlegel und Tieck); eine Reihe der besten Uebersetzungen von Dante, Ariost, Tasso, Camoëns wurde durch sie begonnen oder angeregt; die Begeisterung für das Altdeutsche hervorgerufen, alles Falsche, Erbärmliche und Zopfmäßige in der Literatur von ihnen bekämpft, endlich deutscher Sinn und Vaterlandsliebe entflammt, wie denn die besten patriotischen Dichter aus der romantischen Schule hervorgegangen.

Unter den ersten Mitgliedern dieses Dichterkreises erblicken wir den sanften, frommgläubigen Freiherrn F. G. von Hardenberg, mit seinem Dichternamen **Novalis** (geb. 1772). Er hat in der kurzen ihm beschiedenen Lebensfrist (er starb 1801) Weniges, aber Treffliches, besonders wunderbar schöne geistliche Lieder, gedichtet, die man für Ergüsse des gläubigsten katholischen Herzens nehmen kann, obwohl der Dichter nie der katholischen Kirche angehörte. In gleicher Weise war Ludwig Achim von **Arnim** (geb. 1781) in seinen Dichtungen katholischer als die meisten seiner romantischen Genossen, obgleich er selbst Protestant blieb. Achim bewahrte den romantischen Sinn nicht bloß in der Poesie, sondern auch im Leben, denn er war eine durchaus mannhafte und ritterliche Natur. Mit seinem Freunde Brentano erneuerte er die alten deutschen Volkslieder in „des Knaben Wunderhorn", einer Sammlung, die zuerst das größere Publikum mit dem Reichthum der alten deutschen Volkspoesie bekannt machte. Mit Görres bekämpfte er in der „Einsiedlerzeitung" alles Mittelmäßige und Schlechte der Tagesliteratur. Als Romanschriftsteller ist Arnim der beßte Erzähler der romantischen Schule. In den Kronenwächtern behandelt er das Mittelalter mit dem ganzen Reichthume moderner Bildung. In der Gräfin Dolores (Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin D.) ist die reichste Phantasie in zauberhafter Darstellung ergossen. Einzelne Schilderungen dieses Romans sind von der höchsten poetischen Schönheit. Auch Isabelle von Aegypten ist eine der werthvollsten Dichtungen. In allen zeigt sich Arnim als ein Geist voll Tiefe, Kraft und Originalität. Arnim's Gattin, die berühmte **Bettina**, Schwester Brentano's, ist hauptsächlich durch ihren wunderlichen „Briefwechsel eines Kindes mit Göthe" bekannt geworden. Sie ist eine geistreiche, poetische,

aber excentrische Frau. — Ludwig Tieck (geb. 1773), der berühmteste Romantiker, ein Dichter von unerschöpflicher Laune und wunderbarer Phantasie, bewährte sich als Meister in Erzählungen und dramatisirten Märchen. Zuerst gab er in Peter Leberechts Volksmärchen eine Sammlung humoristischer, dramatisch bearbeiteter Märchen (Blaubart, der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, Prinz Zerbino); dieser folgte später eine Sammlung von Volkssagen und Novellen unter dem Titel Phantasus (Melusine, getreuer Eckart, vier Haimonskinder u. a.). Unter seinen Dramen, die sich nicht für die Aufführung eignen, ist das vollendetste Genoveva, in welchem eine durchaus katholische Anschauung waltet, sowie hingegen in seinem jüngsten Werke: Vittoria Accorombona eine Hinneigung zu den neueren sozialistischen Ideen. In späteren Jahren hat Tieck vorzugsweise Novellen gedichtet, unter welchen viele ausgezeichnete (die Gemälde, die Reisenden, der Alte vom Berge, das Fest zu Kenilworth, Dichterleben, der Tod des Dichters u. a.) — Hatte sich Tieck mit zunehmendem Alter immer weiter von der Romantik entfernt, so ist ihr dagegen Friedrich de la Motte Fouqué bis an's Ende entschieden treu geblieben. Fromm, liebenswürdig und ritterlich, schwärmte er übertrieben phantastisch für das Mittelalter, so daß in seiner Person die Romantik lächerlich wurde. Seine Dichtungen sind durchglüht von Glauben und Vaterlandsliebe, die Märchen insbesondere zeichnen sich durch reizende, phantasievolle Erzählung aus. (Das vortrefflichste derselben Undine.) — Den größten Einfluß auf die romantische Schule, sowie auf die neuere Literatur überhaupt, übten die Brüder Schlegel als Kunstkenner und Kritiker. Sie umfaßten mit vielseitigem und gewandtem Geiste die gesammte moderne Bildung in Sprachwissenschaft, Geschichte, Poesie und Philosophie. August Wilhelm von Schlegel, der ältere von beiden (geb. 1767), Freund der berühmten Frau von Staël und Professor in Bonn, war einer der Gründer der romantischen Schule, erklärte aber später, daß er nur vom Standpunkte der Kunst an dem katholischen Streben seiner Genossen Antheil genommen habe, wie er sich auch von seinem Bruder, nach dessen Uebertritt zur katholischen Kirche, lossagte. Er ist weniger durch eigne Gedichte, als durch meisterhafte Kritiken und Uebersetzungen ausgezeichnet. Einige seiner Balladen (Arion) und Sonette sind in formeller Vollendung unübertroffen. Leider hat er seinem Ansehen durch unredliches Schwanken und Scheinen nicht wenig geschadet. Höher an Charakter und Geist stand sein Bruder Friedrich von Schlegel (geb. 1772), mehr Philosoph und Kritiker, als Dichter. Nach manchen Irrfahrten seiner Jugend erkannte er, „daß alle Kunst nur dann eine wahre sei, wenn sie von

der Kirche ihre Weihe empfangen," daß die Aufgabe der Philosophie in der Wiederherstellung des verlorenen göttlichen Ebenbildes im Menschen bestehe. Zu dieser Erkenntniß hatte ihn seine Wanderung durch alle Reiche des Wissens geführt; überall, in Griechenland und Indien, sowie im deutschen Mittelalter war er zu Hause. Im Christenthum aber fand er die höchste Wahrheit und Seligkeit, und so trat er 1803 in Köln mit seiner gleichfalls hochgebildeten Frau zur katholischen Kirche über. Seine zahlreichen, zum Theil rein wissenschaftlichen Werke, sind in musterhaft reiner, klarer und fließender Prosa geschrieben. Für gebildete Laien sind die Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur und über neuere Geschichte vorzüglich empfehlenswerth.

Ein gleich Friedrich Schlegel genial schaffender Geist war **Clemens Brentano** (geb. 1778 zu Coblenz, gest. 1842). Wunderbare Gaben waren ihm mitgetheilt, vor allen Gewalt über die Sprache, so daß er alle Töne traf, bald in ernste Wehmuth zerfloß, bald von Laune übersprudelte, bald in christlicher Begeisterung aufflammte. Manche seiner Gedichte glichen Gemälden von glühender Farbenpracht, oder sie klangen wie liebliche Musik. Nur Eines fehlte seiner überreichen Phantasie: Schule und Mässigung. Originell, lyrisch-schön und klangreich ist das Singspiel: Die lustigen Musikanten; voll guter Witze und glücklicher Einfälle sind die Lustspiele: Ponce de Leon und Victoria und ihre Geschwister mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein hoher poetischer Geist, reich an tiefen Gedanken und gewaltig im Ausdruck offenbart sich in der dramatischen Dichtung: Die Gründung Prags. Besonders gelungen waren Brentano's kleine Erzählungen und Märchen, wie die „Geschichte vom braven Kaspar und dem schönen Annerl," ein wahres Meisterstück kindlich-rührender Darstellung; und sein letztes Werk: „Gokel, Hinkel und Gakeleia," ein satirisches Märchen über Thorheiten der Zeit. Sein glaubensinniges Buch: Betrachtungen der C. Emmerich über das Leiden Christi rc. sowie seine Schrift über die barmherzigen Schwestern sind nur in katholischen Kreisen bekannter geworden. — Geistesverwandt mit Brentano, jedoch weit weniger genial, erscheint F. L. Zacharias **Werner** (geb. 1768 zu Königsberg), wurde nach manchen Verirrungen Katholik, Priester, endlich Redemptorist zu Wien, woselbst er 1823 starb. Seine Werke stellen seinen Lebenskampf mit Sünde und Irrthum dar. Erst die späteren Gedichte athmen den Frieden und die Begeisterung des im Glauben beruhigten Dichters. Sein früheres Drama „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" machte ihn zuerst bekannt; das Trauerspiel, „der

24. Februar 1845" rief die sogenannten Schicksalstragödien hervor, worin das Schicksal als launenhaftes, tyrannisches Gespenst den Menschen verfolgt, er mag sich drehen und wenden, wie er will. In dieser Manier dichtete Müllner die „Schuld", Grillparzer die „Ahnfrau", Raupach ein ganzes Repertoir von Dramen, auch v. Zedlitz einige Tragödien. Letzterer kam in seinen schönen Canzonen „Todtenkränze" und dem Märchen „Waldfräulein" später auf die Bahn der Wahrheit zurück. — Ein den Romantikern nahstehender Dichter war der preußische Offizier Heinrich von Kleist (geb. 1776), der vom Jammer der Zeiten tief ergriffen, von keinem höhern Glauben beseelt, sein düsteres Leben, das sich auch in seinen Dichtungen offenbart, durch Selbstmord endigte. Sein „Käthchen von Heilbronn", „Prinz von Homburg" und andere Dramen sind noch Lieblingsstücke des Volkes; seine Erzählungen sind verzweiflungsvoll in genialer Art („Michael Kohlhaas" — „das Bettlerweib von Locarno" u. a.). — Einer der größten Männer unter den Romantikern, der ihre Grundsätze vornämlich in's Leben übertragen, war Joseph von Görres (geb. zu Koblenz 1776), Professor zu Heidelberg, später zu München (gest. 1848). In seiner Jugend lebte er, wie alle feurigen Köpfe jener Zeit, für die Ideen der Revolution, aber sein Verstand und sein Charakter ließen keinen Schwindel aufkommen; besonders als durch Bonaparte von Frankreich herüber etwas anderes als Freiheit für die Deutschen zu kommen schien. Damals trat Görres mit patriotischer Begeisterung und prophetischer Beredtsamkeit in seinem „Rheinischen Merkur" gegen Napoleon auf, der ihn selbst la cinquième puissance, „die fünfte Macht" nannte, die gegen ihn in's Feld gezogen sei. Mit eingetretenen Friedenszeiten zog sich Görres fast ganz auf die Wissenschaft zurück. Ueberall war er zu Hause, in der orientalischen wie in der deutschen Literatur. Seine „Altdeutschen Volks- und Meisterlieder" erweckten den Sinn für ächte Volkspoesie. Sein „Heldenbuch von Iran aus dem Schahnameh des Firdusi" führte das gebildete Publikum in die Hallen der persischen Poesie. Noch einmal trat er mit ganzer Geisteskraft für die Macht der katholischen Kirche auf, als Clemens August der Erzbischof von Cöln gefangen abgeführt wurde. Das Verständniß von Görres Schriften setzt bei der Tiefe seiner Gedanken und der feinen Ironie über moderne Zustände eine höhere Bildungsstufe voraus. — Wie eine Spätlerche der Romantik erschien der treffliche Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff (geb. 1788). Er zeigte sich als Meister in frischen, blühenden Erzählungen, deren romantischer Humor und Uebermuth jedoch mehr Freunde ächter Poesie, als gewöhnliche Romanleser anzieht. (Die vorzüglichsten: „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „Dichter und ihre

Gesellen"). — Aus der großen Zahl der neuesten Dichter sind nur Wenige Erben des glaubensinnigen, gottbegeisterten Sinnes der Romantiker geworden; vor allen die größte und originellste deutsche Dichterin, Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshof (geb. 1798). Einsam auf dem Lande in Westphalen erzogen reifte frühzeitig in kränklichem Körper der poetische Geist des Mädchens. Schon im 8 Jahre begann sie zu dichten, blieb aber bis zum 27. Lebensjahre der großen Welt durchaus fremd. Erst in diesem Alter kam sie nach Bonn in den Kreis einiger geistvollen Männer, kehrte aber bald wieder in ihr Westphalen zurück, das sie nur in der letzten Zeit ihres Lebens mit dem Aufenthalte auf Schloß Mersburg am Bodensee vertauschte. Hier starb sie 1848 am Herzschlage. Ihre Gedichte sind so glaubensinnig, so rein und zart, wie ihr Leben. Nichts von moderner Zerrissenheit, nichts von Tendenzen der Zeit — nur wahre, tiefsinnige, himmlische Poesie. Alle ihre Werke sind ohne Spur der Nachahmung irgend eines Dichters, originell im Inhalte wie in der Form. Kraft der Gedanken, lebendige Naturbeschreibung und Schilderung, meisterhafte Charakteristik des weiblichen Seelenlebens, und die innigste, auf katholischem Glaubensgrunde ruhende Religiosität — das sind die Grundzüge ihrer Dichtung. Gebildeten Frauen kann keine bessere Lectüre empfohlen werden. (Gedichte 1844. Das geistliche Jahr 1852.) — Ihr nähert sich in mancher Beziehung Isabella Braun. — Auch Johann Wilhelm Meinhold (geb. 1797) hat die Ideen der Romantik in sich aufgenommen. Er war protestantischer Pfarrer, und starb im Begriffe, seinen Uebertritt zur katholischen Kirche vorzubereiten. Seine Romane: „Maria Schmeidler, die Bernsteinhexe" und „Sidonia von Bork" erregten durch poetisch reiche und belebte Darstellung im alten Chronikenstyle großes Aufsehen. — Als der romantischen Richtung angehörig sind auch die Heldengedichte des Erzbischofs Johann Ladislav Pyrker (gest. 1847) zu nennen. In der Tunisias wird Kaisers Karl V. Heeresfahrt nach Afrika zur Befreiung vieler Tausend Christensclaven geschildert, während der Held der Rudolphiade der große Kaiser von Habsburg ist. In den Perlen heiliger Vorzeit werden epische Bilder aus der heiligen Geschichte gezeichnet. Pyrkers Dichtungen sind durchhaucht von frommer Begeisterung und reich an schönen Schilderungen in wohlklingenden Versen; sie haben auch viele Leser, jedoch vor der deutschen Kritik wenig Gnade gefunden. Unter den jüngsten vom Geiste des Glaubens beseelten Dichtern ist als der ausgezeichnetste zu nennen Oskar Freiherr von Redwitz (geb. 1823), dessen romantisches Epos Amaranth, eine frische, wahrhaft christliche, gedankenreiche Dichtung in vollendet schöner Form, mit einem Beifalle aufgenom-

men wurde, wie er noch nie dem Erstlingswerke eines Dichters zu Theil geworden. Diese Begeisterung des Publikums war die schlagendste Widerlegung aller der Angriffe, welchen der katholische Dichter von Seite der sogenannten Kunstrichter ausgesetzt war. In demselben Geiste dichtete Redwitz „das Mährchen vom Waldbächlein und Tannenbaum" und in jüngster Zeit die Tragödie „Siglinde", das herrliche Schauspiel „Philippine Welser", das vortreffliche Charakterstück „Der Zunftmeister von Nürnberg" und die Tragödie „Der Doge von Venedig".

Anmerk. Die Dichter der romantischen Schule, namentlich diejenigen katholischen Bekenntnisses, werden in den Büchern über Literaturgeschichte gemeinlich als Mittelalterliche und Finsterlinge gar übel mitgenommen. Zur Berichtigung von Vorurtheilen sind zu empfehlen: J. v. Eichendorff „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romant. Poesie in Deutschland" (1847); C. Barthel's „die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" (1851). Gut übersichtlich ist: J. M. Brühl's Gesch. der deutschen Literatur (1853). — Eine Anzahl von Dichtern zweiten Ranges, wie C. v. Schenk, G. Görres, B. Weber und Andere, konnten selbstverständlich in einem Compendium, das der deutschen Literaturgeschichte nur wenige Blätter widmen kann, nicht näher gewürdigt werden. Unverantwortlich ist es aber, wenn die besondern Lehrbücher für deutsche Literaturgeschichte, aus leicht begreiflichen Gründen, an ihnen vorübergehen.

Vaterlandsdichter. Schwäbische Schule.

§. 28. Der romantischen Schule schließen sich etliche Gruppen von Dichtern an, welche entweder aus ihr hervorgegangen oder in ihrem vaterländischen Streben verwandten Sinnes waren. Eine dieser Gruppen umfaßt die sogenannten Vaterlandsdichter, welche zur Zeit der Bedrängniß Deutschlands durch Napoleon in feurigen Freiheits- und Kriegsgesängen die deutsche Jugend zum Kampfe für das Vaterland aufforderten. Der tiefste, wahrste und gefühlvollste unter ihnen war Max von Schenkendorff (geb. 1784), der für die Befreiung Deutschlands so begeistert war, daß er trotz einer Lähmung des rechten Armes 1813 mit in's Feld zog. Aus seinen ritterlichen Liedern klingt charakteristisch ein Ton der frömmsten christlichen Gläubigkeit, was freilich auch Schuld ist, daß Schenkendorff's Lieder bei einem glaubensarmen Geschlecht nicht so beliebt wurden, als die des heldenmüthigen Theodor Körner (geb. 1791), der als Freiwilliger in Lützow's Freischaar kämpfte und den Heldentod starb. Von seinen Dramen war vornämlich Zriny, worin der Tod dieses ungarischen Helden bei der Vertheidigung Szigeths gegen die Türken gefeiert wird, in einer kriegslustigen Zeit von außerordentlicher Wirkung. Von seinen Liedern sind nicht wenige ächte Volkslieder geworden („Du Schwert an meiner Linken", „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", „Vater, ich rufe dich" u. a.). — Auch Ernst Moriz Arndt

(geb. 1769), bekannt als Geschichtschreiber, sang patriotische Lieder voll Kraft und Feuer, wie das berühmte „Was ist des Deutschen Vaterland?" oder: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" oder: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" u. s. w. — Von Rückert, der gleichfalls hieher gehört, wird später die Rede sein. Den Uebergang zur Schwäbischen Dichterschule bildet Ludwig **Uhland** (geb. 1787). Er begann seine poetische Laufbahn mit patriotischen Gedichten, die jedoch gleich seinen Dramen („Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier") weit hinter den „Balladen und Romanzen" zurückstehen, worin er als unübertrefflicher Meister dasteht. Uhland hatte seinen Geist besonders durch die Bekanntschaft mit der altdeutschen Poesie gekräftigt, wie er denn auch eine musterhafte Sammlung alter Volkslieder herausgab. — Gefühlvoll gleich Uhland, zuweilen voll guter Laune, manchmal auch tief wehmüthig zeigt sich Justinus **Kerner** (geb. 1786) in seinen Gedichten. Großes Aufsehen erregte seine Geschichte der „Seherin von Prevorst." — Zunächst an Uhland schloß sich der gemüthliche Gustav **Schwab** (geb. 1792), der besonders deutsche Geschichten und Sagen trefflich in Balladen behandelte. — Eduard Mörike (geb. 1804) wandte sich in Gedichten und Novellen („Maler Nolten" — „Idylle vom Bodensee") wieder mehr der Romantik zu. Friedrich Hölderlin (geb. 1770), einer der formvollendetsten deutschen Dichter, ist durch sein Unglück berühmt geworden: er verfiel in Wahnsinn. Auch in seinen Gedichten herrscht eine wehmuthsvolle, düstere Stimmung.

Sämmtliche Dichter der Schwäbischen Schule haben sich mit Vorliebe dem Vaterländischen in Geschichte und Sage zugewendet. Außerdem ist süddeutsche Gemüthlichkeit und Innigkeit das Charakteristische ihrer Poesie. — Als ein Nachzügler der Romantiker kann Adalbert von **Chamisso** (geb. 1781) angesehen werden, von Geburt Franzose, nach Preußen übergesiedelt, Verfasser des Mährchens Peter Schlemihl, und vieler Balladen und beschreibender Gedichte, in welchen ausnehmende Sprachfertigkeit und Leichtigkeit bewundert wird. Eine Vorliebe zum Schwermüthigen, Grausenhaften ist ihm eigen.

Rückert und Platen.

§. 29. Herder und die Gebrüder Schlegel hatten durch treffliche Uebersetzungen den Anfang gemacht, eine Weltliteratur in deutscher Sprache zu gründen. Ihr Werk setzte Friedrich **Rückert** (geb. 1789 zu Schweinfurt) mit wahrer Meisterschaft fort. Zuerst trat er unter dem Namen Freimund Raimar als Vaterlandssänger in den Freiheitskriegen auf („Ge-

harnischte Sonette"). Alsdann wandte er sich vorzüglich der morgenländischen Dichtung zu, womit auch sein Beruf als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen und Berlin übereinstimmte. In den östlichen Rosen ließ er die lieblichen Klänge morgenländischer Lyrik in deutschen Versen wiedertönen. In den Makamen des Hariri bewies er eine Sprachmeisterschaft und Formengewandtheit, welche in Erstaunen setzte (S. oben S. 10); nicht minder glücklich hat er die Sloka, eine indische Strophe, in seinem Epos Nal- und Damajanti, worin die Treue des Weibes verherrlicht wird, der deutschen Sprache angeeignet. Seine Nachbildung des chinesischen Liederbuches Schi-King, sowie sein persisches Mährchen Rostem und Suhrab wurden bereits oben erwähnt. Letzteres insbesondere ergreift nicht nur durch die wunderbare Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen, sondern auch durch die Naivetät und Größe des alten Heldenlebens. In der Weisheit des Brahmanen lieferte Rückert ein meisterhaftes Lehrgedicht in Bruchstücken. Der Dichter tritt hier als ein beschaulicher Brahmane auf und theilt seine Ansichten über Gott und Welt, Zeit und Leben in einfachen Sprüchen, Parabeln und Erzählungen mit. Manche pantheistische Grübelei läuft mit unter. Aber nicht blos im Morgenlande ist Rückert zu Hause; er singt in seinem Liebesfrühling gar herrliche Lieder voll deutscher Sinnigkeit, Wahrheit, Zucht und Treue. Auch Dichtungen aus der biblischen Geschichte („Leben Jesu" — „Herodes der Große" u. a.) hat er geschaffen, doch kommen sie an Kunstwerth nicht seinen morgenländischen Poesien gleich.

An Fruchtbarkeit, Mannigfaltigkeit, Beweglichkeit und Sprachbemeisterung wird Rückert von keinem Dichter übertroffen; nur Einer ist ihm in Reinheit der Formen überlegen: August Graf von Platen-Hallermünde (geb. zu Ansbach 1796). Finden wir bei Rückert trotz großer Formvollendung oft Nachlässigkeit im Reime, Verrenkung der Sprache durch ungeheuerliche Wortbildungen, so treffen wir dagegen bei Platen die größte Reinheit des Ausdruckes in Reim und Rhythmus, die strengste Beobachtung der Gesetze des Versbaus. Anfänglich bewegte sich auch Platen auf orientalischem Boden (Ghasellen), bald wandte er sich jedoch dem classischen Alterthume zu, brachte vornämlich die griechischen reimlosen Versmaße wieder zu Ehren und errang in der Ode nach Klopstock den zweiten Preis. Auch in der Romanze war er Meister, wie sein Pilgrim von St. Just, das Grab in Busento und andere beweisen. Indessen besteht Platens größtes Verdienst in der Formvollendung. Ein genialer Dichter voll Phantasie und Gemüth war er nicht, daher die schöne Form seiner Poesie oft kalt ist wie der Mar-

mor. Dazu kommt jene Platen eigene persönliche Reizbarkeit, die sich bald als verletztes Selbstgefühl, bald als Schmerz inneren Unfriedens in bitteren Worten kund gibt. Nicht bloß Begeisterung für die wahre Kunst, sondern auch Mißmuth über mangelnde Anerkennung spornte ihn zu jenen satirischen Komödien, in welchen er dem Aristophanes nachahmte, auch in trefflichen Versen und groben Reden, aber nicht in jenem ruhigen Humor erreichte, der dem alten Komiker eigen ist. In der verhängnißvollen Gabel machte er die Schicksalstragödiendichter Müllner, Grillparzer und Houwald lächerlich. Der romantische Oedipus ist gegen die Verirrungen der Romantik gerichtet, die in der Person Immermanns verspottet wird. Auch in der epischen Poesie versuchte sich Platen. Sein orientalisches Mährchen, die Abassiden, ist eine bilderreiche und doch einfache, liebliche Dichtung. Einen reichen poetischen Geist und ein tiefes religiöses Gemüth beurkunden auch die dramatischen und lyrischen Gedichte von Eduard von Schenk, besonders „Belisar." — Als lyrischer Dichter verdient der früh verstorbene Guido Görres eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Seine religiösen Dichtungen gehören zu den schönsten Blumen der deutschen Poesie. — Auch Fr. Becks lyrische Gedichte haben große Vorzüge.

Jungdeutsche und politische Dichter.

§. 30. Die Freiheitsbegeisterung der Romantiker war von Vaterlandsliebe und christlich-gläubigem Sinne beseelt. Als aber die französische Julirevolution neuerdings unsere deutsche Poesie auf die Freiheitsideen hinlenkte, waren Juden, ohne Vaterlandsgefühl, voll Haß gegen die christliche Religion, Chorführer einer ungestümen Schaar poetischer Jünglinge. Ihr Großmeister Heinrich Heine (geb. 1799), eines Juden Sohn, äußerlich zum Christenthume übergetreten, hatte zuerst in seinen Reisebildern, Buch der Lieder, Salon poetischen Geist und viel Gemüth geoffenbart, obwohl der Schalk bereits zu erkennen war. Bald trat er mit lüderlichen, frechen, schonungslosen Satiren gegen Alles auf, was hoch und heilig ist; vornämlich war sein Witz wider das Christenthum gerichtet. Charakterlos genug hatte er den Juden verläugnet und doch war in seinem Herzen der Shylock geblieben, der seine höllische Freude daran hat, dem Christen ein Stück Fleisch so nahe als möglich am Herzen auszuschneiden. Wie er dadurch die Gottesläugner auf seine Seite bekam, wußte er anderseits der Sinnlichkeit durch die unflätigsten Schilderungen zu schmeicheln. Noch jüngst hat sein „Romanzero" selbst deutsche Salondamen angezogen. Und doch, welches Geistes ist diese

Poesie? „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!“ so lautet ihre Parole. Mit dem Wolf im Rothkäppchen spricht sie: „Was ich fresse in meinen Leib hinein, das ist gewiß und wahrlich mein.“ Dasselbe Philisterthum, das auf den Bierbänken und an der Table d'Hote regiert, hat sich hier nur in das feine Gewand des Geistes gehüllt. Wie schön warnt Brentano vor diesem Geiste der Verneinung: „Flieh, es gilt deiner Börse, oder deiner Liebe, er läßt dir dafür einige hochbeinige Redensarten, gibt dir für deine Unschuld eine moderne Sünde, für dein Gottvertrauen ein unwandelbares Schicksal, für deine Einfalt einige freche Fragmente, für deinen Ammentrost ein Sonett, für deinen Schutzengel eine Ansicht; er stellt dich à la hauteur, wo der Teufel dem Herrn die Herrlichkeit der Welt zeigte, aber umgekehrt, du gibst ihm dein Brod, und er gibt dir einen Stein zurück.“ — Charaktervoller als Heine, aber einer der gefährlichsten demokratischen Schriftsteller war der sprachgewandte, scharfsinnige Ludwig **Börne** (geb. 1784), gleichfalls ein getaufter Jude, der gleich Heine von Paris aus seine Blitze nach Deutschland schleuderte. An diese Beiden schloß sich eine Reihe junger Literaten und Dichter an, welche in den 30ger Jahren unter dem Namen des jungen Deutschlands die öffentliche Meinung im liberalen Sinne zu bearbeiten suchten. Der bedeutendste unter ihnen war Karl **Gutzkow** (geb. 1811), ein ebenso fruchtbarer als grenzenlos eitler Vielschreiber von Kritiken, Romanen und Theaterstücken. Sein Roman in 9 Bänden: „Die Ritter vom Geiste“ liefert ein treues Bild des modernen Lebens, das Gutzkow viel besser studirt hat, als die christliche Kirche, die er völlig verkennt und verläumdet, wie auch sein neuester Roman in 9 Bänden: „Der Zauberer von Rom“ beurkundet. Einige seiner Dramen („Zopf und Schwert“ — „Uriel Acosta“ — „Urbild des Tartüffe“) sind auf der deutschen Bühne sehr populär geworden. — Den Schriftstellern „des jungen Deutschlands“, deren Namen und Werke täglich mehr in Vergessenheit gerathen, folgten die eigentlich politischen Dichter. Sie wandten sich nicht gleich den Jungdeutschen an die fashionable Welt, sondern an das Volk, dessen Begierden und Leidenschaften sie schmeichelten. Da wurden denn die Regierenden als Bedrücker und Blutsauger in wilden, zornigen Liedern angedonnert, da wurde das Elend der Proletarier und die Schwelgerei der Reichen von Leuten geschildert, die sich's selber bei Trüffeln und Champagner wohl sein ließen; da wurde der Glaube an Gott und ewiges Leben als ein Wahn dargestellt, und Fürsten und Priester mußten die Urheber alles Elendes sein. Thöricht genug waren es gerade die höheren Stände, welche diese gegen sie gerichtete Poesie begünstigten, bis es sich im Jahre 1848 zeigte, daß der große Haufen

seine Lehrmeister verstanden hatte. Abgesehen von dieser Gefährlichkeit für die öffentliche Ordnung war die politische Tendenzpoesie auch an und für sich betrachtet eine Ausartung. Gereimte Zeitungsartikel und versifizirte Kammerreden sind keine Poesie. Die wahre Kunst steht über politischen Parteien und Tagesfragen. Aus der Zahl der politischen Dichter nennen wir als die bedeutendsten, Georg Herwegh (geb. 1817), in seinen „Gedichten eines Lebendigen" ein ebenso starker Freiheitssänger, als im badischen Aufstande ein trauriger Freiheitsheld, der unter dem Spritzleder seines Wagens verborgen die Flucht ergriff. Charaktervoller war Gottfried Kinkel (geb. 1815), ein geist- und gemüthvoller Dichter, der weniger politische, als liebliche erzählende und beschreibende Gedichte verfaßte („Otto der Schütz"), sich 1848 an der Revolution betheiligte und in Folge dessen als Flüchtling außer Deutschland lebt. Ferdinand Freiligrath (geb. 1810) zeigte sich als phantasievollen Dichter und Meister der Sprache in malerischen Schilderungen tropischer Landschaften und Lebensbilder. Leider verfiel er später der leidenschaftlichsten Demokratie.

Dichter verschiedenen Strebens.

§. 31. Wenn alle Versemacher Dichter wären, so hätten wir Deutsche zu dieser Frist Ueberfluß an Poesie. Denn von einer Buchhändlermesse zur andern wird unsere Literatur um eine gute Zahl elegant in Goldschnitt und rothen Saffian gefaßter „Gedichte" bereichert. Es ist die Aufgabe der Literaturgeschichtschreiber, die Spreu vom Weizen zu sondern; hier können bei der Beschränktheit des Raumes aus den bekannten Namen wieder nur die bekanntesten hervorgehoben werden.

Unter denjenigen Dichtern, welche dem frivolen, ungläubigen und revolutionären Streben der poetischen Juden, Jungdeutschen und Demokraten mit der Macht der christlichen Begeisterung entgegen traten, ist außer den bereits oben genannten (§. 27) noch Emanuel Geibel zu nennen (geb. 1815 zu Lübeck). Seine Lieder voll musikalischen Wohlklanges stammen aus einem ächt deutschen, tief religiösen Herzen. Ihre Gefühlswärme und Innigkeit, sowie eine gewisse Weichheit und Wehmuth der Empfindungen, haben ihn zu einem Lieblingsdichter der Frauenwelt gemacht. Geibel ist seiner ganzen Natur nach Lyriker, doch versuchte er sich auch im Epos und Drama. „Sigurds Brautfahrt" ist neben des Rheinländers Joseph Simrock „Wieland der Schmied" eine der besten kleineren epischen Dichtungen unserer neueren Poesie. — Eine besondere, jedoch nur äußerliche Gruppe unserer Literatur bilden die Oesterreichischen Dichter. Außer den schon genannten Zedlitz

und Pyrker, sind Grün, Lenau und Halm die bedeutendsten. Anastasius Grün (geb. 1806), mit seinem eigentlichen Namen Alexander Maria Graf von Auersperg, ist einer der glühendsten Freiheitssänger, jedoch mehr im Sinne Schillers als der jüngsten politisch-revolutionären Dichter. Sein blinder Ungestüm reißt ihn nur zu oft zum Kampfe mit Windmühlen hin, so namentlich in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" und in der Dichtung „Schutt", die sonst reich an schönen Schilderungen sind. Auch Nicolaus **Lenau** (geb. 1802) ist im Sinne Grüns Freiheitssänger, nur mehr auf kirchlichem, als auf politischem Gebiet. Sein Hang zum Schwermüthigen und Elegischen ging zuletzt in förmlichen Wahnsinn über, so daß er in ein Irrenhaus zu Wien gebracht wurde. Eines seiner schönsten Gedichte ist „der Postillon". Die größeren Dichtungen: „Albigenser", „Savonarola", „Faust" sind reich an einzelnen Schönheiten, nur fehlt es ihnen an innerer Einheit. Glaubenskämpfe und Reformversuche in der christlichen Kirche bilden den Inhalt. Wie die politische Poesie mit den Fürsten verfährt, so Lenau mit den Priestern und Rechtgläubigen. Wer da treu der Kirche ergeben bleibt, ist ein Heuchler und Nichtswürdiger, während Abtrünnige als Märtyrer der Wahrheit erscheinen. Verschieden von diesen wandte sich Friedrich **Halm** (geb. 1806), mit seinem wahren Namen Franz Joseph Frhr. von Münch-Bellinghausen, mehr der romantischen Richtung zu. Das Studium der großen spanischen Dichter Lope und Calderon hatte ihn angeregt. Nach diesen Vorbildern dichtete er seine „Griseldis" und seinen mit ungeheurem Beifall aufgenommenen „Sohn der Wildniß", ein Drama von großen Schönheiten, besonders lyrischer Pracht der Sprache und kunstvollendeter Darstellung.

Anmerk. Wer sich mit den zahlreichen neueren Dichtern näher bekannt machen will, als es die Grenzen dieses Grundrisses gestatten, findet außer den unten genannten Lehrbüchern der deutschen Literaturgeschichte einen trefflichen Führer an C. Barthel (die deutsche Literatur der Neuzeit. 1851 und öfter).

Prosa. Volksschriften. Romane.

§. 32. Bei dem ungeheuren Reichthum der neueren deutschen Unterhaltungsliteratur können hier nur die bedeutendsten Erscheinungen hervorgehoben werden. Uebergangen sind alle jene in den vorausgehenden Paragraphen schon erwähnten Prosawerke, deren Verfasser zugleich Dichter waren.

Dèn Anfang einer wahren Volksliteratur machte im vorigen Jahrhundert August **Musäus** mit seinen „Volksmärchen der Deutschen", welche für ächte Märchen nur noch zu gekünstelt und satirisch sind.

Was nachher in dieser Gattung erschienen, wurde Alles übertroffen durch die unnachahmlich einfachen, naiven und wahrhaft volksmäßigen Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm. Als wahrer Volksschriftsteller erwarb sich Johann Peter Hebel (geb. 1760) sowohl durch seine „Alemannischen Gedichte" als durch seine herrlichen Erzählungen (die besten im „Schatzkästlein" gesammelt) zahlreiche Leser unter allen Ständen. Er war ein ehrlicher Schwabe von christlicher Gesinnung und deutschem Gemüth. — Den ächten Volkston hat nach ihm nur Einer so glücklich getroffen, auch ein Schwab, Alban Stolz in seinem zunächst für Katholiken geschriebenen „Kalender für Zeit und Ewigkeit." — Als die bekanntesten Volks- und Jugendschriftsteller sind noch zu erwähnen Jeremias Gotthelf, eigentlich Albert Bitzius, Verfasser trefflicher, meistens schweizerischer Volksgeschichten von kräftiger, religiöser Gesinnung, und Christoph von Schmid, Domherr in Augsburg, der erste aller deutschen Jugendschriftsteller, dessen dem Kindesalter höchst angemessene Erzählungen so großen Beifall fanden, daß ihnen eine ganze Sündfluth von Nachahmungen folgte.

Im eigentlichen Roman nimmt zu Anfang dieses Jahrhunderts Friedrich Richter, genannt Jean Paul, den ersten Rang ein. Er war geboren 1763 in Wunsiedel, aufgewachsen in stiller ländlicher Einsamkeit und dürftigen Verhältnissen, ohne Umgang und Schule. So blieb er ganz seiner eignen reichen Gefühlswelt überlassen und nahm einen Hang zum Stillleben an, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete. Seine Bildung war eine mehr zufällige, als regelmäßige; er las nur solche Bücher, die eben seiner Natur und Sinnesweise zusagten. Sein ganzes Leben blieb er jugendlich schwärmerisch für Ideale der Freundschaft, Liebe und Tugend. Aus dieser Richtung erklärt sich der ideale Charakter seiner Helden, welche stets als Muster von Vollkommenheit und Seelenreinheit erscheinen. Der andere charakteristische Zug seiner Schriften ist der humoristische. Vertieft in seine eigne innere Welt, verfolgt er die Außenwelt mit Spott und Ironie. Die Schreibart Jean Pauls ist schwunghaft, brillant, oft überladen und geschraubt bis zur Unverständlichkeit. Seine satirischen Erstlingswerke („Grönländische Prozesse", „Auswahl aus des Teufels Papieren") sind die genialsten. Sie erinnern zuweilen an den englischen Swift, in welchem Jean Paul sehr belesen war. In den darauf folgenden Romanen, unsichtbare Loge und Hesperus, zeigt sich schon jene Vermischung von Scherz und Ernst, Witz und Rührung, welche Jean Paul eigenthümlich ist. Er wollte Wehmuth und Heiterkeit zugleich erregen. Glücklicher war er in den rein humoristischen Romanen Quintus

Fixlein und Blumen- Frucht- und Dornenstücke (oder Ehstand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs), worin idyllisches Kleinleben der Studirstube mit großer Gemüthlichkeit geschildert wird. Als die bedeutendsten Romane Jean Pauls gelten Titan, ergreifende, obwohl übertriebene Schilderungen der titanischen Naturen des Zeitalters, und Flegeljahre, Geschichte zweier verschiedenartiger Brüder, von denen der eine das rührende Bild träumerischer Jugendunschuld, der andere Weltkenner und Humorist ist, also die beiden Richtungen der Jean Paul'schen Poesie anschaulich darstellen und durch den Zusammenstoß ihrer Ideale mit der prosaischen Welt komische Situationen herbeiführen. Die letzten, minder bedeutenden Werke Jean Pauls waren wissenschaftlicher Natur.

Die deutsche Romanliteratur der Neuzeit ist nicht an Fruchtbarkeit, wohl aber an Originalität und Frische hinter der englischen zurückgeblieben. In jüngster Zeit hat der Jude Berthold **Auerbach** (geb. 1812) eine neue Bahn eingeschlagen, indem er in seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten naturwahre und anmuthige Schilderungen aus dem bisher vernachlässigten Volksleben gab. Mit wahrer Meisterschaft hat er das Landvolk des schwäbischen Schwarzwaldes in seinem Haushalt und Stillleben belauscht und geschildert; nur hat er den Juden nicht verläugnet, der bei jeder Gelegenheit wider den Glauben und die Gebräuche der christlichen Kirche loszieht, sowie auch als echter Wühler überall darauf ausgeht, das Volk gegen Gesetz und Obrigkeit zu erbittern. Wie alles Neue und Originelle fanden auch die Dorfgeschichten unzählige Nachahmer, welche wenigstens das Gute hatten, die Schandliteratur der „Geheimnisse" von Paris, London, Berlin u. s. w. zu verdrängen und einen bessern Geschmack vorzubereiten.

Religion und Geschichtschreibung.

§. 33. Kein Volk hat auf dem Felde der Wissenschaft ein so ernstes, regsames und tiefes Streben bewiesen, wie das deutsche. Bei der großen Anzahl classischer Schriftwerke und der Bestimmung unseres Lehrbuches für die schöne Literatur folgen hier nur die bedeutendsten Namen.

Auf dem Gebiete der Religion ist die Kluft zwischen der protestantischen und katholischen Literatur heutzutage noch größer geworden, als zur Zeit der Reformation, indem sich die protestantischen Theologen immer weiter von dem Glauben an die Göttlichkeit der christlichen Offenbarung entfernt und zuletzt mit keckem Zweifel die Grundlehren derselben angegriffen haben. Die Vorbereitung dazu machte die Philosophie.

Schon Kant, der berühmte Philosoph von Königsberg (gest. 1804), hatte die Vernunft als die alleinige Quelle der Religion bezeichnet und das Christenthum nur wegen seiner schönen Moral angepriesen. Hegel, Professor der Philosophie zu Berlin (gest. 1831), gründete eine Schule, welche durch ihre Bestrebungen deutlich bewies, daß die Lehre des Meisters gegen das Christenthum gerichtet war, was man anfänglich läugnete. Einer der berühmtesten Hegelianer David Strauß suchte in seinem berüchtigten „Leben Jesu" die Lehre von der Gottheit Jesu Christi zu entkräften. Dieses Buch hat die religiöse Ueberzeugung vieler Gebildeten der protestantischen Kirche auf's Tiefste erschüttert. Als Prediger, welche noch am Offenbarungsglauben festhielten, haben Tholuk, Theremin, Harms und Krummacher großen Ruf erlangt.

Während aber die größten Theologen der Protestanten an dem Kampfe um Sein oder Nichtsein des geoffenbarten Glaubens Theil nahmen, wandten sich die katholischen Schriftsteller, als im ruhigen Besitze ihres Glaubens, mehr zur Darstellung desselben im Leben durch die Liebe. Große Theilnahme erregte der Bischof Sailer von Regensburg besonders durch seine mit Ehrfurcht für das Christenthum erfüllenden „Grundlehren der Religion" und die „Briefe aus allen Jahrhunderten." Zahlreiche Leser unter den Gebildeten fand Hirscher's klare und überzeugende Darstellung des Reiches Gottes in seiner „christlichen Moral" und noch mehr in seinen geist- und gedankenvollen „Betrachtungen." Auch Staudenmaier schilderte im „Geist des Christenthums" in anziehender Weise das Leben der katholischen Kirche. Neuerdings hat sich Beda Weber aus Tirol als Meister in origineller, blühender und hinreißender Schilderung bewährt. (Tirol und die Reformation — Predigten an's Tiroler Volk — Charakterbilder u. a.)

Die deutsche Geschichtschreibung war in Folge der von Frankreich herüber gekommenen Aufklärung lange Zeit von einem Geiste der Lüge und Bitterkeit gegen das katholische Mittelalter geleitet. In diesem Sinne ist Rottecks beliebte „Allgemeine Geschichte" und nach ihm eine Menge von Lehrbüchern geschrieben. Indessen waren es gerade protestantische Geschichtsforscher, welche auf eine bessere Bahn wahrheitsgetreuer Darstellung hinlenkten. Voigt, Leo, O. Klopp, Hurter, Gfrörer sind die berühmtesten unter ihnen, beide letztere zur katholischen Kirch übergetreten.

Anmerk. Wir enthalten uns, viele Namen berühmter Schriftsteller zu nennen, deren Werke doch schwerlich von Frauen gelesen werden. Für diejenigen, welche dennoch Etwas auf Namen halten, wollen wir wenigstens bemerken, daß Joh. v. Müller, Raumer, Ranke, Schlosser, Neander unter den Protestanten,

Aschbach, Döllinger, Fick, Höfler, Philipps und Weiß unter den Katholiken wohl die bedeutendsten Geschichtschreiber sind.

Aus der großen Zahl von Lehr- und Lesebüchern der deutschen Literaturgeschichte sind nur wenige für Frauen unbedingt geeignet und empfehlenswerth. Unter den Lehrbüchern bezeichnen wir die von Vilmar, Barthel, Holland, Brühl, unter den Lesebüchern die von Wackernagel, Kehrein, Bach, Bone, Mozart. Die für Frauen verfaßten Bücher von Nösselt, Kletke, T. Homberg können ihres einseitigen protestantischen Standpunktes wegen nicht empfohlen werden. Von größeren Sammlungen verdienen besonders Gödecke's „Mittelalter" und „Eilf Bücher deutscher Dichtung" wegen sachkundiger und charakteristischer Auswahl; Kurz's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur mit Proben," und Hub's „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter" wegen ihrer Reichhaltigkeit vorzügliche Empfehlung, obgleich auch diese Bücher für katholische Leserinnen noch Manches zu wünschen übrig lassen.

Zehnter Abschnitt.

Literaturen zweiten Rangs: der Niederländer, Skandinavier, Slaven, Ungarn und Neugriechen.

Niederländische Literatur.

§. 1. Volk und Sprache der Niederlande (Belgien und Holland) sind germanischen Ursprungs. Die Sprache zerfällt in zwei Hauptmundarten, das Flämische im Süden, das Holländische im Norden. Von Süden her hat das Französische dem Flämischen großen Abbruch gethan. Erst in neuester Zeit, seit der Trennung Belgiens von Holland (1830), hat sich die Jahrhunderte lang verachtete flämische Mundart wieder aufgeschwungen und eine Neuflämische Literatur erzeugt. Wie der Charakter der Niederländer einen Hang zum häuslichen, beschränkten Stillleben und zur behaglichen Mittelmäßigkeit zeigt, so ist auch die niederländische Nationalliteratur eine hausbackene, mittelmäßige, im niedern Land- und Stillleben heimische. Die bedeutendste Erscheinung der alten Zeit ist die Thiersage von Reinhart Fuchs, deren ursprüngliche Heimat in Niederland ist. Aus vereinzelten Erzählungen und Fabeln entstand nach und nach das ganze Thierepos, das alsdann die Grundlage neuerer Bearbeitungen in verschiedenen Sprachen wurde. Von älteren Dichtern der Niederländer ist keiner weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus zu großer Berühmtheit gelangt. In neuerer Zeit werden Bilderdijk und Helmers

als lyrische Dichter der Holländer gepriesen. Bekannter und beliebter ist auch in Deutschland Hendrik Conscience (geb. 1812) als trefflicher Novellendichter geworden. Er ist der Schöpfer der neuflämischen Literatur. Sein erster Roman, „das Wunderjahr", wurde mit unerhörtem Beifall aufgenommen. Auch die Romane: „Der Löwe von Flandern" und „Jakob von Artevelde" fanden große Theilnahme. Noch glücklicher war jedoch Conscience in eigentlichen Novellen, Dorfgeschichten und kleinen Erzählungen, welche durch die einfachste, sinnigste und frischeste Darstellung ausgezeichnet sind. Einige der schönsten wurden vom Fürstbischof Diepenbrock unter dem Titel „Vlämisches Stillleben" in's Deutsche übersetzt (1849).

Anmerk. Zur Kenntniß der niederländischen Poesie führen: v. Eichstorff's deutsche Blumenlese aus niederländischen Dichtern (1826); Mauvillon's Auswahl niederländischer Gedichte, deutsch (1841) und vielfache Uebersetzungswerke von Wolff.

Skandinavische Literatur.

§. 2. Gleich der niederländischen ist die Poesie der skandinavischen Völker (Island, Schweden und Norwegen, Dänemark) germanischen Ursprungs und Charakters. So kleinlich, spießbürgerlich und beschränkt sie in den Niederlanden erscheint, so großartig und riesenhaft im Norden. Viel länger als in Deutschland hat sich hier das alte Heidenthum im Glauben und Dichten des Volkes erhalten. Besonders war es das einsame, durch's Meer vom übrigen Europa geschiedene Island, auf welchem altheidnische Ueberlieferung am frischesten und reinsten fortlebte. Die älteste volksthümliche Poesie der Isländer bestand in epischen Gesängen von unbekannten Dichtern und aus unbekannter Zeit. Als diese Lieder bei der Ausbreitung des Christenthums zu verschwinden drohten, wurden sie (um das Jahr 1100) von einem gelehrten Priester Sämund Sigfusson in eine Sammlung unter dem Titel Edda (d. i. Aeltermutter Weisheit) vereinigt. Sie umfaßt das ganze heidnische Volksleben des Nordens in den zwei Abtheilungen: Götter- und Heldenlieder. Das älteste und wichtigste der Götterlieder ist Völuspa, oder die Weissagung der Seherin Völa, welches die Grundlehren des altnordischen Götterglaubens von der Weltschöpfung durch die Asen bis zum Weltuntergange darstellt. Der zweite Theil der Edda umfaßt die Heldenlieder aus der nordischen, mit der deutschen meist übereinstimmenden Heldensage von Sigurd, dem Drachentödter, den Niflungen, Gunnar (Gunther), Högin (Hagen), Gudrun, Atli (Etzel), Brynhild u. s. w. — Die Poesie der Eddalieder trägt den düstern, einförmigen, aber zugleich majestätisch-riesenhaften, furchtbaren Charakter des Nordlands.

Neben dieser volksthümlichen Dichtung gab es eine höfische, von den Skalden geübte, welche mit den celtischen Barden Aehnlichkeit haben. — Hochberühmt wurde im 13. Jahrhundert Snorri Sturleson als Verfasser der Heimskringla, einer poetisch großartigen Geschichte der Könige Norwegens mit vielen eingewebten Skaldenliedern. Ihm wird auch die jüngere Edda zugeschrieben (auch Snorra-edda genannt), eine Art Lehrbuch der Mythologie, Heldensage, Dicht- und Redekunst für angehende Skalden. Außer diesen besitzt die isländische Literatur noch eine Reihe älterer sagengeschichtlicher Werke in Prosa.

Mit der Verbreitung des Christenthums ging die heidnische Poesie der Skalden in Skandinavien zu Grabe; aber der heroische Geist der alten Zeiten lebte noch lange im Volke und brachte vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte einen Schatz der schönsten Volkslieder hervor, in welchen bald ungebändigtes Riesenleben, bald zarte Frauenminne, bald wilde Heldenkämpfe, bald Nixen- und Zaubermärchen in wundersam ergreifenden Weisen besungen werden.

Nachdem die alte großartige Poesie in Skandinavien verklungen war, trat eine Jahrhunderte lange Pause in Schweden, Norwegen und Dänemark ein. Erst in neuerer Zeit hat es im Norden wieder einige Dichter von Bedeutung gegeben. In Schweden ist Esaias Tegnér (gest. 1846) der berühmteste. Seine erzählende Dichtung: „Frithiofssage" in 24 Gesängen und verschiedenen Vers- und Strophenarten, ist durch die treue, klare und liebliche Darstellung der altnordischen Sage und Sitte ein Lieblingsbuch der Schweden und Deutschen geworden. Die zu Grunde liegende Sage ist folgende. Frithiof, der Starke, ein norwegischer Held, wirbt um die schöne Königstochter Ingebiörg. Ihre Brüder widersetzen sich der Werbung und geben die Schwester dem alten Könige Hring zur Gemahlin. Nach vielen Gefahren, welche Frithiof zur Uebung der Rache bestanden, kommt er endlich landflüchtig zu Hring, der ihn liebgewinnt und bei seinem Tode Gemahlin und Reich hinterläßt.

Unter den neueren schwedischen Schriftstellern haben sich vorzüglich zwei Frauen durch ihre Romane im Auslande Ruf erworben. Frederike Bremer (geb. 1802), glücklich in Schilderung weiblicher Lebensverhältnisse und Charaktere; sonst tragen ihre Erzählungen den Charakter des Alltäglichen, wie der Titel eines Romans „Skizzen aus dem Alltagsleben" richtig bezeichnet. Fruchtbarer, erfindungsreicher und phantasievoller war Emilie Flygare-Carlén.

Die neuere dänische Literatur steht der deutschen dadurch sehr nahe, daß die bedeutendsten Schriftsteller ihre Werke zugleich in dänischer und deutscher Sprache geschrieben haben. In komischen Erzählungen hat sich

Jens Baggesen (gest. 1826) ausgezeichnet („der vollendete Faust" — „Adam und Eva"), nur streift seine Poesie oft ans Gemeine und Frivole, und schwankt zwischen Glauben und Freigeisterei. Baggesen wurde weit übertroffen durch Adam **Oehlenschläger** (geb. 1779), einen durch Innigkeit, Anmuth und ritterlichen Sinn ausgezeichneten Dichter, den man mit Recht den deutschen Romantikern zuzählen kann. Er hat sich mit großem Glück sowohl im Epos als im Drama versucht. Am berühmtesten wurden sein dramatisches Mährchen: Aladdin oder die Wunderlampe, und seine Dramen: Correggio und Hakon Jarl. — In unseren Tagen ist der liebliche Märchendichter und Novellist Christian **Andersen** (geb. 1805) auch in Deutschland ungemein populär geworden.

Anmerk. Die ältere und jüngere Edda übersetzt und erläutert von K. Simrock. (1851); Volkslieder der Schweden in Talvjs Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen (1840), auch in W. Menzel's Gesängen der Völker (1851). — Tegner's Frithiofssage oft übersetzt, als v. Helwig, Mohnike u. A. Eine sehr anziehende Darstellung der schwedischen Poesie gibt L. Clarus in dem trefflichen Buche: „Schweden Sonst und Jetzt." Proben enthält Bömer's Schwedens Dichterhain und Geschichte der schwedischen Literatur (1853).

Slavische Literatur.

§. 3. Die Literatur der Slavischen Völker (Böhmen oder Czechen, Serben, Polen, Russen und einiger kleineren Stämme) hat erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt erregt. Besonders ist ihre Volkspoesie reich an schönen, originellen Liedern, deren Grundton ein melancholischer, klagender ist, wie denn die National-Musik der Slaven auch die Mollakkorde liebt. Die ältesten Denkmale der Poesie haben die Böhmen aufzuweisen. Die erst 1817 entdeckte, sogenannte „Königinhofer Handschrift" enthält eine Sammlung altclassischer patriotisch-kraftvoller Gedichte. Am reichsten hat sich die Volkspoesie der Serben entfaltet. Dieses Volk besitzt einen seltenen Schatz der herrlichsten Lieder, theils kleinerer erzählender, theils lyrischer Gedichte des mannigfaltigsten Inhalts. Von den Spielen der Jugend bis zu den ernstesten Momenten des Lebens sind alle Stimmungen und Gefühle des Herzens durchlaufen. Die Weise dieser Lieder ist sehr einfach, beinahe einförmig, doch allzeit frisch und klar, und für Gesang und Saitenspiel eingerichtet. Sie sind für Deutsche besonders durch die treffliche Uebersetzung von Talvj zugängig geworden.

In der polnischen Literatur war die Nachahmung ausländischer, besonders französischer Muster, dem Aufblühen einer ächt nationalen Dichtung hinderlich. Der berühmteste neuere Dichter Adam **Mickiewicz** (geb.

1798) hat eine selbstständige, romantisch-patriotische Bahn mit wahrhaft poetischem Geiste eingeschlagen, nur ist leider Byron, der in Polen beliebte Freiheitssänger, sein Ideal geworden. Mickiewicz ist ohne Zweifel der größte slavische Dichter. Seine Hauptwerke sind: „Konrad Wallenrod" und „Herr Thaddäus." —

Noch viel weniger national als die polnische ist die russische Literatur. Der bedeutendste Dichter der Neuzeit ist Alexander Puschkin (gest. 1837). Seine Poesie ist ein russischer Wiederhall der Byron'schen Zerrissenheit und Frivolität, die überhaupt in der fashionablen Russenwelt großes Glück machte. Puschkin begann seine Laufbahn als ingrimmiger Jakobiner und endigte sie als Bewunderer des Czarenthums.

Anmerk. Aus der reichen slavischen Uebersetzungs-Literatur nennen wir nur: Talvj's Volkslieder der Serben (1835). Kapper's Slavische Melodien (1844). Wenzig's slavische Volkslieder (1830), Ida von Düringsfeld, böhmische Rosen (1851). — Talvj's Uebersichtliches Handbuch einer Geschichte der slavischen Sprache und Literatur (1852).

Ungarische Literatur.

§. 4. So einladend zur Poesie die wortreiche und klangvolle Sprache der Magyaren ist, so unbedeutend erscheint doch ihre poetische Literatur. Volkspoesie blühte von alten Zeiten her im Ungarlande, aber sie wurde von den Gelehrten, welche lateinisch schrieben, und von den Gebildeten, welche französisch sprachen, vernachlässigt. Erst in neuerer Zeit hat eine Nationalliteratur begonnen. Der bedeutendste Dichter ist Alexander Petöfi (geb. 1823), dessen wahrhaft volksthümliche, bald leicht scherzende, bald ernst patriotische Lieder in kurzer Zeit so populär geworden sind, daß jeder Soldat und jede Bauerndirne sie im Munde führt. Besonders haben seine Schlachtlieder die ungarische Jugend während der Revolution von 1848—49 begeistert.

Anmerk. Magyarische Gedichte übersetzt mit einer kurzen Geschichte der mag. Poesie vom Grafen J. Mailath (1825). Eine „Blumenlese" von Toldy (1828). Petöfi's Gedichte übersetzten Dux (1846) und Kertbeny (1849).

Neugriechische Literatur.

§. 5. Die Verschiedenheit der neugriechischen von der altgriechischen Sprache hat ihren Grund in den politischen Veränderungen, welchen Griechenland seit dem Untergange der altgriechischen Freiheit ausgesetzt war, und in den Einwanderungen und in den Durchzügen fremder, besonders slavischer und romanischer Stämme. In ihrem eigentlichen Kerne ist sie keine andere, als die altgriechische, nur verderbte Volkssprache.

Eine neugriechische Literatur begann um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Charakteristisch ist die patriotische Richtung derselben von Anfang bis auf diesen Tag. Die Befreiung vom türkischen Joche war von jeher das Ziel der heißesten Wünsche des Griechenvolkes. Von dieser Sehnsucht ist seine Poesie ergriffen. Einen höhern Aufschwung hat sie erst in unsern Tagen genommen, als der Kampf um politische Selbstständigkeit das Volk begeisterte. Indessen ist noch kein neugriechischer Dichter zu europäischer Berühmtheit gelangt. Alexander Sutsos der bedeutendste aus ihnen hat begeisterte Kampf- und Freiheitslieder, sowie treffliche patriotische Satiren gedichtet. Viel reicher als die Kunstdichtung der Neugriechen ist ohne Zweifel ihre Volkspoesie. Hier offenbart sich die ganze Beweglichkeit, Energie, und poetische Fülle des griechischen Geistes. Vor allen sind die Klephtenlieder und die aus der Zeit des Freiheitskampfes herstammenden Volksgesänge ausgezeichnet. Die andern Volkslieder, theils kleine Genrebildchen des häuslichen und geselligen Lebens, theils edlere, romantische Weisen, sind in ihrer Zartheit und Gemüthlichkeit und in ihrem rührenden und schwärmerischen Ausdrucke dem ungekünstelten Gesang der Vögel oder den frischen Maienblüthen vergleichbar.

Anmerk. Neugriechische Volkslieder wurden übersetzt von W. Müller (1825), Firmenich (1840) u. A. Auswahl derselben in W. Menzels Gesängen der Völker. —

Druck von C. R. Schurich in München.

Schöppner, Alexander,

Kleine Literaturkunde mit Proben aus den Meisterwerken der alten und neuen Literatur ; zum Unterrichte für Töchter der gebildeten Stände

München 1863